

**Der Umbau der gesellschaftlichen Systeme in Goethes
»Wilhelm Meister-Romanen«**

In Anlehnung an die Systemtheorie von Niklas Luhmann

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades

der

Philosophie (Dr. phil.)

durch

die Philosophische Fakultät

der

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

vorgelegt von

Song-Suk Suh

aus Seoul, Südkorea

Betreuer: Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Volkmar Hansen

Düsseldorf November 2013

Inhaltverzeichnis

Einleitung	5
Kapitel 1	
Begriffserklärung von der Luhmannschen Systemtheorie als Voraussetzung für Interpretationsansätze	17
1.1. Zentrales Paradigma: System und Umwelt	17
1.1.1. System/Umwelt-Differenz als grundlegender Ausgangspunkt	18
1.1.2. Ist das System offen oder geschlossen? : das operativ selbstreferentielle System	19
1.1.3. Ständige Sinnproduktion und ständiges Komplexitätsproblem	23
1.2. Umfassendes soziales System : Gesellschaft	26
1.2.1. Nicht mehr durch Menschen, sondern durch Kommunikation	27
1.2.2. Besondere Eigenschaft von Elementen in den Gesellschaftssystemen : Ereignis	28
1.2.3. Die Selektion der Relationen zwischen den Elementen: Struktur	30
1.2.4. Strukturänderung und Evolution : nicht mehr durch Kausalverhältnis sondern durch Kontingenz	32
1.2.5. Theoretische historische Betrachtung der Gesellschaftsdifferenzierung als Ergebnis der Evolution	35
1.2.5.1. Natürlichstes Differenzierungsprinzip : segmentäre Differenzierung	37
1.2.5.2. Hierarchische Ungleichheit : stratifikatorische Differenzierung	38
1.2.5.3. Multizentrisches Gesellschaftsmodell : funktionale Differenzierung	40
1.3. Kleinstmögliche Einheit eines sozialen Systems : Kommunikation	44
1.3.1. Wer kommuniziert, Menschen oder Systeme?	45
1.3.2. Nicht mehr durch Übertragung, sondern durch Selektion	47
1.3.3. Grundlegendes Kommunikationsmedium : Sprache	51

1.3.4.	Vergrößerung der „Reichweite sozialer Redundanz“ (GG. S. 258) : Schrift als Verbreitungsmedium	54
1.3.5.	Verhältnis von Egos Motivation und Alters Selektion : Symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium	58
1.4.	Anschließen an die hochkomplexen Umweltbedingungen : Strukturelle Kopplung	64
Kapitel 2		
»Wilhelm Meister Romane« als ein Differenzierungsmodell in Hinsicht auf zwei Eigenschaften		68
2.1.	Wilhelms Lebensweg in Richtung auf die Erweiterung der Teilnahme an verschiedenen Teilgesellschaften	69
2.2.	Die evolutive Kompositionsweise in Richtung auf die Erweiterung der Mitteilungsstrategie	82
Kapitel 3		
Gesellschaftsdifferenzierung und semantische Evolution in »Wilhelm Meister-Romanen«		91
3.1.	Stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft : Es gibt Menschen mit und Menschen ohne dignitas	98
3.1.1.	Die Rangunterschiede, überschreitbar oder abgemildert? Fragwürdiges und krisenhaftes Problem des vormodernen Gesellschaftssystems	101
3.1.2.	Ist die Verfassung der Gesellschaft selbst schuld?: Wilhelm und sein hochgesellschaftlicher Kreis	125
3.2.	Funktional differenzierte Gesellschaft : Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten ¹	140

¹ Dies ist Jarnos, später Montans zeitgeistliche Proklamation, Vgl, FA. 10, S. 295.

3.2.1. Inklusion/Exklusion in der funktionalen Gesellschaft und der unheilbare Aspekt der sozialen Ungleichheit und Integrationskrise	143
3.2.2. Wer trifft kollektiv bindende Entscheidungen? : Politiksystem	164
3.2.2.1. Turmgesellschaft nicht mehr als Bildungsinstanz, sondern als politische Organisation	170
3.2.2.2. Andersartiges Urteil der Verbannung : Wanderergruppe	181
3.2.3. Am Anfang war ungleiche Verteilung der Güter : Wirtschaftssystem	195
3.2.3.1. Die Entdeckung des wirtschaftlichen Mediums und deren verschiedene Aspekte	200
3.2.3.2. Von Boden zu Kapital: neuartige Eigentumsform des Adels und Arbeitsverhältnis als ungleiche Differenzierungsform im Wirtschaftssystem	212
Schlussbemerkung	239
Literaturverzeichnis	244

Der Umbau der gesellschaftlichen Systeme in Goethes »Wilhelm Meister-Romanen«

In Anlehnung an die Systemtheorie von Niklas Luhmann

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiemit nun der ganze innere Goethe gezeichnet sei. Man kann diesen außerordentlichen Geist und Menschen mit Recht mit einem vielseitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe spiegelt. Und wie er nun in verschiedenen Verhältnissen und zu verschiedenen Personen ein anderer war, so kann ich auch in meinem Falle nur in ganz bescheidenem Sinne sagen: dies ist mein Goethe.

Eckermann
In: Vorrede, Gespräche mit Goethe

Einleitung

Im Rahmen des kunstphilosophischen geisteswissenschaftlichen Diskussionskreises hat die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Gesellschaft eine besondere Position eingenommen. Die Tatsache, dass diese Fragestellung eine lange Geschichte ausgemacht hat, exponiert einerseits es, dass das Bemühen, eine eindeutig befriedigende Antwort darauf zu erwerben, bisher zu ambivalenten und damit nur ungenügenden Ergebnissen geführt hat. Andererseits ist es dennoch wenig zu verleugnen, dass das Streben nach der Lösung, in dessen Durchführung je neue Versuche zu einem neuen Theoriemodell in verschiedener Weise unternommen wurden, die Erweiterung des geistes- und literaturwissenschaftlichen Spielraumes möglich gemacht hat.

Seit dem 18. Jahrhundert ist die Antwort auf jene Frage nach dem Verhältnis von

Kunst und Gesellschaft, wenn auch das Theoriespektrum immer breiter geworden ist und demgemäß die darauf beruhenden Vorstellungen voneinander immer größer abgewichen haben, vornehmlich in zweierlei Hinsicht beobachtet worden; es handelt sich einerseits um den Glauben an die Erreichung der absoluten Autonomie der Kunst, andererseits um die unvermeidliche Abhängigkeit zwischen Kunst und Gesellschaft.

Die seit Hegel verbreitete Behauptung über die künstlerische Autonomie beruht auf der Argumentation, dass das Kunstwerk nicht mehr bloß als eine Nebenrolle für irgendeine fremde Absicht, sowie entweder die Repräsentationsfunktion für eine hohe Gesellschaft und Religionsdogmatik oder erzieherisch zweckmäßiges Hilfsmittel aufgefasst werde, sondern als ein Selbstzweck, der im Horizont des eigenständig aufgestellten Kriteriums den aus dieser Eigenständigkeit hergeleiteten Wert besitze. Demzufolge „gilt [...] Originalität oder Authentizität eines Kunstwerks als Bedingung seines ästhetischen Wertes.“ (KG². S. 135) In einem solchen Sinne soll das Kunstwerk daher, wenn es schön ist, immer eine neu erfundene Sache sein; „es hat etwas Unerwartetes, etwas Unerklärliches, [...] etwas Neues an sich“ (KG. S. 113), sonst wäre es nichts anderes als ein Klischee.

Parallel zu der Kondensierung der Autonomie der Kunst beginnen Künstler als die das Kunstwerk Schaffenden auch hochgeschätzt zu werden. Das liegt nunmehr nicht daran, dass sie nur als talentierte Diener den ihnen gegebenen Auftrag nach dem Geschmack der Kunstliebhaber, die vornehmlich einer erstklassigen Gesellschaft angehörten, vollzogen haben, sondern daran, dass sie durch ihre kreative Inspiration die Schönheit reflektierende Sache, die ohne Anlehnung an etwa moralische religiöse Richtlinien oder an eine Erkenntnisform mittels bloß der Selbstbezogenheit des Schönen beurteilt werden soll, geschaffen haben. Darüber hinaus wächst die neue Erkenntnis der Künstler über sich selbst, der zufolge müssen sie sich nicht mehr zum alten Qualitätskriterium bekennen, sondern eher vermögen sie sich ästhetisch eigenwertigen Normen zuzuwenden, die nichts mit dem konventionellen Nachahmungsstil zu tun haben. Es geht somit um die Unabhängigkeit der Kunst von jenen Ordnungen.

² Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/M 1995.

Abgesehen von dem Versuch, die künstlerische Authentizität zu rechtfertigen, ist eine andere, nämlich gegenseitige Behauptung aufgestellt worden, dass die der Kunst zugewiesene Autonomie nur insofern anerkannt wird, als man erkennt, dass die Kunst „von vielen Voraussetzungen abhängig ist, unter denen gesellschaftliche Tatbestände zu den wichtigsten gehören.“³ Hegel beispielsweise plädiert zwar für die Emanzipation der Kunst von der Philosophie, aber verzichtet nicht auf die historischen gesellschaftlichen Bedingungen. Nach ihm befindet sich die Kunst in der menschlichen Gesellschaft, in der sie sowohl ihr Entwicklungsgesetz sucht, als auch das „Präsenthalten von Vernunft und Freiheit in jeweiliger geschichtlicher Konkretion“⁴ widerspielt. Auf dieser Ebene besteht die Rolle der Kunst doch nicht in dem Ausdruck dessen, was von dem frei bewegenden Geist produziert wird, sondern in „eine[r] angemessene[n] Reflexion des tatsächlichen geschichtlichen Prozesses“⁵. Marx sieht jedoch in dieser geschichtlichen Entwicklung die Unvermeidbarkeit des gesellschaftlichen Widerspruchs, der aus den ungleich evoluiierenden Produktionsverhältnissen resultiert. Für den materialistischen Theoretiker soll die Kunst ausnahmslos der gesellschaftlichen historischen Umwälzung unterworfen und dort den Auftrag durchführen, die Wirklichkeit der sozialen Verhältnisse wiederzugeben.

Adorno hält gleichmäßig „an der gesellschaftlichen Relevanz der Kunst“⁶ fest, wenn auch er von „de[m] Charakter der Kunst als autonom und als fait social“⁷ spricht. Nach ihm sei die Kunst „eine Art Kompass, der den Geist der Zeit [...] anzeigt“⁸. Die Kunst solle ein gesellschaftliches Phänomen nachvollziehen, weil „das künstlerische Subjekt an sich gesellschaftlich [ist], nicht privat.“⁹ Die Kunst

³ Jürgen H. Petersen, Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft, Berlin 2006, S. 147.

⁴ Annemarie Gethmann-Siefert: Einführung in Hegels Ästhetik, München 2005, S. 100.

⁵ Rolf Günter Renner: Literatur und Gesellschaft. In: Dorothee Kimmich/Rolf Günter Renner/Bernd Stiegler (Hrsg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart, Stuttgart 2003, S. 72.

⁶ Arne Klawitter, Michael Ostheimer: Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen, Göttingen 2008, S. 57.

⁷ Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 16.

⁸ Arne Klawitter, Michael Ostheimer: Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen, Göttingen 2008, S. 57.

⁹ Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 343.

könne sich nur „durch ihren Scheincharakter“¹⁰ von der wirklichen Gesellschaft entfernen, denn sogar die asoziale Eigenschaft der Kunst ist schließlich nichts anderes als die bestimmte Negation der bestimmten Gesellschaft.¹¹ Es ist daher die Konsequenz, dass die Kunst „als Produkt gesellschaftlicher Arbeit des Geistes stets fait social“¹² bleibt. Wer von der Autonomie der Kunst ausgehen will, muss somit „de[n] Doppelcharakter der Kunst“¹³ voraussetzen, das heißt: Der Charakter „von Autonomie und fait social äußert stets wieder sich in handfesten Abhängigkeiten und Konflikten der beiden Sphären.“¹⁴

Dementsprechend verweist man auch auf den Doppelcharakter des Künstlers: der Künstler kommt zum einen als ein autonomer Mensch vor, der unabhängig von jeder sozialen Ordnung ist, zum anderen als ein sozialer Mitmensch, der aus der Gesellschaft keinesfalls ausgeschlossen wird. Aber folgt man der Adornoschen Annahme, macht es sich plausibel, dass die Untrennbarkeit zwischen Mensch und Gesellschaft der vollständigen Freiheit des menschlichen Geistes vorgezogen wird. Obwohl der Künstler sich ganz freiwillig der ästhetischen Tätigkeit hingibt und ohne äußerlichen Einfluss sich entscheidet, was er machen will, bedeutet dies jedoch nicht, dass er alle gesellschaftlichen Zusammenhänge überhaupt verweigern und sich davon gründlich isolieren lassen kann. Sogar im Verlauf, in dem z. B. eine gesellschaftsfeindliche asoziale Einstellung im Bewusstsein des Künstlers konsolidiert wird, ist es nur selten negierbar, dass dafür die sozialen Lebensverhältnisse um ihn umher eine notwendige Rolle spielen, in dem Sinne, dass eben das vom Lebensbezug distanzierte Verhalten selber als eine bestimmte, genauer gesagt, eine negativ intendierte Bezüglichkeit zur Gesellschaft, begriffen wird.

Die einleitende Diskussion über das Verhältnis zwischen Kunst und Gesellschaft nimmt in Weiteren die Frage nach dem Wesentlichen der Gesellschaft in Anspruch, nämlich, wie man dann die Gesellschaft definiert. Zuzugabe der klassischen Soziologie besteht die Gesellschaft aus den Menschen, die durch ihre Handlungen eine

¹⁰ Rolf Günter Renner: Kritische Theorie. In: ders. u.a. (Hrsg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart, S. 115.

¹¹ Vgl. Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, S. 335.

¹² Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 335

¹³ Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 16.

¹⁴ Theodor Adorno: Ästhetische Theorie, Frankfurt 1970, S. 340.

gesellschaftlich notwendige Ordnung aufbauen und überprüfen können, ob die bereits konstruierte Gesellschaftsordnung umgewandelt werden soll. In Anlehnung an die subjekttheoretische Auffassung berechtigen sich die Menschen, nicht nur den gegebenen Ordnungskonjunkturen neue Sinnggebung zuzuweisen, sondern auch auf eigentümliche Weise sein Erleben und Handeln zu bereichern. Bei dieser Begriffsbestimmung tritt vor allem der Mensch in den Vordergrund.

Die Gesellschaft ist im anderen Sinne eine Kommunikationswelt, in der die Menschen nicht allein verbleiben, sondern unter Benutzung von unterschiedlichen Medien ihre Erleben und Handlungen ineinandergreifen lassen, dadurch spielt sich die lebhaft Wechselwirkung zwischen dem Eindruck und dem Ausdruck in der Menschenwelt ab. Im Bereich der sogenannten Kunstgesellschaft z. B. nehmen die Menschen an der Kommunikationswelt teil, indem sie sich, sei es als Produzenten oder Rezipienten, sei es als Laienkünstler oder philisterhafter Sammler, auf ein Kunstwerk einlassen. Es handelt sich dabei darum, ob sie sich über die von dem Kunstwerk erweckten Auffälligkeiten informieren, in dem Sinne, dass erst diese künstlerischen Erfahrungen, sei es begeistert oder enttäuscht, Anlass dazu geben, eine annehmende oder ablehnende Reaktion von anderen auszulösen. Für den Kommunikationsanschluss erscheint das Kunstwerk nicht als eine eigenwertig befindliche Sache, sondern als ein Kommunikationsmedium oder Kommunikationsgegenstand.

Der bisherigen kurzen Skizzierung über den Zusammenhang zwischen Kunst und Gesellschaft, in dem nach der antinomischen Denkart zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung der Kunst und übrigens der Begriffsdefinition der Gesellschaft gefragt wird, kommt ebenso das Verhältnis von Literatur zur Gesellschaft gleich. Denkt man innerhalb der Literaturwissenschaft über diesen Sachverhalt nach, sollte man die zweckfreie literarische Tätigkeit nur unter der Bedingung akzeptieren, dass die Literatur nach wie vor sich in den sozial-kulturellen Zusammenhang einbezieht.¹⁵ Darüber hinaus in Hinsicht auf Literaturkritik oder Literaturinterpretation, innerhalb deren es auf einzelne Literaturwerke ankommt, sind die Forschungsansätze zu diesen reziproken Wirkungen zwischen Literatur und

¹⁵ Vgl. Hans Norbert Fügen: Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden, 6. Aufl., Bonn 1974, S. 120.

Gesellschaft bestimmt nicht übersehen worden. Die literaturwissenschaftliche Normativität macht daher die sprachbezogene Kunst aufmerksam auf die Rolle der Widerspiegelung, genauer gesagt: Die Leistung und die Aufgabe der Literatur besteht nicht in der einfach nachahmenden „Wiedergabe sozialer Fakten“, sondern in der Reaktion „auf bestimmte sozialhistorische Probleme.“¹⁶ Demgemäß solle eine gute Literatur, wie Georg Lukács dachte, „die Wirklichkeit <richtig> [...], d. h. ihr Wesen und ihre historische Tendenz“¹⁷ widerspiegeln. Die Literatur, die das 18. Jahrhundert in Europa beschreiben will, beispielsweise, kann die Entwicklung des Bürgertums, in deren Verlauf die Aspekte der Änderung der Gesellschaftsstruktur und deren Anlässe beobachtbar sein mögen, wiedergeben.

Mithilfe der untergeordneten Kategorie der Literaturwissenschaft, nämlich der sozialgeschichtlichen Ansätzen oder sozialgeschichtlicher Theorie haben die Forscher versucht auf die daran anschließenden weiteren Fragen zu antworten: Wenn die Literatur nunmehr als soziale Praxis gilt, „inwiefern und in welchem Maße [wird] die Literatur von der Gesellschaft beeinflusst oder gar determiniert“¹⁸, ob oder wenn ja, wie wirkt der Strukturwandel der Gesellschaft sich auf die Funktion der Literatur aus. Mit Bezug auf das Hauptinteresse dieser Arbeit darf die Frage auch nicht ausgeschlossen werden, ob oder wenn ja wie „der Einfluss gesellschaftlicher Umstände auf die Entstehung bestimmter literarischer Phänomene [...] zutage [liegt]“¹⁹.

Wenn man sich einen Überblick über die deutsche Romangeschichte verschafft, so ist ohne Schwierigkeit zu erkennen, dass eine große Menge von Interpretationsversuchen über die Goetheschen »Wilhelm Meister-Romane«²⁰ im Horizont von der gerade erwähnten Kettenfrage unternommen worden ist. Die bündige, doch einprägsame Bemerkung von Georg Lukács, dass „Goethes »Wilhelm Meister« das bedeutendste Übergangsprodukt der Romanliteratur zwischen dem 18. und 19.

¹⁶ Helmut Brackert, Jörn Stückrath (Hrsg.): Literaturwissenschaft, 8. Aufl., Hamburg 2004, S. 611.

¹⁷ Helmut Brackert, Jörn Stückrath (Hrsg.): Literaturwissenschaft, S. 606.

¹⁸ Arne Klawitter, Michael Ostheimer: Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen, S. 51.

¹⁹ Jügen H. Petersen, Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft, S. 149.

²⁰ In der vorliegenden Arbeit inkludiert die Bezeichnung »Wilhelm Meisters-Romane« Wilhelm Meisters Theatralische Sendung(1911), Wilhelm Meisters Lehrjahre(1795/1796), Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden(1829) zusammen.

Jahrhundert [ist]“²¹, mag von nur wenigen Literaturwissenschaftlern eingewandt werden. Die prosaischen »Meister-Serien«, mit denen gerade von der Erscheinungszeit noch bis zum heutigen Tag sich zahlreiche Literaturtheoretiker und Goethe-Forscher beschäftigt haben, durchlaufen eine mehr als 50 jährige Entstehungsgeschichte, die sich dadurch auszeichnet, dass die Konzentration des Verfassers auf die Geschichte von Wilhelm auf die Hindernisse gestoßen haben soll, sowie entweder absichtliche oder unerwartete langjährige Pause wegen z. B. der ämtlichen Arbeit und der Reise nach Italien oder wegen der sporadisch aufkommender Hilflosigkeit bei der Dichtungsarbeit. Der entstehungsgeschichtliche Tatbestand impliziert, dass es ein Beziehungsgeflecht zwischen Goethes ungewollter Unterbrechung und äußerlicher Situation, in der er die umfangreiche Strukturumwälzung der europäischen Gesellschaft betrachtete, geben müsste. Auf dieser Ebene dienen dem Ansatz für die Romaninterpretation die von Lukács vorgezogenen Ausdrucksmittel wie „Übergangskrise“, „Übergangszeitalter“²² und „Übergangscharakter“²³, insolange, als man von dem untrennbaren Verhältnis zwischen den prosaischen Kunstwerken und der Gesellschaft ausgeht.

Daraus ist es auch ablesbar, dass eben die komplizierte langfristige Entstehungsgeschichte das Lebensverhalten des Romandichters zur Schau stellt, das heißt: Goethe ist nicht so ein Mensch wie derjenige, der in seiner eigenen Welt versunken liegend von allen Wirklichkeitsverhältnissen abgewandt ist, sondern so sozial, empfindlich und wissenbegierig, dass er die historisch und gesellschaftlich signifikante Verwandlung nicht absieht, eher im Gegenteil darauf reagieren und anspielen kann. In den »Wilhelm Meister-Romanen« sind damit sowohl Goethes subjektiv wahrgenommene Eigenwelt und seine spielerische imaginative Aktivitäten, als auch die damalig aktuellen sozio-kulturellen Zusammenhänge, die auch die anderen Zeitgenossen interessierten, enthalten. Es ist somit plausibel, dass die literaturanalytische Forschung sich auf den in den Romanen widerspiegelten gesellschaftlichen Wandlungsprozess, der, wie gesagt, als ein Faktor für die inhaltliche

²¹ Georg Lukács: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: ders.: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten, Neuwied/Berlin 1964, S. 69.

²² Georg Lukács: Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 84.

²³ Georg Lukács: Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 85.

und strukturelle Gestaltung der Romane erscheint, orientiert.

Anschließend an den kurz angeführten Hintergrund tritt nun das Hauptthema dieser Arbeit in den Vordergrund, das heißt: Die Arbeit widmet sich dem Versuch, den gesellschaftlichen Umbau in Goethes »Wilhelm Meister-Romanen« in Anlehnung an die Systemtheorie von Niklas Luhmann zu interpretieren. Hierzu wird nämlich die Luhmannsche Theoriearchitektur eingesetzt, die einen Raum für die neue Beobachtungsperspektive, mit der man die gesellschaftlichen Bewegungen auf einer anderen Ebene erfährt, eröffnet. Es ist augenfällig, dass es fast keinen Abstand zwischen dem von Luhmann bestimmten Zeitalter, in dem eine Funktion, gewiss nicht mehr die Ständeordnung leitmotivisch die Gesellschaftsdifferenzierung steuerte, und dem Entstehungszeitraum, in dem die mit dem »Meister« gemeinsam betitelten Romane erschienen, gibt.

Luhmann ist der Auffassung, dass diese Ausdifferenzierung der Gesellschaft „ nur ein einziges Mal realisiert worden [ist]: in der von Europa ausgehenden modernen Gesellschaft“ (GS1²⁴. S. 27), und überdies dass „[d]ie Umstellung eines gesamten Gesellschaftssystems auf eine primäre, die Gesamtordnung bestimmende Differenzierung dieses Typs [...] erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts [...] eine kaum mehr reversible Lage“ (GS1. S. 27) erreicht hat. Unter der Prämisse betrachtet man das 18. Jahrhundert als den Zeitraum, in dem parallel zu dem Umbruch der alten Regulierung sich auch ideen-, kultur-, und gedankengeschichtlich ausschlaggebende Transformationen ereigneten.

Vor dem Hintergrund wird der Interpretationsversuch auf die Fragestellung eingehen, wie und inwiefern diese Romane das geschichtlich spezifische Phänomen, in dem die Ausdifferenzierung des Gesellschaftssystems je nach Funktion, nicht mehr nach „Maßgabe von Schichtdifferenzen“ (GS1. S. 26) verläuft, veranschaulichen. Dabei handelt es sich in erster Linie um die Begrenzung von methodologischen Orientierungshorizont, anders gesagt, um die Aufstellung von einem bestimmten Selektionskriterium der Begriffe. Aus diesem Grunde ist im ersten Kapitel die Begriffsmenge aufzuklären, aus denen die Luhmannsche Systemtheorie, die erklärt, wie eine Gesellschaft sich aufbaut, zusammengesetzt wird. Die voraus-

²⁴ Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M 1980.

setzende Aufgabe für die Argumentation geht davon aus, dass es keine Begriffe gibt, die allgemeingültig aufgenommen werden, also die über alle Bedeutungsabweichungen hinausgelangende Verständigung garantieren, obwohl man nicht verweigert, dass die Begriffe selbst eine Schlüsselrolle als Bauelement für eine Theoriekonstruktion spielen.

Wer sich mit einem Theoriedesign befassen will, dem geht es darum, wie die Begriffsdefinition innerhalb des Theoriegebäudes benutzt und aufgeklärt wird. Eine Begriffsdefinition, etwa ›Kunst‹, ›Literatur‹, ›Gesellschaft‹ oder ›Mensch‹, als elementarer Faktor für den Theoriebau und das Theorieverständnis verändert sich jedoch stets, wie begriffsgeschichtliche Forschungen gezeigt haben. Dies liegt daran, dass der Sinngehalt eines Begriffes sich im Laufe einer Geschichte akkumuliert und ausdifferenziert. Die Akkumulierung und die Ausdifferenzierung wirken ebenso auf die ständige Veränderung der entsprechenden Theorie selbst ein, in dem Sinne, dass die Theorie je nach der auf unterschiedliche Weise hinzugefügten Begriffsmenge ihr eigentliches Beobachtungsfeld erweitert oder vertieft und auch umgekehrt gilt es; die so veränderte Theorie ihrerseits beeinflusst weiterhin eben den zuvor bereits auf eine neue Ebene gelegten Begriff. Demgemäß sollte die Annahme von der allgemeingültigen Tragweite der Begriffsdefinition in einem Theoriegebäude disqualifiziert werden, stattdessen bedarf die Theorie einer begrifflich begrenzten Selektion, damit das entworfene Theoriedesign erfolgreich gezeichnet werden kann.

Problematisch und ebenfalls wohl bekannt ist, dass die Luhmannsche Begriffe, die für seine Systemtheorie eingesetzt werden, schon weit entfernt von dem konventionell überlieferten Konzept sind. Der Begriff Gesellschaft z. B. steht auf einer ganz anderen Ebene; Nach Luhmann besteht die Gesellschaft aus Kommunikation, nicht aus Menschen (Vgl. SS²⁵. S. 192), und deshalb soll die in der soziologischen Klassik vorherrschende Behauptung, dass Gesellschaft aus Menschen oder menschlichen Handlungen bestehe, aufgehoben werden, wobei allerdings doch niemand leugnen kann, „daß es ohne Menschen keine Gesellschaft gäbe.“²⁶ Zudem

²⁵ Niklas Luhmann: Soziale Systeme, Grundriß der allgemeinen Theorie, Frankfurt/M, 1984

²⁶ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, 4. Aufl., München 2000, S. 155.

scheint kaum akzeptierbar die grundlegende These im Systemtheorie, dass der Mensch nicht kommunizieren kann, „nur die Kommunikation [...] kommunizieren“ (GG²⁷. S. 105). Dabei wird die Kommunikation nicht als ein Übertragungsprozess, in dem die Menschen mitteilen, irgendwas er denkt, sondern „als besondere Realität konstituierende Prozeß“ (SS. S. 193) definiert. Die bekannte vielzitierte Formulierung bringt zum Ausdruck, dass die Grenze der Gesellschaft nicht von territorialen Kriterien, die den menschlichen Lebensraum räumlich und soziokulturell abgrenzen, bestimmt werden kann, sondern von den Grenzen der Kommunikation²⁸. Versteht man daher unter ebenso der Gesellschaft wie der Kommunikation und versucht mithilfe derjenigen Theorie die Goethesche Dichtungskunst zu analysieren, so dann ist die Vorbereitungsarbeit notwendig, die spezifisch limitierten Begriffe vertraut zu machen, was im ersten Kapitel behandelt wird.

Im zweiten Kapitel wird die Suche nach dem Anhaltspunkt zwischen Goethes Romanen und Luhmanns Systemtheorie, insbesondere Gesellschaftstheorie thematisiert. Dabei geht es um die Fragestellung, ob die Konvergenz zwischen dem großen Diskurs des 20. und 21. Jahrhunderts über die Aufklärung der Gesellschaftsdifferenzierung und der vor zweihundert Jahren erschienen, und literaturgeschichtlich als hochangesehen anerkannten Prosa-Kunst sich verdeutlichen lässt.

Das in diesem Kapitel ausgelagerte Beobachtungsspektrum beruht auf der folgenden Voraussetzung: »Wilhelm Meister-Romane« werden als eine große Geschichte, also als eine Einheit aufgefasst, in dem Sinne, dass der Leser die Weltkenntnis eines Protagonisten in einer gesamten Gesellschaft begleiten kann, obwohl die drei Romane nicht nur eine jeweils unterschiedlich eigenwertige Entstehungsgeschichte zwischen den 1770er und den 1830er haben, sondern auch jeweils eine verschiedenartige Themenvertiefung intendieren. Diese einheitskonzipierende Erfassung besagt dadurch nicht, dass es dabei darum geht, ob von der »Sendung (TS)« über die »Lehrjahre (WML)« bis zu »Wanderjahren (WMW)« die Handlungen nur entlang Wilhelms Lebensspuren chronologisch ablaufen, besagt auch nicht, dass serienweise eine inhaltliche Handlungseinheit mit deutlicher Konsequenz enthüllt ist.

²⁷ Niklas Luhmann: die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt 1997.

²⁸ Vgl. Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, 2. Aufl., Köln 2003, S. 62.

Vor dem Hintergrund folgt das 2. Kapitel erstens dem Wilhelmschen Lebensweg, auf dem er zunächst in der »Sendung« als alleine Hauptdarsteller die gesamte Handlung geleitet hat, und in den »Lehrjahren« mehr oder weniger als führender Mitglied einiger Organisationen an der Handlung teilgenommen, und am Ende in den »Wanderjahren« meistens als bloß Beobachter, daher doch nicht als Zentralfigur am Rande der Geschichte gestanden haben soll. Die Analyse geht damit davon aus, dass die veränderte Position Wilhelms und deren Konstellation und der in den Romanen dargestellten Umbau der Gesellschaft sich zueinander in Beziehung setzen lassen. Den Knotenpunkt sieht man auch in der Goetheschen Darstellungsstrategie, deren Mannigfaltigkeit als das zweite Thema des Kapitels die soziale Umwälzung widerspiegeln soll, wodurch das 2. Kapitel eine überrückende Rolle spielt.

In dem dritten Kapitel wird die gesellschaftliche Differenzierungskonstellation, die wie gesagt in Goethes fiktiver Welt explizit oder implizit beschrieben wurde, in ausführlicher Weise nachvollzogen. Es fragt sich nämlich, wie und auf welche Weise die Gesellschaft umgebaut wurde. Bei dem Analyseversuch kommt es zuerst nicht auf die historische positivistische Frage an, was in der europäischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert bis weit ins ausgehende 19. Jahrhundert wirklich passiert ist, selbst wenn man die Tatsache nicht ignorieren darf, dass die »Meister-Romane« ja durchaus nicht außerhalb der Gesellschaft hätten entstehen können²⁹, ebenfalls selbst wenn Goethe als Sachwissenschaftler und wissenssuchender Leser es, was zeitgenössisch aktuell Vernommenes war, in seine Prosawelt hineingezogen hat. An die Stelle wird eine andere Annährungsweise, anhand deren diese Arbeit sich vornehmlich mit der zweiten fiktiven Realität, also mit der von realer Realität abgesetzten eigenen Realität befassen will³⁰, in den Blick genommen, denn gerade die Romane haben nicht zuletzt die selbstreferenzielle Gesellschaftsdifferenzierung beschrieben.

Der Orientierungsansatz legt somit Wert darauf, dass die thematisch diskussionswürdige Problematik, die in den drei Goethes Romanen auf mannigfaltige Art und

²⁹ Jügen H. Petersen, Martina Wagner-Egelhaaf: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft, S. 147.

³⁰ Vgl. Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 133.

Weise auftaucht, mit immer mehr erweiterter ausdifferenzierter Welterfahrung, Weltbetrachtung, Welterkenntnis und Weltbezüglichkeit des Protagonisten innerhalb des Gesamtgesellschaftssystems zu tun hat. Das Kapitel behält es daraufhin im Auge, wie und auf welche Weise Wilhelm und insbesondere seine Freunde als Gesellschaftsbeobachter und Kommunikationspartner an der Gesellschaft, die „auf verschiedene Weise differenziert“ (GS1. S. 25) wurde, teilnehmen, genauegenommen an der Gesellschaftsdifferenzierung, die sich Luhmann zufolge durch die Modernisierung auszeichnet, nämlich durch die Evolution von der stratifikatorischen und zur funktionalen Gesellschaft. Durch diesen Interpretationsversuch ist die Hypothese zu belegen, dass man die zuletzt entstandene Gesellschaftsform, die von Funktion abgeleitet wird, in dem zuletzt erschienen Roman deutlicher beobachten kann, obgleich dies allerdings nicht bedeutet, dass die »Sendung« überwiegend die Merkmale der herkömmlichen segmentären Gesellschaftsform zur Schau gestellt hat, gleichmäßig auch nicht, dass in den »Wanderjahren« die segmentären- und die stratifikatorischen Eigenschaften überhaupt von der funktionalen vollständig abgelöst wurden.

Übrigens, um der Gesellschaftsdifferenzierung nachzugehen wird nicht die menschlichen Handlungen verfolgt, sondern die Kommunikationsaspekte, in denen sich vorzugsweise die Ausdifferenzierung und die Verwendung der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien ereignen, die sich „erst unter der Voraussetzung einer funktionalen Differenzierung des Gesellschaftssystems“ (GG. S. 358) vollständig entfalten. Dafür wird aber vor allem die politischen und wirtschaftlichen Ereignissen analysiert.

Kapitel 1

Begriffserklärung von der Luhmannschen Systemtheorie als Voraussetzung für Interpretationsansätze

Der Weg zum Konkreten erfordert
den Umweg über die Abstraktion.

Luhmann

In: Liebe als Passion

1.1. Zentrales Paradigma : System und Umwelt

Das System von Luhmann existiert nicht nur in einer höchstabstrakten Theorie-
welt, sondern auch in der „direkt wirklichkeitsbezogene[n]“ (SS. S. 30) realen
Welt. Die Systemtheorie redet dadurch davon, wie man einen „Weg über eine A-
nalyse realer Systeme der wirklichen Welt“ (SS. S. 30) sucht und richtet sich da-
mit auf die Gewährleistung ihrer Entfaltung.

Im Hinblick auf die realitätsbezogene Ebene unterteilt Luhmann das Gesamtsys-
tem in organisches, psychologisches und soziales System, wobei die drei großen
Systeme „an keiner Stelle ineinander auf[gehen],“³¹ sich mit jeweils andersarti-
gen Elementen operieren. Ungeachtet der universellen Tragweite der Theorie, ist
es nicht fragwürdig, dass Luhmann als Soziologe seine Beschreibung und Analyse
überwiegend auf das soziale System einschränkt. Der Gegenstandsbereich seiner
Theorieentfaltung schließt damit „jed[en] soziale[n] Kontakt [...] bis hin zur Ge-
sellschaft als Gesamtheit der Berücksichtigung aller möglichen Kontakte“ (SS. S.
33) ein. Hinsichtlich des allgemeinen Theorieansatzes geht Luhmann davon aus,
dass die Existenz des Systems durch System/Umwelt-Differenz, doch nicht nach

³¹ Sina Farzin: Inklusion/Exklusion, Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Un-
terscheidung, Bielefeld 2006, S. 15.

ontologischer, sondern nach konstruktivistischer Auffassung bestimmt wird.

1.1.1. System/Umwelt-Differenz als grundlegender Ausgangspunkt

Die Begriffe ›System‹ und ›Umwelt‹ sind nicht nur „das zentrale Paradigma“ (SS. S. 242) der Luhmannschen Systemtheorie, sondern auch dienen „als Ausgangspunkt jeder systemtheoretischen Analyse“ (SS. S. 35). Aber dabei geht es nicht um das System oder die Umwelt selbst, sondern in „ihre[r] Differenz, für die beide Seiten gleichermaßen unerlässlich sind.“³²

„Am Anfang steht also nicht Identität, sondern Differenz“ (SS. S. 112).

Jedes System braucht unbedingt die Umwelt als Voraussetzung für sein Vorhandensein, auch wenn „sie weder über eigene Operationen noch über eine eigene Handlungsfähigkeit verfügt.“³³ Ohne die Umwelt kann „nichts, absolut gar nichts geschehen“ (GG. S. 96). Ohne sie nämlich existiert nicht mehr das System, umgekehrt ohne dieses verliert sich sofort die Charakteristik der Umwelt, weil System und Umwelt sich bloß nach dem Differenzierungsprinzip miteinander definieren und bestimmen. System und Umwelt sind daher „die zwei Seiten einer Form“ (GG. S. 63). Damit ist es jedoch nicht gemeint, dass es keine Grenze zwischen den beiden Räumen gibt. Dagegen ist eher das System von der Umwelt ganz deutlich abgegrenzt.

Die Systeme müssen strukturell immer von der Mitwirkung der Umwelt abhängig sein, um sich zu konstituieren und zu erhalten. In diesem Sinne kann man die Umwelt „nicht als eine Art Restkategorie“ (SS. S. 242), sondern als „ein systemrelativer Sachverhalt“ (SS. S. 249) auffassen. Es ist somit wenig bedeutungsvoll, entweder von einer Vorrangigkeit, einem hierarchischen Stellenwert der beiden Begriffe zu sprechen, oder eine Abwertung der Umwelt, eine Unterordnung ihrer

³² Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt/M 1997, S. 197.

³³ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 196.

Rolle zu suggerieren,³⁴ denn die System/Umweltbeziehungen bestehen in immer einem relative, reziproken Gefüge, das heißt: „Umwelt ist ihrerseits nicht »an sich« Umwelt, sondern immer Umwelt eines Systems,“³⁵ umgekehrt gilt es auch; System ist seinerseits nicht »an sich« System, sondern immer System einer Umwelt. Dank diesem wechselwirkenden Konstituierungsprinzip erfasst man, „dass Systeme nicht statisch aus Dingen, sondern dynamisch aus Operationen,“³⁶ deren Begriff folgenderweise vorgestellt wird, bestehen, und dass die Grenze zwischen System und Umwelt nicht territorial, sondern operational gezogen wird.

1.1.2. Ist System offen oder geschlossen? : operativ selbstreferentielles System

Systeme bestehen aus ›Elementen‹, „die nicht außerhalb des Systems vorkommen,“³⁷ Element heißt hiermit „jeweils das, was für ein System als nicht weiter auflösbare Einheit“ (SS. S. 43) in Erscheinung tritt, aber doch heißt es nicht die ontologisch „nicht weiter dekomponierbare Seinseinheit“ (SS. S. 49).

„..., daß das, was jeweils als Element fungiert, nicht unabhängig von Systemen bestimmt werden kann.“ (SS. S. 46)

Ein System baut sich somit nur mithilfe von seinen Elementen und ihren ›Relationen‹ auf, die nicht ontisch vorgegeben sind, sondern „immer durch das System konstituiert werden“ (SS. S. 49f). Die Elemente bewegen sich stets und schieben sich immer in eine Relationierung hinein, dadurch gewinnen sie ihre Qualität und die Systeme nehmen ihrerseits unablässige Relationierungen in Anspruch.³⁸ Auf diese Weise reproduzieren sich die Elemente in einem System, gewähren die Systeme ihre Beständigkeit, also unaufhörliche Operation. Bei diesem Prozess handelt es sich auch noch um Differenz, weil Differenz entscheidet, ob ein Relationsgefüge sich beibehalten lässt, welche Beziehungen zwischen Elementen evolu-

³⁴ Vgl. Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 196.

³⁵ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 196.

³⁶ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 54.

³⁷ Sina Farzin: Inklusion/Exklusion, S. 14.

³⁸ Vgl. Johann Dieckmann: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, München 2006, S. 68.

tionsmäßig gewählt und realisiert werden und daraus welche Ordnung sich ergibt. Mit Benutzung von den Elementen und deren Relationen operiert das System, und zwar selbstreferenziell. Der Begriff ›Selbstreferenz‹ in der Systemtheorie deutet darauf hin, „daß Systeme [...] sich durch jede ihrer Operationen auf sich selbst beziehen.“³⁹

„Der Begriff Selbstreferenz bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein Prozeß, ein System für sich selbst ist.“ (SS. S. 58)

Anders ausgedrückt, konstituiert das System selbstreferenziell die Elemente, aus denen es besteht, indem es darauf verweist, dass die Elemente in allen ihren Beziehungen „eine über andere Elemente laufende Rückbeziehung auf sich selbst“ (SS. S. 60) arrangieren. Auf diese Weise wird die fortdauernde Selbstkonstitution der Elementen und daraufhin des Systems möglich gemacht.

„Selbstreferenz heißt auf der Ebene der Elemente: daß diese sich durch Rückbezug auf sich selbst miteinander verhaken und dadurch Zusammenhänge bzw. Prozesse ermöglichen.“ (SS. S. 67)

Im Zusammenhang von dem Umweltverhältnis impliziert die Selbstreferenz eine geschlossene Operation. Die Umwelt ist, wie gesagt, eine Voraussetzung der Identität des Systems, weil die Identität nur durch System/Umwelt-Differenz möglich ist (Vgl. SS. S. 243). Die Umwelt stellt dennoch keine Operationsfähigkeit zur Verfügung, sie vermag keine Rolle zur Systemkonstitution zu spielen, sogar „das System nicht wahrnehmen, nicht behandeln, nicht beeinflussen“ (SS. S. 249).

Die ›Geschlossenheit‹ bedeutet hierbei nicht „thermodynamische Abgeschlossenheit“ (GG. G. 94), doch auch nicht autarke Selbstversorgung, sondern die Bedingung für die selbstreferenzielle Operation, das heißt: Das System ermöglicht eigene Operationen auf rekursive Weise „durch die Resultate eigener Operationen“ (GG. S. 94). Denkt man an ein organisches System, also an ein Körper, merkt man ohne

³⁹ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 163.

Schwierigkeit, dass keine Zelle „außerhalb eines lebenden Organismus“⁴⁰ reproduziert werden kann. Die zur Produktion einer neuen Zelle geführte Operation wird immer nur innerhalb des organischen Systems geleistet. Gleichmäßig wird das psychologische und das soziale Systeme als selbstreferenziell-geschlossene selbstreproduzierende System begriffen. Diesen operationalen Sachverhalt nennen wir ›Autopoiesis‹.

Autopoiesis heißt „die geschlossene (zirkulierende) Reproduktion des Systems durch sich selbst“ (GS3⁴¹. S. 161), anders ausgedrückt: Autopoietische Systeme sind durch die operative Geschlossenheit gekennzeichnet, nämlich können sie „nur innerhalb ihrer selbst operieren“⁴². In Hinsicht auf die Konstitution seiner Elemente operiert das System daher nur im Selbstkontakt, im eigenen Netzwerk.⁴³

„Autopoietische Systeme sind Systeme, die nicht nur ihre Strukturen, sondern auch die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen.“ (GG. S. 65)

Der Begriff Autopoiesis lässt sich daher auf der Grundlage eines anderen Begriffs, nämlich einer ›Grenze‹ aufbewahren. Wenn die Systeme ihre Elemente „im Netzwerk eben dieser Elemente selbst“ (GG. S. 65) produzieren, können sie dann innerhalb ihrer Grenze operieren. Kehrt man nochmals, beispielsweise, zum organischen System zurück, sieht man gar keine Möglichkeit, dass die Zellen, die von einem Körper erzeugt, über seine eigene körperliche Grenze hinausgelängt, an einen anderen Körper übergeben werden.

Wenn von selbstreferenzieller Operation, nämlich selbstreferenzieller Reproduktion der Elemente die Rede ist, sollte dann ein Konzept von tautologisch wiederholendem Laufwerk vermieden werden. Außerdem wenn es sich um die Begriffe sowie die Geschlossenheit und die Grenzziehung handelt, müssen sie sich auch von der Assoziation mit der „Kontaktlosigkeit oder Abgeschlossenheit des Sys-

⁴⁰ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 30.

⁴¹ Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M 1989.

⁴² Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 134.

⁴³ Vgl. Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 30.

tems“ (GG. S. 68) ferngehalten.

Freilich ist es ein ambivalentes Verhältnis, dass die Operation unmittelbar auf sich selbst richtet, also bei dem Operieren das Element des Systems gerade sich auf dasselbe Element zurückkehrt. Wie denn macht dann das System, was etwas anderes als vorherig Entstandenes ist? Um das System lebendig zu machen, kommt es nicht auf „die sich selbst unmittelbar bezeichne[nde]“⁴⁴ Operation an, sondern diejenige, die etwas anderes bezeichnet, was „nur aufgrund eines Unterschieds durchgeführt“⁴⁵ wird. Hierfür ist ›Unterscheidung‹ als die Handlung eines Unterscheidens eine wichtige Operationsweise in der Systemtheorie. Das System benutzt somit die Unterscheidung dafür, „etwas im Unterschied zu anderem zu bezeichnen“⁴⁶, dadurch kann das System seine Elemente jedes mal anders bezeichnen.

„Es handelt sich also um die Bezeichnung von etwas im Kontext einer (ebenfalls operativ eingeführten) Unterscheidung von anderem“ (SS. S. 596).

Erst durch den Gebrauch von der Unterscheidung, die „zum Zweck der Bezeichnung einer (und nicht der anderen) Seite“⁴⁷ eingesetzt werden soll, hat das System eine asymmetrische Struktur, nicht tautologische Effekte zur Folge.

„[...] die gleichzeitige Bezeichnung beider Seiten einer Unterscheidung wäre die Aufhebung ihrer Asymmetrie, ihres Unterschieds“ (KG. S. 73).

Im Prozess der Begriffserklärung rückt nun die Beziehung der Unterscheidung und der Grenze in den Vordergrund. Obwohl jede Elemente ohne äußerliches Eingreifen bloß selbstreferenziell auf sich selbst verweisen, entsteht jeweils die Aufhebung der Asymmetrie, die gerade zur Aufhebung der gleichen Operation des Systems führt, da bei der jeweiligen Operation immer eine andere Unterscheidung eingesetzt wird. Die Unterscheidung macht daher die Relationen der Elemente stets veränderbar, indem sie die bereits bezeichneten Elemente anders als zuvor

⁴⁴ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 164.

⁴⁵ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 164.

⁴⁶ Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/M 1995, S. 92.

⁴⁷ Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/M 1995, S. 99.

bezeichnet. Unter der Konstellation werden die Grenzen zwischen Systemen und Umwelten also nach dem Prinzip der Differenz und der Unterscheidungsleistung, je nach deren Verwendung immer unterschiedlich gezogen. Auf diese Weise, in der die Grenzen sich niemals unverändert erhalten, sind sie in der offenen Lage. Konsequenterweise kommt der Begriffsumfang zu der Schlussfolgerung, dass die Grenze die Doppelfunktion hat, nämlich die Trennung und Verbindung zwischen Elementen und deren Relationen zu regulieren. (Vgl. SS. S. 52)

1.1.3. Ständige Sinnproduktion und ständiges Komplexitätsproblem

Wenn man ein System als sinnkonstituierendes System begreift, was ist ›Sinn‹ dann eigentlich in der Systemtheorie? Was hat Sinn oder Sinnkonstitution mit der Operation des Systems zu tun? Nach Luhmann ist der Sinn ein „subjektlos konzipiert[es]“⁴⁸ Medium, nämlich „die Gesamtheit dessen, was in einem System möglich ist.“⁴⁹

„Das allgemeinste Medium, das psychische und soziale Systeme ermöglicht [...] kann mit dem Begriff »Sinn« bezeichnet werden“ (KS. S. 173).

Sinn ist ein „Universalmedium“⁵⁰, das sich in einem operierenden System auf alle Fälle befinden soll. Der Sinn ist alles, was zwischen Aktualität und Potentialität entstehen kann. Im Rahmen dieser Sinnerfassung wird jene als schon Gegebenes, Bestimmtes, Wahrnehmbares und Unterschiedenes verstanden, diese als eine Qualität, die die durch sinngebende Unterscheidung aufkommende Aktualität erwartet, verstanden. Demzufolge ist „Sinn [...] laufendes Aktualisieren von Möglichkeiten“ (SS. S. 100).

Nicht nur bei der Sinnerfassung, sondern auch bei der Sinnproduktion handelt es sich um das Prinzip der Differenz. Dadurch, dass der Sinn die Differenz von Aktu-

⁴⁸ Rainer Schützeichel: Sinn als Grundbegriffe bei Niklas Luhmann, Frankfurt/M 2003, S. 32

⁴⁹ Frank Becker/Elke Reinhardt-Becker: Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M 2001, S. 47.

⁵⁰ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 118.

alität und Möglichkeit ständig neu arrangiert, kann sich das allgemeinste Medium in dem System immer weiter konstituieren.

Der Sinn will daher nicht auf einem Zustand beharren, sondern eher auf ein unablässiges „Wechselspiel von Aktualität und Möglichkeit“⁵¹ abzielen, mit anderen Worten: Damit ebenso das psychische wie das soziale Systeme jede aktuelle Relationierung der Elemente erhalten, soll der Sinn sich unablässig durch seine Anschlussfähigkeit an andere Sinne selbst reaktualisieren. In diesem Punkt ist Sinn instabil,

„[d]a Sinn aber nur als Differenz von gerade Aktuellem und Möglichkeitshorizont Sinn sein kann, führt jede Aktualisierung immer auch zu einer Virtualisierung der daraufhin anschließbaren Möglichkeiten“ (SS. S. 100).

Gerade die Instabilität lässt den Sinn immer wieder auf sich verweisen und dadurch wird die Reproduktion des Sinnes ermöglicht, ebenfalls die Reproduktion der Elemente und deren Relationen. Daraufhin ist es zur Geltung zu bringen, dass „Sinnreproduktion immer auch Voraussetzung für Systemreproduktion [ist]“ (SS. S. 124).

Ist Sinn so „ein endloser, also unbestimmbarer Verweisungszusammenhang“ (GG. S. 49), bringt diese Verweisungsregelung des Sinns jedoch ein Komplexitätsproblem herbei. ›Komplexität‹ besagt hiermit, „daß es immer mehr Möglichkeiten gibt“⁵², als in einem System jeweils aktualisiert werden können. Falls die Zahl der Elemente in einem System zunimmt, ist es nicht mehr einzuräumen, jedes Element zu jedem anderen in Relationen zu ziehen, weil alle Elemente gleichzeitig nicht miteinander verbunden werden können.

„...; je mehr Elemente man hat, umso mehr ist jedes einzelne Element durch Verknüpfungsanforderungen überfordert.“ (EiS.⁵³ S. 173)

⁵¹ Frank Becker/Elke Reinhardt-Becker: Systemtheorie. S. 48.

⁵² Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 94.

⁵³ Niklas Luhmann: Einführung in die Systemtheorie, 3. Aufl., Heidelberg 2006.

Eben die Steigerung der Zahl der Elemente und ihrer Relationen verursacht die Steigerung der Komplexität. Dies gilt ebenso auch für die Fälle der Sinne. Aus diesem Grund wird ein Begriff ›Sinnhorizont‹ oder ›Sinngrenze‹ eingeführt, nämlich der Sinn gewinnt den aktuellen Inhalt durch die Verweisung auf weiteren Sinn, aber nur innerhalb des begrenzten Horizontes.

Wenn es sich um weitere Sinnproduktion handelt, muss man daher überprüfen, ob eine Menge von Elementen in einem System ihre „Verknüpfungskapazität“ (SS. S. 46) nicht überschreitet, ob für den Zuwachs an Verknüpfungsfähigkeit eine Limitation aufgewiesen werden soll, (Vgl. EiS. S. 173) weil in Verbindung mit dem Komplexitätsproblem „nicht mehr jedes Element mit jedem anderen verknüpft werden kann.“ (EiS. S. 173)

In diesem Kontext vom Komplexitätsproblem und Sinnhorizont wirft man eine weitere Frage auf, wie man dann die Komplexität in einem System reduzieren kann. Welche besondere Operation soll das System durchführen, um die mögliche unendliche Ausdehnung vom Sinnhorizont zu vermeiden?

Die Komplexitätsreduktion, die mit der Limitierung des Sinnhorizontes einhergeht, wird durchgeführt, wenn „die Struktur der Relationen zwischen den Elementen [...] mit einer kleineren Zahl von Relationen rekonstruiert wird“⁵⁴, das heißt: Die Relationen können nur selektiv hergestellt werden. (Vgl. EiS. S. 173)

Der Begriff ›Selektion‹ wird im traditionellen Sinn „als Wahl zwischen Alternativen“⁵⁵, darüber hinaus im Rahmen der Systemtheorie als grundlegende Voraussetzung für Strukturierung des Systems angesehen. Die Sinnkonstruktion beruht unbedingt auf der Selektivität, ohne die der Komplexitätsüberschuss, den die unzähligen Relationen zwischen den unzähligen Elementen verursachen, nicht mehr kontrollierbar wird. Erst mit diesem Selektionsprinzip kann eine Sinngrenze eingehalten werden, innerhalb deren man Komplexitätsreduktion und –aufbau immer neu bestimmen kann.

Jede Aktualisierung von Sinn ist mithin „ausnahmslos selektiv zustande gekommen und verweist ausnahmslos auf weitere Selektion“ (KG. S. 174), insofern als

⁵⁴ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 96.

⁵⁵ Vgl. Rainer Schützeichel: Sinn als Grundbegriffe bei Niklas Luhmann, S. 32.

der Sinn auf weitere Sinne verweisen kann. Die Sinnkonstitution, der für den Aufbau der Systemstruktur als ein notwendiger Prozess gilt, wird daraufhin bloß „aufgrund des Selektivitätszwangs“⁵⁶ ausgearbeitet, nämlich ohne die angemessene Komplexitätsregulierung kann die sinnproduzierende Operation nicht wohl aktualisiert werden.

1.2. Umfassendes soziales System : Gesellschaft

Wie am Anfang dieses Kapitels gezeigt wurde, kommt es immer auf die System/Umwelt-Differenz als grundlegendes Kriterium an, wenn man sich nicht nur auf allgemeine Systemtheorie, sondern auf Gesellschaftstheorie einlassen will. Was ist denn das, was Gesellschaft von ihrer Umwelt (oder anderen Systemen) unterscheidet? Das ist Kommunikation. Die Kommunikation, die als eine der wichtigsten Kategorien für die Themenentwicklung in dieser Arbeit gilt, ist, „das Letztelement oder die spezifische Operation sozialer Systeme,“⁵⁷ wobei Bewusstsein das Element von psychischem System ist. Was Menschen angeht, entzieht sich also die Luhmannsche Gesellschaftstheorie der traditionellen Auffassung, dass Menschen die Bestandteile der Gesellschaft sind, eher werden sie als Umwelt von der Gesellschaft betrachtet. (Vgl. EiG⁵⁸, S. 54)

Die Systeme, die Kommunikation als ihr Element verwenden, nennt man soziale Systeme, die aus drei verschiedenen Typen, nämlich Interaktion, Organisation und Gesellschaft bestehen. Die ›Interaktion‹ ist durch „die physische Anwesenheit der Kommunikationspartner“ aufgrund der Intimität, nämlich durch „eine Face-to-face-Konstellation“⁵⁹ gekennzeichnet. Für die ›Organisation‹ sind Mitgliedschaftsregeln, die etwa Personalrekrutierung und Rollenspezifikation an bestimmte Bedingungen knüpfen (Vgl. SA2⁶⁰. S. 12), in dem Sinne wesentlich, dass ein solches soziales System sich für eine spezifische Zwecksetzung interessiert.

⁵⁶ Rainer Schützeichel: Sinn als Grundbegriffe bei Niklas Luhmann, S. 38

⁵⁷ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 89.

⁵⁸ Niklas Luhmann: Einführung in die Theorie der Gesellschaft, 2. Aufl., Heidelberg 2009.

⁵⁹ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 82.

⁶⁰ Niklas Luhmann: Interaktion, Organisation, Gesellschaft: Anwendungen der Systemtheorie. In: ders.: Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

Im Vergleich mit jenen beiden ist die ›Gesellschaft‹ „dasjenige soziale System, das alle Kommunikationen einschließt“⁶¹.

„Gesellschaft ist danach das umfassende Sozialsystem, das alles Soziale in sich einschließt“ (SS. S. 555).

Infolgedessen sind alle Interaktionssysteme und alle Organisationssysteme ein Anteil der Gesellschaft, im weiteren Sinne ist „die Gesellschaft [...] sogar mehr als die Summe aller Interaktions- und Organisationssysteme“⁶², weil in der Gesellschaft eine größere Menge der Kommunikationen auftauchen, die nicht von jenen beiden Systemen hergestellt werden.

Vor dem Hintergrund wird im Folgenden ein Versuch unternommen, die Systemtheorie insbesondere in Anlehnung an den Begriff der Gesellschaft, die von der Kommunikation abhängig ist, noch intensiver im Blick zu behalten. Hierfür werden sowohl die schon erwähnten Kernbegriffe, als auch die noch nicht vorgestellte Terminologie, beispielsweise, Ereignis, Struktur und Evolution benutzt.

1.2.1. Nicht mehr durch Menschen, sondern durch Kommunikation

Wer sich der Gesellschaftstheorie von Luhmann zuwenden will, der muss sich zuerst mit dem konventionellen Argument über die gesellschaftskonstituierenden Elemente in der klassischen Soziologie konfrontieren, nämlich, „daß die Gesellschaft aus Individuen bestehe.“ (GG. S. 19) Luhmann zufolge besteht die Gesellschaft, wie mehrmals gesagt, nicht aus Menschen oder Individuen, sondern Kommunikation. Zum Gesellschaftsaufbau spielen damit die menschlichen Handlungen, ihre Interaktions-, Organisationsfähigkeit, soziale Pflicht oder Verantwortungen keine Rolle mehr,

„denn die Menschen lassen sich offensichtlich in keinem Teilsystem der Gesellschaft, also nirgendwo in der Gesellschaft mehr unterbringen“ (GG. S. 744).

⁶¹ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 63.

⁶² Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 43.

„Der Mensch [...] ist kein System“ (SS. S. 67f), so behauptet Luhmann, vielmehr eine Komplexität, die je nach der Spezifität der Elemente in verschiedene Teilsysteme aufgeteilt werden kann. Freilich kann man sich nicht vorstellen, dass es die Welt ohne Menschen, die Gesellschaft ohne individuelle Handlungen gibt, und wir wissen, alle Menschen gehören zu irgendeiner (mindestens einer) Menschengruppe, nämlich sozialen Beziehungen. Dennoch hat die Beständigkeit einer Gesellschaft nichts „mit jeder Geburt und jedem Tod“ (GG. S. 26) zu tun.

„[...] daß man Gesellschaft nicht mehr von einem letzten, integrierenden Einheitssinn, sei es der Natur und Perfektion des Menschen, sei es einem Gesellschaftsvertrag, sei es einem fundierendem moralischen Konsens her beschreiben muß“ (SA6⁶³, S. 227f).

Unter diesen ambivalenten Prämissen, in denen die Luhmannschen Theorieansätze auf die anthropologische Menschenauffassung verzichten, vielmehr sich auf „eine[n] radikal antihumanistischen, eine[n] radikal antiregionalistischen und eine[n] radikal konstruktivistischen Gesellschaftsbegriff“ (GG. S. 34f) einlassen, gewinnt die Kommunikation am Ende an Berechtigung als Betreibungskraft der Gesellschaft, nicht Mensch.

1.2.2 Besondere Eigenschaft von Elementen in den Gesellschaftssystemen : Ereignis

Gesellschaft ist ein autopoietisches geschlossenes System, das Kommunikationen als seine Elemente nicht außerhalb seiner, sondern innerhalb seiner selbst erzeugt. Sie ist daher ein vollständig und ausschließlich durch sich selbst bestimmtes System, dessen Operationen nur durch die Kommunikation zustandekommen.

„Gesellschaft betreibt Kommunikation, und was immer Kommunikation betreibt,

⁶³ Niklas Luhmann: Inklusion und Exklusion: In: ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005.

ist Gesellschaft“ (SS. S. 555).

Im Kontext der allgemeinen Theorie des Sozialsystems erfordert das Element aber noch eine andere Eigenschaft, das heißt: Kommunikation als das Element des sozialen Systems nimmt eine zeitbezogene Qualität, die „keine dauerhaften Zustände auszeichnet,“⁶⁴ im Besitz.

Diese „zeitpunktmarkierte“ (WG⁶⁵. S. 37) Auffälligkeit der Kommunikation bezeichnet man als ›Ereignis‹. Die Ereignisse entstehen nur einmal, „nur in einem für ihr Erscheinen nötigen Kleinstzeitraum“ (SS. S. 102) und zwar können sie „mit ihrem Vorkommen schon wieder verschwinden und nicht wiederholt werden“ (WG. S. 37).

Aus diesem Grund werden die Ereignisse aufgefordert, fortdauernd weitere Ereignisse zu reproduzieren, also sich daran anzuschließen, in der Weise, in der das System die vorherige und die nachherige unterscheidet, nämlich „durch den Wechsel der Ereignisgegenwart.“⁶⁶ Dabei bedeutet die Reproduktion allerdings nicht die einfache Wiederholung der Produktion des Gleichen, weil durch die Differenz von Vorher und Nachher ein zeitlicher Ablauf entsteht, in dem alle temporalisierten Elemente von Moment zu Moment etwas anderes als zuvor herstellen können. Bei der ereignishaften Operation geht es nach wie vor um die Differenz, in dem Maße, in dem sie die Ereignisse als neue Ereignisse unablässig emergieren lässt und dadurch auf der Ebene der Autopoiesis soziale Systeme konstituiert werden.⁶⁷

In Bezug auf diese Zeitabhängigkeit der Ereignisse tritt eine Fragestellung auf, nämlich, wie die Gesellschaft ihr Instabilitätsproblem lösen kann. Können die das Sozialsystem bildenden Elemente sich grundsätzlich in einer stabilen Lage nicht befinden? Sonst können sie „nach [ihrem] Verschwinden selbst Relatum einer Relationierung, die wiederum eine neue Gegenwart konstituiert“⁶⁸, werden? Gibt es eine Möglichkeit, das System in Form der Konstanz zu verstehen? Wenn dies

⁶⁴ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 42.

⁶⁵ Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M 1990.

⁶⁶ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft: Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, 2. Aufl., Wiesbaden 2008, S. 183.

⁶⁷ Vgl. Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 183.

⁶⁸ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 183.

möglich ist, wie kann man das Phänomen erfassen? Hierfür muss man noch mit einem neu eingesetzten Begriff rechnen: Struktur.

1.2.3. Die Selektion der Relationen zwischen Elementen: Struktur

Das Sozialsystem braucht ›Struktur‹, die in Hinsicht auf den Systemaufbau in zweierlei Hinsicht erläutert werden kann. Die Struktur, erstens, „[hält] Zeit reversibel fest“ (SS. S. 73), mit anderen Worten: Die Struktur erlaubt einigermaßen zeitlichen Bestand, in dem neu vorkommende und zugleich vergehende Ereignisse, die hierbei angesichts der sozialen Systeme Kommunikationen sind, miteinander verbunden werden können.

Zeit ist prinzipiell irreversibel, kennt keine Grenze, keine Dauer, sodass „die Zeit konstituierende Folge zwar [...] offen und uneingeschränkt ist“⁶⁹ und deshalb bedarf man einer „Zeitfestigkeit“⁷⁰, einer einschränkenden Funktion, damit den Ereignissen, die „nicht rückwärts laufen [können]“ (SS. S. 74), einigermaßen Zeit-raum zugeschrieben werden kann. Mithilfe dieser Strukturierung erwerben die ursprünglich irreversiblen Elemente, die in Gefahr geraten sind, in die Vergessenheit zu versinken, die Möglichkeiten für erkennbare und verstehbare Beschaffenheit.

Die Strukturen profiliert sich also dadurch, dass sie die unruhige unlimitierte „Ereignissukzession“⁷¹ in dem Maße einschränkt, als sie die Geschehenen in einen bestimmten Anschlussbereich hineinzieht.⁷² Die Struktur ist somit eine Bedingung, in der die Anschlusskompetenz der autopoietischen Operationen, nämlich „reversible Erwartungshorizonte“⁷³, aufgrund deren die Anschlussmöglichkeiten und die Relationierungen zwischen den Ereignissen zugelassen werden, zustande kommen.

Die Funktion der Struktur, zweitens, bezieht sich auf den oben genannten Begriff der Selektion, die hierbei auf der Ebene des Systemaufbaus erklärt werden soll.

⁶⁹ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 203.

⁷⁰ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 208.

⁷¹ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 208.

⁷² Vgl. Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 117.

⁷³ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 208.

Die Selektion ist notwendig für die Systemerhaltung, denn wenn es keine Selektion gäbe, könnte das System sich zwischen den „mit einem Mindestmoment“ (SS. S. 390) aufgehenden und sofort untergehenden Elementen sich nicht mehr kontrollieren, und weil anhand von der Selektion „de[r] Spielraum für passende Anschlußoperationen“ (GG. S. 437) verengt wird, wodurch sich die Möglichkeit erhöht, jeweilige Operationen und ihre Anschlusskapazitäten zu steuern. Das Selektionsprinzip ist somit eine Voraussetzung für Strukturbildung und Systemerzeugung. In dem Sinne soll dem System die Bedingung zugesprochen werden, in der die Strukturierung auf die Weise der einschränkenden Selektion die Anschlusskombination innerhalb des Systems gegen Unbestimmtheit der ereignishaften Qualität verteidigen kann.

„Die Selektion von Strukturen zielt also auf das Festigen von Einschränkungen ab“ (SS. S. 385).

Im Rahmen der Luhmannschen Auffassung wäre es also missverständlich, wenn man die Struktur einfach entweder als Summe oder Häufung von Elementen ansieht,⁷⁴ oder als etwa ein geometrisch gegliedertes Modell, das aus Unterbau und Überbau besteht. Vielmehr geht der Strukturbegriff immer von selektiver Relationierung der Elemente aus, sodass man nicht behaupten kann, dass die Zuweisung der Struktur auf die Zeitfestigkeit einen Strukturzustand suggeriert, in dem die einmal aufgebaute Struktur in solch einem festgelegten Status unverändert erhalten bleibt. Eher im Gegenteil bewegt und ändert sich die Struktur insofern unablässig, als das System noch keine Versteinerung und Versteifung der Ereignisse erlebt. Die Strukturbildung enthält demgemäß den Prozess in sich.

Aufgrund der strukturellen Funktion der sozialen Systeme, kann man schließlich formulieren; die Reversibilität der Selektion und die Irreversibilität der Zeit immer greifen ineinander. Man darf somit nicht den prozessierenden Aspekt bei dem Systemaufbau übersehen, in dem Sinne, dass gerade in dem Prozess „selektive Ereignisse zeitlich aufeinander aufbauen, aneinander anschließen“ (SS. S. 74),

⁷⁴ Vgl. Johann Dieckmann: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, S.294.

und gleichzeitig auch nicht die Notwendigkeit der Zeitfestigkeit, weil das System über die beiden Beschaffenheiten verfügt, um autopoietisch sich zu reproduzieren. Die Tatsache, dass die Struktur sich ändert, macht es plausibel, warum sich das System seinerseits ändert, das heißt: Die Änderung der Struktur steht in engem Verhältnis zur Änderung des Systems, denn das System ist immer ein strukturbildendes System und die Struktur ist immer nur die Struktur eines Systems.⁷⁵ Im Folgenden wird diese Strukturänderung, anders gesagt, ›Evolution‹, die als Ansatzpunkt der Gesellschaftsdifferenzierung geltend gemacht wird, in den Blick genommen.

1.2.4. Strukturänderung und Evolution : nicht mehr durch Kausalverhältnis, sondern durch Kontingenz

Die Strukturänderung ist im Sozialsystem wesentlich, denn die Selektionsaktion, die die Struktur des Systems koordiniert, ändert sich kontinuierlich, in dem Maße, wie die unendlichen kommunikativen Ereignisse auf der Basis der System/Umwelt-Differenz sich immer erneut aufeinander beziehen. Parallel dazu ändert sich auch das strukturdeterminierte System, das heißt: Das System evoluiert.

Die Evolutionstheorie im Kontext der Systemtheorie entzieht sich in erster Linie den „Menschen als lebende[r] Population“ (GG. S. 436). Sie geht also nicht auf eine „demographisch-ökologisch[e]“ (GG. S. 436) Orientierung oder „ein Fortschrittsmodell der Geschichte“ (EiG. S. 192) der Menschen ein. Stattdessen spricht das Luhmannsche Theoriemodell von der Gesellschaftsänderung, die durch die Reproduktion der Sinne und die daraus resultierten Änderung der Strukturen stimuliert wird. Unter dem Vorverständnis kann man sich dann fragen, was eigentlich der Faktor für die Evolution ist. Wie oder in welchen Aspekten kommt die Evolution in Gang und zuletzt was ist die Folge? Der Ausgangspunkt zu Erklärung der evolutionären Strukturänderung geht von der Unterscheidung „von Variation, Selektion und (autopoietischer) Stabilisierung der Reproduktion“ (GG. S. 452) aus.

⁷⁵ Vgl. Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 184.

›Variation‹ ist eine Erzeugung der Möglichkeit, die Elemente des Systems, also die Kommunikationen zu variieren, das heißt: Sie „erzeugt [...] eine Differenz, nämlich im Unterschied zum bisher Üblichen eine Abweichung“ (GG. S. 451) bei Reproduktion der Kommunikation; hierbei bedeutet die Abweichung eine Möglichkeit, dass kommunikatives Misslingen erfolgt. Jede Kommunikationsform legt ihr Ziel auf den Erfolg der Verständlichkeit an. Denkt man beispielsweise an die Sprache als primäres Kommunikationsmedium der Gesellschaft, muss die sprachliche Kommunikation zu jenem Zweck nur die akzeptablen Wörter und Sätze aufnehmen, weil nur dadurch die in den wörtlichen Medien enthaltenen Sinngehalten problemlos an die Kommunikationsteilnehmer übergeben werden. (Vgl. GG. S. 459) Aber wenn die Kommunikationsinhalte fragwürdig, unverständlich oder mit großer Deutlichkeit abgelehnt werden, dann ergibt sich daraus eine Veränderung, in der man sich mit „unerwarteter, überraschender Kommunikation“ (GG. S. 454) konfrontiert sieht, wodurch erst die evolutionäre Variation in Gang gesetzt wird.

„Die Variation kann in einer ungewöhnlichen Mitteilung liegen, aber auch, und vermutlich häufiger, im unerwarteten Nichtakzeptieren einer Mitteilung“ (GG. S. 459).

Wie wir schon über die Selektionsleistungen in Bezug auf die Komplexitätsreduktion und die Einschränkung des möglichen Operationsbereiches für den Strukturaufbau besprochen haben, kommt dazu analog die Selektion bezüglich dieser Strukturänderung zustande. Wenn das System durch die Variationen in einen Schwankungsbereich, in dem vornehmlich Unerwartete, Überraschende und Negative auftauchen, geraten soll⁷⁶, wählt es davon eine spezifische Variation aus, um die angemessene Lage für die Systemerhaltung zu erhalten. Die Selektion bewertet also, ob die ausgewählten Variationen „erwartungsbildend und -kondensierend wirken“ (GG. S. 454) und kompatibel mit der Systemstabilisierung sein können, darüber hinaus, ob im Sinne der erwartbaren Sinnfestlegung die dynamisch vari-

⁷⁶ Vgl. Michael Schmied: Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 129.

ierenden Kommunikationen „sich für wiederholte Verwendung eignen“ (GG. S. 454) können.

Und letztlich steigern sich durch das selektive Ausarbeiten als „Kompatibilitätsprüfung und deren eventuelle Erinnerung“⁷⁷ nicht nur die Anschluss- und Erwartungsmöglichkeit der Kommunikation, sondern auch die Steuerleistungen von der selbstreferenziellen Kompatibilität zwischen Strukturhaltung und -änderung.

Und anschließend daran kommt die letzte Phase des evolutionären Strukturaufbaus, die man ›Stabilisierung‹ nennt. Stabilisierung bezeichnet „Sequenzen des Einbaus von Strukturänderungen in ein strukturdeterminiert operierendes System“ (GG. S. 488). In dem Sinne trägt die Stabilisierung als ein Ergebnis der Selektion zur Erkennbarkeit der gesellschaftlichen Struktur bei. „Stabilisiert das System die selektierten Variationen“⁷⁸, so weist dies allerdings nicht darauf hin, dass die Stabilität eine dauerhafte statische Ruhe impliziert. In der Evolutionstheorie handelt es sich nicht etwa um ein Gleichgewicht, in dessen Punkt alle Abweichungen der variierenden Kommunikationen ausgelöscht werden sollen, sondern um „strukturell[e] Kompatibilität“ (GG. S. 488), deren Bandbreite ganz unterschiedlich ist, nämlich je nachdem welches Selektionskriterium selektiert ist, und je nachdem wie oder in welchen Aspekten das gegebene System die Abweichungen akzeptiert, erwartet, erinnert oder ablehnt.

Die Stabilität zielt somit nicht auf ein endgültiges Ausbalancieren ab, sondern auf neue Variationen, ist eher „als Anfang vorausgesetzt, nämlich als Voraussetzung dafür, dass etwas variiert werden kann“ (GG. S. 428), metaphorisch dargestellt, „als Motor der evolutionären Variation“ (GG. S. 494).

Daraus erkennen wir, dass die „Evolution schlicht im Sinne eines Phasenmodells“, wie „Erst Variation, dann Selektion, dann Stabilisierung“ (WG. S. 559), noch unbegreiflich bleibt, denn sie orientiert sich nicht an Linearität, sondern an Zirkularität, nicht an der auf Kausalität beruhenden Teleologie, sondern an der auf Kontingenz beruhenden Kompatibilität. In dem Sinne sind schon alle Stabilisierungen immer Restabilisierung und können alle Strukturen als sich dynamisch ändernde Strukturen und alle Systeme als Strukturändernde Systeme aufgefasst

⁷⁷ Michael Schmied: Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann, S. 129.

⁷⁸ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 54.

werden.

Auf der Basis von diesem Verständnis der evolutionären Mechanismen können wir auf die allgemeine Theorie der Gesellschaftsdifferenzierung, und dazu auf das historisch betrachtbare Phänomen, das meistens im Kap. 3 und 4 behandelt wird, übergehen. Im Folgenden befassen wir uns im Blick auf die evolutionäre Strukturänderung mit der Konstellation befassen, in der die Gesellschaftsdifferenzierung mit dem sozialen Komplexitätsproblem verknüpft wird.

1.2.5. Theoretische historische Betrachtung der Gesellschaftsdifferenzierung als Ergebnis der Evolution

Komplexitätssteigerung kommt durch die „tiefgreifende Veränderung der Evolutionslage“ (GG. S. 479f) zustande. Mit anderen Worten: Die geringen Variations- und Selektionsmöglichkeiten bringen eine geringe Komplexität mit sich,⁷⁹ je mehr hingegen der Variationsmechanismus die unerwartete Störungen verschafft, je größer die Abweichungen der kommunikativen Reproduktionen voneinander werden, desto stärker werden die Selektions- und die Stabilisierungsdruck aufgefördert und auch damit „die Bedingungen und Folgen der Rekombination der drei evolutionären Mechanismen“⁸⁰ deswegen ausdifferenziert, weil das gegebene Selektionskriterium allein nicht richtig auf das immer mehr komplexere Variationsmilieu reagiert. Die selektiven Operationen sollen daher nach ihrem spezifischen Kriterium voneinander scharf getrennt werden, damit die spezifische Restabilisierung als „Ausgleichsentwicklung“ (GG. S. 487) in Gang gesetzt werden kann.⁸¹ Aus der geschichtlichen Betrachtung von Luhmann weiß man, dass diese komplizierten Sachverhalte vorwiegend erst nach der Entstehung der Schrift als Verbreitungsmedium aufgefallen sind. Darauf kommen wir im nächsten Abschnitt zurück. Mittlerweile führt die Komplexitätssteigerung ihrerseits zwangsläufig zur „Ste-

⁷⁹ Vgl. Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 123.

⁸⁰ Dietrich Schwanitz: Selbstreferentielle Systeme. In: Helmut Kreuzer(Hrsg.): Philologische Grundbegriffe. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik(LiLi), Heft 77, Göttingen 1990, S. 115.

⁸¹ Vgl. Michael Schmied: Evolution, S. 130f.

gerung des Evolutionstempo⁸² und am Ende zur Systemdifferenzierung als „Resultat von Evolution“ (GG. S. 498).

Es gibt kein System, das die unendliche Zunahme seiner Komplexität gestattet. Wenn die Komplexität die Grenzen des Systems übersteigt, reformuliert es sich neu in Form der Innendifferenzierung, weil das überhöhte Komplexitätsniveau zum aktuellen Selektionskriterium nicht mehr passt und ferner „die Folgewirkungen von Selektionen nicht restabilisiert“⁸³ werden können.

Erst durch die Systemdifferenzierung wird „die Last der strukturellen Inkompatibilitäten“ (GG. S. 489) erleichtert und folglich die Chance, „neue komplexitätsgünstigere Strukturen“ (GG. S. 489f) aufzubauen, vermehrt. Freilich bedeutet dies nicht, dass die Komplexität selbst in einem System annulliert werden soll, sonst gäbe es keine selektive Verknüpfbarkeit zwischen Variationen. Dabei geht es somit nicht um die Aufhebung von Komplexität, sondern um die Komplexitätsreduktion als mehrere Fähigkeiten für „selektive Erhaltung eines Möglichkeitsbereichs auf der Grundlage von Strukturen.“⁸⁴ Unter den Prämissen kann man zusammenfassen, dass das Komplexitätsniveau eines Systems sich stets ändert, dementsprechend die Systemdifferenzierung also immer evolutiv variiert und „jeweils neue Niveaus der erreichbaren Komplexität“⁸⁵ bestimmt werden kann.

Wenn der Begriff der Systemdifferenzierung, insbesondere der Gesellschaftsdifferenzierung im Weiteren auf den Punkt gebracht wird, richtet sie sich dann weder auf Ganze/Teile-Topos noch auf die Lebensverhältnisse sowie Klassen unterschied, Arbeits- oder Rollenteilung. Sie hat keine Teleologie, kein Konzept für einen Fortschritt. Stattdessen beabsichtigt die „Systemdifferenzierung [...] Differenzierung von System/Umwelt-Differenzen aufgrund der Autopoiesis der Teilsysteme,“⁸⁶ das heißt: Gesellschaftssysteme differenzieren sich „innerhalb von bereits gebildeten Systemen“ (GG. S. 597) aus.

„Man kann die Differenzierung von Systemen als eine Wiederholung der Differenz

⁸² Michael Schmied: Evolution, S. 131.

⁸³ Michael Schmied: Evolution, S. 132.

⁸⁴ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 96.

⁸⁵ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 65.

⁸⁶ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 27.

von System und Umwelt innerhalb von Systemen beschreiben“ (EiG. S. 238).

Dadurch entstehen neue Teilsysteme, genaugenommen neue System/Umwelt-Verhältnisse in dem Gesamtsystem. Durch diese neuen Selektionskriterien wird das System „rekonstruiert“, aufgrund der „interne[n] Differenz von Teilsystem/-Teilsystemumwelt“ (SS. S. 262), doch nicht länger aufgrund von „allen Systemen gemeinsamer Grundsymbolik“⁸⁷. Im Verlauf der Differenzierung hat daher „jedes Teilsystem“ in je spezifischer Weise „seine eigene Umwelt, die anders als die der anderen Systeme ist“⁸⁸, dadurch „kann jedes Teilsystem seiner eigenen Logik folgen.“⁸⁹ In dem Sinne „[motiviert] jede Änderung eines Teilsystems zugleich eine Änderung der Umwelt anderer Teilsysteme“ (GG. S. 599). Aus dem Differenzierungsprinzip kommt es zum Ergebnis, dass die Systemdifferenzierung von dem Gesamtsystem aus gesehen rekursiv zur Steigerung der Komplexität und ferner zur „Selbstbeschleunigung der Evolution“⁹⁰ führt.

Die innergesellschaftliche Systemdifferenzierung als evolutionäre Errungenschaft hängt von den Differenzierungen der Kommunikationsmedien ab, nämlich realisiert sich die Gesellschaftsdifferenzierung in dem Maße, wie die Kommunikation, die einem System angeboten wird, jeweilig problemlos kompatibel mit seiner Operation ist. Auf der bisherigen theoretischen Basislage ist es dann möglich, in die Luhmannsche geschichtliche Betrachtung und Epochendiagnose hineinzu-treten, denen zufolge die strukturwandelnde Systembildung „durch evolutionären Übergang von segmentärer Differenzierung [...], zu Stratifikation und schließlich zu funktionaler Differenzierung“ (GG. S. 489f) gekennzeichnet ist.

1.2.5.1. Natürlichstes Differenzierungsprinzip : segmentäre Differenzierung

Segmentäre gesellschaftliche Differenzierung ist das einfachste Differenzierungsprinzip in dem Sinne, in dem sie „die Gesellschaft in gleichartige Teilsysteme ein-

⁸⁷ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 131.

⁸⁸ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 27.

⁸⁹ Michael Schmied: Evolution, S. 132.

⁹⁰ Michael Schmied: Evolution, S. 131.

teilt“ (GG. S. 641), das heißt:

„Das natürlichste, [...] Prinzip ist das der Bildung gleicher Einheiten, insbesondere Familien, Geschlechter oder Wohngemeinschaften bzw. Dörfer“ (GS1. S. 25).

Das segmentäre Teilsystem, das man etwa in einer archaischen tribalen Gesellschaft sieht, zeichnet sich dadurch aus, dass dort eine gleiche oder ähnliche Handlungs- und Lebensweise herrscht. Die uralte Form der Gesellschaft bildet sich unter Berufung auf geringe Möglichkeiten, die vor allem an der strengen, also nicht zu überschreitenden Begrenzung, sei es territorial, sei es kulturell, liegt. Die segmentär differenzierte Gesellschaft kann daher nur über geringe Komplexität, die „nur eine bzw. sehr wenige Ereignisreihen umfasst,“⁹¹ verfügen. In Kontext von Kommunikationstheorie hängt diese schriftlose Gesellschaft lediglich von „face-to-face-interaction“⁹² ab, strukturiert sich damit unter der Voraussetzung, dass alle Kommunikationen sich auf der Basis von Anwesenheit der Personen, nämlich „Kopräsenz und gemeinsamer Lokalität“⁹³ vollziehen. Diese nur gering differenzierten Kommunikationen sind, evolutionstheoretisch gesagt, unmittelbar an kleine Kommunikationsabweichung und weiterhin „geringe Kombinations- und Selektionsvarianz“⁹⁴ für Sinnermergenz angeknüpft.

„In segmentären Gesellschaften gibt es [somit] keine differentielle soziokulturelle Evolution; das heißt: es gibt keine Anhaltspunkte für die Entwicklung unterschiedlicher Sozialstrukturen oder Kulturen“ (GS1. S. 44).

1.2.5.2. Hierarchische Ungleichheit : stratifikatorische Differenzierung

Stratifikatorische Differenzierung begreift man als „eine innergesellschaftliche Teilsystemdifferenzierung nach hierarchischen Merkmalen.“⁹⁵

⁹¹ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 258.

⁹² Dietrich Schwanitz: Selbstreferentielle Systeme, S. 114.

⁹³ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 246.

⁹⁴ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 246.

⁹⁵ Sina Farzin: Inklusion/Exklusion, S. 25.

„Von Stratifikation wollen wir nur sprechen, wenn die Gesellschaft als Rangordnung repräsentiert wird und Ordnung ohne Rangdifferenzen unvorstellbar geworden ist“ (GG. S. 679).

Die Teilsysteme, die sich nach diesem Ordnungsprinzip ausdifferenzieren, beziehen sich aufeinander in einer hierarchischen Rangfolge, zu der z. B. eine Kaste, ein Stand oder eine bestimmte Schicht gehören (Vgl. SA6. S. 230). Die soziale Schichtung konstruiert sich nicht einfach anhand beliebiger oder übertragbarer Eigenschaften, sondern strenger Regeln. Sie besteht in Abhängigkeit von der wesentlichen Leitdifferenz, also oben/unten-Codierung, wodurch eine ungleiche ständische Ordnung ans Licht kommt. Diese Ungleichheit als eine Norm der stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft wirkt sich auf die Folgen und Nebenfolgen von allem, was in der Gesellschaft geschieht, aus und demgemäß werden „alle sozialen Phänomene, Zurechnungen von Kommunikationen, Anschlußfähigkeit von Sinn und Entscheidungslagen in Interaktionen [...] geregelt.“⁹⁶

Die zweite primäre Differenzierungsform entscheidet die Schichtzugehörigkeit von Menschen durch Geburt, „genauer [durch] den Zufall der Geburt“⁹⁷, anders gesagt, „die Inklusion von Menschen in die Gesellschaft“ (GG. S. 688) wird nicht durch individuelle Leistung und Leistungsfähigkeit, sondern durch Familie, Herkunft, also parallel zur ständischen Ordnung reguliert. Daraus kommt es zu dem Ergebnis, „daß die jeweilige Schichtzugehörigkeit die Zugehörigkeit zu allen anderen Schichten ausschließt.“⁹⁸

Blickt man beispielsweise auf den geschichtlichen Tatbestand bis in die europäische Vormoderne des 15. und 16. Jahrhunderts zurück, kann man das Rangverhältnis von oben/unten Schichtung auf dasjenige von Adel und Volk umformen, wenn auch man eine weitere Innendifferenzierung, die zwischen diesen beiden Schichten fortgesetzt werden kann, nicht absieht. Damals bemühte sich die ade-

⁹⁶ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 261.

⁹⁷ Peter Fuchs: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne. In: Dirk Baecker (u.a.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 2, Leverkusen 1997, S. 425.

⁹⁸ Peter Fuchs: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall, S. 425.

lige Oberschicht darum, „nach unten hin Distanz zu gewinnen“⁹⁹ (GS1. S. 78), indem sie die schichtspezifische Kommunikation, die nur innerhalb des gleichen Kreises nur mit Form der Interaktion durchgesetzt werden konnte, entwickelte, verfeinerte und chiffrierte. (Vgl. GS1. S. 98) Es ist damit plausibel, dass die Verwendung der Schrift deutlich eng daran angebunden war und gerade die Lesen-, Schreibfähigkeit die Adelsgesellschaften sozusagen hochkulturelles Vielfältiges schaffen ließ. (Vgl. GG. S. 678)

Mit evolutionstheoretischem Blick darf man zudem die Umstellung der Gesellschaftsstruktur reformulieren: Die Entstehung der rangmäßig unterschiedenen Teilsysteme ist eine evolutive Reaktion auf die Situation, in der das Problem der Steigerung der Komplexität mithilfe der gleichen Segmente allein, die „eine relativ geringe Toleranzbreite für Selektionsdruck“¹⁰⁰ besitzen, nicht erledigt werden kann. Die stratifikatorische Differenzierung als evolutionärer Sprung von der segmentären Gesellschaft ist mithin als eine Maßnahme dazu aufgefasst, auf dem Problem der Ausdehnung von Kommunikationsmöglichkeit nachzugehen, indem sie „auf mehrere, nun notwendig ungleiche Schultern [...] verteil[t]“. ¹⁰¹

1.2.5.3. Multizentrisches Gesellschaftsmodell : funktionale Differenzierung

Die funktional differenzierte Gesellschaft wird als das Teilsystem, das sich nach seiner spezifischen Funktion ausdifferenziert, begriffen; jedes einzelne Teilsystem baut sich nicht mehr in Abhängigkeit von ständisch-hierarchisch ungleichem Differenzschema auf, sondern von funktional ungleichen unterschiedlichen Merkmalen. Die funktionsspezifische Teilgesellschaft behandelt „jeweils nur eine gesellschaftliche Problemlage“¹⁰² mit Benutzung eines eigenspezifischen Mediums innerhalb eines eigenwertigen Funktionsbereichs, z. B. werden innerhalb der Wirt-

⁹⁹ Vgl. Hierzu Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. Frankfurt/M 2002, S. 173ff. z. B. „Ihr (v. Verf. höfische Gesellschaft) Dasein und die Demonstration ihres Prestiges, die Distanzierung gegenüber den niedriger Rangierenden, die Anerkennung der Distanzierung durch die höher Rangierenden, das alles war ihnen Selbstzweck genug. In der Eitkette aber erhält gerade diese *Distanzierung als Selbstzweck* einen vollendeten Ausdruck.“

¹⁰⁰ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 260.

¹⁰¹ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 260.

¹⁰² Sina Farzin: Inklusion/Exklusion, S. 40.

schaftsgesellschaft nur wirtschaftliche Ereignisse und deren Relationen und in der Politikgesellschaft nur politisch motivierte Angelegenheiten behandelt. Mit anderen Worten „kann mithin kein Funktionssystem die Funktion eines anderen übernehmen“ (GG. S. 753), nämlich werden künstlerisch interpretierbare Ereignisse, die ihrerseits im Kunstsystem allein als die operationsfähigen sich aktivieren lassen, doch im Politiksystem oder Wirtschaftssystem nur als inkompetent, irrelevant und funktionslos beobachtet. Im Vergleich zu der stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft, deren Gesellschaftskriterium abhängig von Schichtordnung aufgestellt wird, sind die Teilsysteme wie Recht, Religion, Erziehung, Wissenschaft, Kunst und Intimität daher in der Lage, ihre eigenen Wege zu erweitern und „sich zu stärkerer Eigenständigkeit [zu] entwickeln“ (GS1. S. 81).

Der entscheidende Faktor dafür ist die Möglichkeit der freien Verwendung der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die im nächsten Abschnitt erläutert werden, denn „die Medien als Katalysatoren dienen für die Ausdifferenzierung von Funktionssystemen der Gesellschaft“ (GG. S. 358) bis zu ihrer vollen Entfaltung; die Medien weisen jeweiligen Teilsystemen ein Monopol für die jeweilige Funktion zu, damit sie sich selbstreferenziell koordinieren lassen, und dadurch kann das Funktionssystem „höhere Autonomie und neuartige Formen der Selbststeuerung“ (GS1. S. 166) erreichen.

Es handelt sich hierfür nicht um die Inanspruchnahme einer Ordnung, die zum Ziel der Integration aller Teilsysteme oder des beständigen Gleichgewichts eingeleitet werden soll, sondern um die eigene Identität, die durch die funktionale Differenzierung mit eigenspezifischer Perspektive konsolidiert wird. Demzufolge strukturieren die Funktionssysteme in einer Gesamtgesellschaft wechselseitig füreinander System und Umwelt, „je nachdem, auf welche *Differenz von Funktionssystem und gesellschaftsinterner Umwelt* sie bezogen wird“ (GG. S. 746). Dabei können keine Funktionssysteme füreinander substituierbar sein und eher eine dominante Priorität in der Gesamtgesellschaft in Anspruch nehmen, weil jede Funktion die selbstsubstitutive Ordnung hat.

Historisch gesehen lässt es sich nicht exakt datieren, wie Luhmann angedeutet hat (Vgl. GG. S. 707), seit wann der Umbau zur funktional differenzierten Gesellschaft in erheblichem Umfang zu verlaufen begann. Trotz der Umstrittenheit be-

hauptet man meistens, dass das 17. und 18. Jahrhundert als die entsprechende Epoche anerkannt wird, in der Europa im Begriff war, eine Notwendigkeit der gesellschaftlichen Umwälzung auf die neue Form der Funktionsdifferenzierung mehr oder weniger mit Bewusstsein zu erblicken. Mit anderen Worten löste im Verlauf der Jahrhunderte „die funktionale Differenzierung die stratifikatorische Differenzierung, die für vormoderne Hochkulturen typisch gewesen ist, ab.“¹⁰³

„daß die europäische Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts sich auf eine neue Ordnung einzulassen begann, in der nicht mehr die Einteilung nach Schichten, sondern die Einteilung nach Funktionssystemen die Primärdifferenzierung der Gesellschaft bestimmt“ (GS1. S. 82).

Das Konzept der funktionalen Spezifikation, das sich maßgeblich im Zusammenhang mit der zunehmenden Ausdifferenzierung, die mittels eigenes Funktionscodes erfolgt, abzeichnet, bietet einen Anlass dazu, die Diskurse über die kulturwissenschaftliche Richtschnur zu vertiefen, anhand deren man vormoderne und moderne Gesellschaften unterschiedlich beobachten kann. Luhmann sagt, obgleich man auf die scharfe Divergenz von vormodernen und modernen Gesellschaften verzichten müsse,¹⁰⁴ gebe es ein Beobachtungskriterium, aufgrund dessen die relevanten Aspekte der Modernisierung der europäischen Gesellschaft dargestellt werden können.

„Die Modernität der Gesellschaft liegt nicht in ihren Merkmalen, sondern in ihren Formen, das heißt: in den Unterscheidungen, die sie verwendet, um ihre kommunikativen Operationen zu dirigieren“ (GG. S. 165).¹⁰⁵

¹⁰³ Johannes Berger: Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung. In: Hans-Joachim Giegel/Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 217.

¹⁰⁴ Der Grund besteht darin, dass „es [...] unterschiedliche Bedingungen [gibt], unter denen sich traditionsbedingte Strukturen im Übergang zur modernen Gesellschaft begünstigend auswirken.“ (GG. S. 168)

¹⁰⁵ Auf der anderen Seite fasste Walter Demel die Faktoren der Modernisierung der Gesellschaft zusammen wie die folgenden vier Punkte: 1. die Bevölkerungsvermehrung und der Zerfall des „ganzen Hauses“, 2. die einsetzende wirtschaftliche Dynamik, 3. die Verdichtung der öffentlichen Kommunikation, 4. Reformpolitik und Revolution. Vgl. Walter Demel: Der Prozeß der Moder-

Die moderne Gesellschaft marginalisiert das Konzept der „gesellschaftsuniversaler Zentralsemantiken,“¹⁰⁶ ist nämlich durch die Unübersichtlichkeit der Weltverhältnisse gekennzeichnet, in dem Sinne, dass die funktionsmäßig differenzierende Gesellschaft nur wenig Chance hat, „ihre eigene Einheit etwa in der Form von Harmonie- oder Gerechtigkeitsideen zur Geltung zu bringen“ (GG. S. 759), da die solche Ausdifferenzierung zunehmend „höhere Komplexität des Gesellschaftssystems und der ihm zugänglichen Umwelt“ (GS3. S. 155) mit sich bringt. Demgemäß kommt es weder auf „die Fortschrittseuphorie der Epoche“¹⁰⁷, noch auf das Beharren auf der zentralen Instanz an, in der einzelne Perspektiven, unterschiedliche Funktionsleistungen sich vereinigen lassen, sondern vielmehr auf multi- bzw. polyzentrische Weltanschauung, weil die moderne Gesellschaft aus den funktionspezifischen Teilsystemen besteht, die in den voneinander getrennten Bereichen eigengesetzliche Medien, Programme, Institutionen und Organisationen in Besitz nehmen, also anders ausgedrückt, aus „d[en] separierten Bereiche[n], [die] je eine für den Bestand der Gesellschaft wichtige Funktion übernehmen.“¹⁰⁸ Und gerade die Verfügung über das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium, das seinerseits zu je einem Teilsystem gehört und sich jeweils eines funktionspezifischen Codes bedient,¹⁰⁹ beschützt diese Eigengesetzlichkeit. Dadurch reproduziert sich das funktionale System als operativ geschlossenes System.

Die erste Konsequenz der Funktionsdifferenzierung ist somit es, dass eine Person gleichzeitig an verschiedenen Funktionsgesellschaften teilnehmen kann¹¹⁰, das heißt: Jede Person in der modernen Gesellschaft kann situationsweise mehr als einem Teilsystem angehören, also „sie kombiniert in [ihrer] Lebensführung vielfältige teilsystemspezifische Rollen,“¹¹¹ z. B. als Kunstkonsument, alleinerzie-

nisierung der Gesellschaft: Französische Revolution, Industrialisierung und sozialer Wandel. In: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hrsg.): Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik, München 1998, S. 73ff.

¹⁰⁶ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 263.

¹⁰⁷ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 294.

¹⁰⁸ Johannes Berger: Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung. S. 214.

¹⁰⁹ Vgl. Johannes Berger: Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung, S. 223.

¹¹⁰ Siehe Kap. 3.2.1 zu weiterer Erläuterung mit Bezug auf den Begriff Inklusion/Exklusion.

¹¹¹ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten.

hender Verkäufer, Wähler oder Kandidat einer Partei, Steuerberater, Biochemiker, Rentner usw., während die Inklusionsbedingung der Person in der älteren Zeit unbedingt auf einer Zugehörigkeit zu nur einer Familie, nur einer sozialen Schicht, also auf dem Ausgeschlossenheit aus allen anderen Schichten beruhte.¹¹² Folglich kann aufgrund der prinzipiell unverhinderten Inklusionsrechte der Person die Möglichkeit der durchaus unterschiedlichen Sozialverhältnisse zugeschrieben werden.

Eine andere Aufmerksamkeit der funktionsabhängigen Gesellschaftsdifferenzierung besteht darin, dass die modernen Gesellschaften „als komplexe soziale Gebilde“¹¹³ die hochentwickelte Evolution aufmuntert, die ihrerseits gleichzeitig auf die Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Systeme zurückwirkt. (Vgl. GG. S. 498) Im Laufe der Evolution, die operational wiederholbar, doch bezüglich des Sinninhaltes nie gleich wie zuvor ist, entsteht die Durchsetzung einer Asymmetrie; die funktionale Evolution bringt immer eine Änderung der gesellschaftlichen Struktur herbei, indem der Restabilisierungsübergang selber in den Funktionssysteme den dynamischen Motor dafür betreibt, mit dem die Selektions- und Variationskriterien noch eifrig und sogar emergent rearrangiert werden. Aber wenn es um die bisher erwähnte unterschiedliche eigenspezifische Gesellschaftsdifferenzierung geht, ist vor allem zu beachten, dass die Kommunikationsevolution nicht nur als die wesentliche Bedingung für die evolvierenden Mechanismen der Gesellschaft, sondern auch als deren Katalysator dient.

1.3. Kleinstmögliche Einheit eines sozialen Systems : Kommunikation

Im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie besteht die Gesellschaft nicht aus Menschen, wie oben gesagt, sondern ›Kommunikation‹. Für den soziologischen Theoretiker wird die Gesellschaft als ein autopoietisches System begriffen, das

In: Hans-Joachim Giegel/Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 289.

¹¹² Den Modus der statifikatorischen Teilhabe von Menschen an Gesellschaft bezeichnet Peter Fuchs als „totalinklusiv auf der Ebene der Schicht und totalexklusiv im Blick auf alle anderen Schichten.“ Peter Fuchs: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall, S. 415.

¹¹³ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten. S. 281.

über eigene Ereignisse bzw. Kommunikation selbst operiert. Kommunikation und deren Prozesse sind daher ausschließlich abhängig von selbstreferenziellen Mechanismen, das heißt: Kommunikation allein kann kommunizieren, nur Kommunikation setzt Kommunikation voraus und nur Kommunikation kann andere Kommunikationen anschließen und als Folge Kommunikation hat. Durch diese selbstregierenden Prozesse erscheinen die Handlungen, die hierbei doch nicht als „individuelle Akteure“, sondern als „das Ergebnis von [kommunikativen] sozialen Zurechnungsprozessen“¹¹⁴ gelten. (Vgl. SA6¹¹⁵. S. 109)

Kommunikation produziert selbstreferenziell laufend einen Sinn als das Medium der Differenz zwischen Aktuellem und Möglichem, indem sie „immer auf vorherige Kommunikation referiert“ (EiG. S. 103) und an sich folgende Kommunikation anschließt. Aufgrund dessen selbstreferenziellen Kommunikationsverständnisses wird der Versuch unternommen, die Kommunikationstheorie zu analysieren.

1.3.1. Wer kommuniziert, Menschen oder Systeme?

Die Luhmannsche Gesellschaftstheorie setzt durchaus nicht den Menschen voraus, da er nicht zu einem Bestandteil der Gesellschaft und ebenfalls sozialer Systeme überhaupt, sondern nur zu deren Umwelt gehört. Seine Kommunikationstheorie verweist auch nicht auf die Menschen, auch wenn sie als subjektives „Weltzentrum [mit] dessen Fähigkeiten und Potentialen, dessen kreativen Energien“¹¹⁶ die Übertragung von äußerlichen Objektwelten zu anderen Subjekten möglich machen. Kommunikation besteht daher nicht „aus dem Handlungsmotiv oder aus der Präferenz des Handelnden“¹¹⁷. Und zwar ist der Mensch mit Blick auf die Systemtheorie doch kein autopoietisches System, „da es ih[m] an der Einheit [seiner]

¹¹⁴ Ders.: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz. Über die kommunikationstheoretischen Grundlagen von Luhmanns Gesellschaftstheorie. In: Hans-Joachim Giegel/Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 28.

¹¹⁵ Niklas Luhmann: Was ist Kommunikation? In: ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2Aufl., Opladen 2005, 109-120.

¹¹⁶ Armin Nassehi: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz, S. 21.

¹¹⁷ Armin Nassehi: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz, S. 29.

Operationen mangelt.“¹¹⁸ Er ist nicht mehr eine unteilbare Einheit, sondern vielmehr ein analytisch zerlegbares „Konglomerat voneinander unabhängiger autopoietischer Systeme.“¹¹⁹ Demzufolge sollte die Behauptung, dass Menschen als Hauptanreger am Kommunikationsvorgang handlungsfähig teilnehmen und sie sich dadurch eigentümliche Individualität sicherstellen, ausgeschlossen werden, darüber hinaus wird in ähnlichem Sinne die Annahme, „daß Kommunikation als das Resultat des Handelns eines Individuums aufgefaßt wird,“¹²⁰ abgelehnt.

Es ist doch selbstverständlich, dass eine Gesellschaft ohne Menschen nicht existiert, wenn auch sie „an der Peripherie der Theoriekonstruktion“¹²¹ eingeordnet sind. Dazu ist allerdings nicht zu verleugnen, dass keine Kommunikation ohne menschliches Bewusstsein oder psychisches System, das seinerseits das überlebensfähige, organische und biologische System voraussetzt, aber unabhängig davon autopoietisch weiteres Bewusstsein reproduziert, zustandekommen kann. In diesem Sinne bezieht sich die Kommunikation immer auf die psychische Systeme, und ferner sollen „mindestens zwei Bewußtseinssysteme mitwirken, also eine »dialogische« oder »mutualistische« Prozeßstruktur realisiert“¹²² werden, um Kommunikationserfolg zu erreichen.

Hierfür wird ein neuer Begriff ›Person‹ angeführt. Die Person identifiziert sich in erster Linie nicht mit einem Mensch oder einem Individuum, sondern ist als Teilnehmer an einer Kommunikation zu verstehen, das heißt: Die Personen sind als „Adressen für Kommunikation“, also als „Aufzeichnungsstellen für komplexe sequentielle Kommunikationsverläufe“ (WG. S. 34) eingegliedert und durch diese Adressierung können die Erwartungen an die Kommunikation von psychischem System auf Person zugerechnet werden, nämlich mittels Person Bewusstseinsysteme und soziale Systeme ineinander interpenetriert werden.¹²³

Ungeachtet der notwendigen Angebundenheit des Bewusstseins an Kommunika-

¹¹⁸ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 155.

¹¹⁹ Ralf Dziewas: Der Mensch – ein Konglomerat autopoietischer Systeme? In: Werner Krawietz/Michael Welker (Hrsg.) Kritik der Theorie sozialer Systeme. Auseinandersetzung mit Luhmanns Hauptwerk, 2Aufl., Frankfurt/M 1992, S. 115.

¹²⁰ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 81f.

¹²¹ Ralf Dziewas: Der Mensch – ein Konglomerat autopoietischer Systeme?, S. 113.

¹²² Niklas Luhmann: Literatur als Kommunikation. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur, Frankfurt/M 2008, S. 374.

¹²³ Siehe dazu: Kap. 1.4. Strukturelle Kopplung.

tion soll man nicht übersehen, dass die Kommunikation als intern geschlossene Operation selbstkonstitutiv funktioniert.

„Kommunikation ist, [...] autopoietisch insofern, als sie nur im rekursiven Zusammenhang mit anderen Kommunikationen erzeugt werden kann, also nur in einem Netzwerk, an dessen Reproduktion jede einzelne Kommunikation selber mitwirkt“ (GG. S. 82f).

Aus der zitierten Zusammenfassung erkennt man, dass Kommunikation, die mit Benutzung der eigenen Medien eigene Operation durchführt, „nicht als isoliertes Ereignis vorkomm[t],“¹²⁴ sondern als „die Voraussetzung der ständigen Erneuerung eines Bedarfs“¹²⁵ für folgende kommunikative Operationen erwiesen wird, wodurch sie jeweils neue Sinndimensionen herstellt.

1.3.2. Nicht mehr durch Übertragung, sondern durch Selektion

Wenn die Kommunikation weder als die menschliche Handlung im Sinne der Übertragung einer Information von Absender zu Adressat, noch etwa als die Input-/Output-Verhältnisse von den im psychischem System aktualisierten Erträgen begriffen werden darf, dann wirft man die Frage auf, was die wesentliche Komponente der Kommunikation ist. Wenn „der Ursprung der Kommunikation“ nicht „in der »subjektiv« sinnstiftenden Handlung“ (GG. S. 72) liegt, doch auch nicht in der subjektiven Intention, von der eine Weltwahrnehmung und Welterfassung ausgehen würde, was gibt dann eigentlich Anlass zur Kommunikation?

An Stelle des konventionellen Theoriemodells stellt Luhmann drei Komponenten für die Kommunikationsdefinition vor, das heißt: Kommunikation besteht aus „dreistelligen Selektionsprozeß“¹²⁶, nämlich aus ›Information‹, ›Mitteilung‹ und ›Verstehen‹, die für sich nicht allein auftreten, sondern immer miteinander kombinieren.

¹²⁴ Niklas Luhmann: Literatur als Kommunikation, S. 379.

¹²⁵ Niklas Luhmann: Literatur als Kommunikation, S. 374.

¹²⁶ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 81.

„Kommunikation kommt zustande durch eine Synthese von diesen drei verschiedenen Selektionen – nämlich Selektion einer Information, Selektion der Mitteilung dieser Information und selektives Verstehen oder Mißverstehen dieser Mitteilung und ihrer Information“ (SA6. S. 111).

Information ist nach Luhmanns Auffassung keine Gegebenheit, keine Sache in der Welt, auch kein feststehender Inhalt, die Information ist vielmehr eine „Differenzerfahrung“ (SS. S. 69), die sich auf die Systemzustände, also die Veränderung von Strukturen der Gesellschaft auswirkt und weitere Differenzen pausenlos auslöst. (Vgl. GG. S. 190) Sie erscheint als selektives Ereignis, insofern als Alter, konventionell ausgedrückt, Absender etwas Unbekanntes in der Umwelt beobachtet und etwa sich dafür interessiert, was schon die Rolle des Bewusstseins betrifft. Dabei ist es im Hinblick auf den Informationswert entscheidend, ob das, was vor- kommt, im Rahmen eines bestimmten Selektionshorizonts neu oder nicht neu ist. In dem Sinne ist die Information nichts Gegebenes auch nichts Übertragbares, sondern etwas Konstituiertes, das aus einer Vielzahl von Möglichkeiten durch den selektiven Akt ausgefiltert wird und sich selbst zur Wirkung bringen kann.

Nachdem die Information als der erste Akt in dem Kommunikationsprozess sele- giert wird, folgt dann die Mitteilung als der zweite Kommunikationsgang. Genau- so wie der Informationsbegriff setzt die Mitteilung immer die Selektion voraus, das heißt: „Die Entscheidung für eine Mitteilung ist gleichzeitig eine gegen viele mögliche andere Mitteilungen;“¹²⁷ Wenn Alter zunächst ein Erwartungsmaterial als Information aufnimmt und ein Mitteilungsverhalten wählt, dann dadurch wird eine andere Selektivität des Mitteilungsverhaltens in diesem Kommunikations- gang zwängsläufig blockiert. Wenn z. B. eine schriftliche Mitteilungweise von ein- em Absender favorisiert wird, lässt er einen telefonischen Versuch oder einen persönlichen Besuch außer Acht. Selbstverständlich kann der Mitteilende an ver- schiedenartige Schriftformen denken, anders gesagt: „[D]ie gleiche Information kann auf verschiedene Weise mitgeteilt werden.“¹²⁸ Bei dieser Mitteilungsdefini- tion kommt es daher nicht auf das buchstäbliche Transportieren der Information,

¹²⁷ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 80.

¹²⁸ Georg Kneer/Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 83.

sondern auf die Herstellung der Differenz zwischen Information und Mitteilung an, weil je nach dem Mitteilungszeitpunkt, -absicht, -verhalten oder der -methode der Informationsinhalt und -wert dementsprechend unterschiedlich wird.

Nach der Mitteilung kommt Verstehen als der dritte, nämlich letzte Akt für das erfolgreiche Zustandekommen der Kommunikation nach. Verstehen gehört hierbei nicht zu irgendeiner psychologischen Kategorie,¹²⁹ besteht auch nicht in einer befriedigenden Vereinbarung mit der Antwort darauf, etwa ob die Information die objektive Realität widerspiegelt, oder ob bestimmte Sinnvorschläge von Alter ohne Abweichung mitgeteilt wurde. Das Verstehen hat de facto nichts damit zu tun, ob „die Authentizität der Motive oder der Gefühle“¹³⁰ des Absenders vom Empfänger, der von Luhmann vorzugsweise Ego genannt wird, einwandfrei akzeptiert wird. Der Begriff des Verstehens liegt eher ebenso wie die ersten beiden Komponenten in einer Selektion, die immer Differenz auslöst, das heißt: Verstehen kommt durch die Selektion zustande, die eine bestimmte Differenz zwischen Mitteilung und Information aktualisieren kann. Erst im Verstehen wird also ein Unterschied zwischen dem Informationsinhalt „und den Gründen, aus denen der Inhalt mitgeteilt wird“ (SA6. S. 111), ausgemacht.

„Kommunikation kommt aber nur dadurch zustande, daß zwischen Mitteilung und Information unterschieden und der Unterschied verstanden wird“ (GG. S. 97).

In diesem Sinne ist Verstehen nichts anderes als das Verstehen der Differenz. Unter Berufung auf das Differenzprinzip muss es somit unterscheidbar sein, eine Mitteilung zu verstehen und eine mitgeteilte Information zu verstehen, und demzufolge versteht Ego oder der Empfänger die mitgeteilte Information auf sehr mannigfaltige Weise, bzw. nicht gleich mit der des Absenders akzeptieren kann,¹³¹ abgesehen davon, was für eine Mitteilungsabsicht Alter hat. Darüber hinaus kann Ego die Kommunikation erfolgreich machen, selbst wenn es gar keine Mit-

¹²⁹ Vgl. Armin Nassehi: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz., S. 26f. Siehe auch dazu „Ebensowenig ist das für Kommunikation notwendige Verstehen psychologisch zu verstehen.“ (WG. S. 24)

¹³⁰ Claudio Baraldi/Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 90.

¹³¹ Vgl. Georg Kneer / Armin Nassehi: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, S. 85.

teilungsabsicht gibt (Vgl. GG. S. 208), lediglich unter der Voraussetzung, dass er eine Differenz von Information und Mitteilung gleichwohl vernehmen kann. Anhand der Begriffsbestimmung ist es somit zuzumuten, dass die Luhmann-sche Kommunikation sich nur wenig für „die gleichsinnig[e] inhaltlich[e] Verständigung“¹³² interessiert. Der Kommunikationserfolg hängt also nicht von Konsens, auch nicht von Dissens ab,¹³³ sondern von dem emergenten Geschehen, das „im [dynamischen] Einwirken von Kommunikation auf Kommunikation“ (GG. S. 95) besteht. Mit anderen Worten liegt die Strategie der problemfreien Kommunikation darin, dass die Kommunikation ihren selektiven Inhalt, nämlich ihren jeweilig emergent auftauchenden Sinn als Prämisse für weiteres Kommunikationsverhalten unablässig übernimmt.

Mit Bezug auf diese Funktion wird die Anschlussfähigkeit der Kommunikation hervorgehoben. Jede Einzelkommunikation muss sich in einer Verflechtung befinden, in der der Anschlusszusammenhang weiterer Kommunikationen mithilfe des annehmenden bzw. ablehnenden Verhaltens rekursiv abgesichert wird. (Vgl. SS. S. 199) Die Annahme bzw. Ablehnung der mitgeteilten Sinnangebote ist notwendig für den Kommunikationserfolg, aber nicht weil sie zu einer kommunikativen Einheit gehört, sondern weil sie als anschlussfähige Selektion einen Ansatz zur anderen bzw. weiteren Kommunikation anbietet, das heißt: Ego kann gerade im Moment des Verstehens die mitgeteilte Information annehmen oder ablehnen, und schon darauffolgend kommt die Kommunikation, die die Annahme oder Ablehnung des Sinnvorschlages der aktuellen Kommunikation behandelt, nach, also jene Kommunikation gehört dann bereits einer anderen, nämlich zweiten Kommunikation, (Vgl. GG. S. 83) wodurch das Verstehen in der rekursiver Vernetzung mit anderen weiteren Kommunikationen erneut kontrolliert wird.

Im Rahmen dieser Mechanismen hat die Annahme oder Ablehnung mit der Überlegung nur wenig zu tun, ob „man vom jeweiligen Kommunikationsinhalt überzeugt wäre oder an seine Legitimität und Wahrheit glauben würde,“¹³⁴ sondern,

¹³² Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 104.

¹³³ Vgl. Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 90.

¹³⁴ Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Göttingen 2000, S. 117.

ob „[ein] weiter[es] Ereigni[s], das sich entweder auf negative oder auf affirmative Weise zum vorherigen Kommunikationsereignis verhält,“¹³⁵ veranlasst wird. Die beiden, doch gegenseitig selektiven Möglichkeiten sind daher als das eigentliche Erfolgskriterium der Anschlussgrundlage für weitere Kommunikationsverläufe zu verstehen.

In dem Sinne soll jede Kommunikation eine Spur, die als nochmals unterscheidbares Ereignis von der Folgekommunikation wiederentdeckt werden kann, hinterlassen, nämlich jede erfolgreiche Kommunikation ist, wenn man resümierend formulieren will, „fortgesetzte Kommunikation; Kommunikation ist erfolgreich, wenn sie erfolgt und weiter erfolgt.“¹³⁶

1.3.3. Grundlegendes Kommunikationsmedium : Sprache

›Sprache‹ - hierfür ist gemeint insbesondere mit mündlicher Sprache - ist ein grundlegendes, allgemeines - aber doch nicht einziges - Kommunikationsmedium, das sowohl das Verstehen als auch die annehmende oder ablehnende Selektionsakt der Kommunikation wahrscheinlich macht. Sprache ist erstens dadurch gekennzeichnet, dass sie akustische Zeichen für Sinnbildung benutzt. (Vgl. SS. S. 220) Wenn man so spricht, heißt es, dass man gleichzeitig Sinninhalte und akustisch wahrnehmbare Zeichen produziert.

Wie dieser knappe Definitionsversuch suggeriert, nimmt Luhmann als Differenztheoretiker die Unterscheidung von Laut und Sinn vor, wenn es in erster Linie um die mündliche Kommunikation geht. (Vgl. EiG. S. 90) Sprache kommt ins Spiel „durch Wiederverwendung von Lauten bzw. Lautgruppen“ (GG. S. 218), die ihrerseits als „hochartifizielle Art des Produzierens von Geräuschen“ (GiE. S. 88f) differenziert werden sollen und zugleich durch die Wiederverwendung der Wörter als medialer Substrate, die „in Form einer riesigen Menge von kopplungsfähigen Elementen gegeben“¹³⁷ sind. Erst mittels dieser Wiederverfügbarkeit kondensiert

¹³⁵ Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Göttingen 2000, S. 120.

¹³⁶ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 105.

¹³⁷ Niklas Luhmann: Literatur als Kommunikation, S. 376.

Sprache einerseits „die Identität von Wörtern“ und „andererseits konfirmiert sie im gleichen Zuge diese Kondensate in immer neuen Situationen“ (GG. S. 218), dadurch gewinnt die Sprache eine generelle Qualität. Allerdings konzeptualisiert die Generalisierung nicht die Unveränderbarkeit des Wortsinnes; die Identität eines Wortes liegt nicht in einem fixierten Punkt, sondern wird immer wieder reguliert, weil sie nicht auf dem Gegenstand der Sachwelt beruht, sondern auf der selbstreferenziellen Wiederholbarkeit des Wortes, das als Zeichen „doppelt isolier[t]“ werden soll, nämlich „sowohl von der Wahrnehmungswelt wie auch von anderen Zeichen.“¹³⁸ Unter dieser Bedingung darf somit die Unabhängigkeit, die es erlaubt, Zeichen bzw. Wörter miteinander zu kombinieren, garantiert werden. Die Wörter, die durch die Kopplungsfähigkeit der Laute gebildet werden, können sich im Weiteren miteinander verknüpfen und daraus wird ein anderes mediales Substrat erneuert, nämlich der Satz erzeugt. (Vgl. GG. S. 220) Jeder Satz besteht demnach aus beliebig wiederverwendbaren Wörtern, die dafür bereit stehen, sich noch der größeren komplexeren Verschiedenartigkeit von Kopplungskapazitäten anzupassen, „wobei die laufende Satzbildung den Wortbestand einer Sprache regeneriert“ (GG. S. 220). Aus den korrelativen Beziehungen entstehen die umfangreichen Variationen der Bedeutung des Wortes, indem es über einen bestimmten Sinn hinaus sein Bedeutungsspektrum vergrößert.¹³⁹

Bei der Sprachkonzeption geht es um die emergente Ebene von Sinn.¹⁴⁰ Im Prozess der sprachlicher Operation wird das mediale Material in dem rekursiven Netzwerk der kommunikativen Ereignissen rekonstruiert und damit auch wird Wortgestaltung und Satzkonstruktion durchgeführt. Diese Kombinationsfähigkeit von den Sprachelementen verweist auf Sinn, also auf die Reproduktion von Sinn, anders gesagt ist die Sprache immer an die emergente Sinnerzeugung gekoppelt, selbst wenn sie sich nicht mit dem Sinn identifizieren, sondern eher davon unterschieden werden soll. Diese komplizierte Lage lässt sich somit kurz formulieren:

Die „[s]prachliche Kommunikation ist [...] Prozessieren von Sinn im Medium der

¹³⁸ Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche, S. 140.

¹³⁹ Vgl. Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche, S. 148f.

¹⁴⁰ Siehe dazu Kap. 1.1.3.

Lautlichkeit“ (GG. S. 213).

Bezüglich der Sinnbegleitung der Kommunikation soll eine andere Funktion der Sprache auffällig sein; Sprache überbrückt die operationale Kluft zwischen Kommunikationssystemen und Bewusstseinssystemen, das heißt:

„Kommunikationssysteme [sind] über Sprache an Bewußtseinssysteme gekoppelt [...] so wie Bewußtseinssysteme an Kommunikationssysteme“ (GG. S. 113).

Ferner können die Bewusstseinssysteme selbst nicht strukturell miteinander gekoppelt werden, sondern nur Sprache ermöglicht es, weil „eine solche Intersystembeziehung notwendigerweise auf soziale Systembildung verweist.“¹⁴¹

Nun aber werfen wir in dem Punkt die Frage auf, wie denn Sprache das Bewusstseinssystem intervenieren kann, ohne seine autopoietische Operation zu stören. Zur Antwort auf diese Frage führt Luhmann eine Metaphorik ›Faszination‹ ein; die Sprache „fasziniert [...] das Bewußtsein“, in der Weise, in der „sie [...] sehr auffällige Wahrnehmungsgegenstände bereit[stellt]“ (WG. S. 47). Die Sprache, die über hochartifizielle Kombinationsfähigkeit und dazu über die so wechselhafte Sprachform verfügt, zeichnet sich dadurch aus, dass sie die auffällige „Distinktheit von Wörtern, Sätzen oder auch Schriftzeichen“ (EiG. S. 107), und zwar in immer ständigen Bewegungen, erzeugen kann. Under dieser Prämisse kann z. B. ein psychisches System bei Zuhören oder Lesen das, was sprachförmig wahrnehmbar ist, von „sonst wahrnehmbaren Gegenständen (Geräuschen, Bildern)“ (WG. S. 48), unterscheiden und wahrnehmungsmäßig fasziniert werden, weil durch die Sprache die eigentliche Rhythmik der Kommunikation „der Eigenrhythmik des Bewußtseins genau angepaßt ist“ (WG. S. 48). Hiermit greifen die hohe Unterscheidungsfähigkeit der Sprache und diejenige des Bewusstseins ineinander, wodurch die Auslöseeffekte, mit der das Wahrnehmungssystem seine Sinnerspektive anders als vorher aufnehmen kann, herbeigebracht wird. Am Ende bildet es seine eigene Imaginations- und Gedächtniskraft, nämlich seine Faszination

¹⁴¹ Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 173.

nation heraus, welche nach Luhmann ohne Zweifel wieder zur Sprache zurückkehren. Aus diesem Grund darf sich das Bewußtsein einer Kommunikation kaum entziehen (Vgl. WG. S. 48).

Bisher haben wir versucht, die „Doppeleigenschaft“ der Sprache zu erläutern; einerseits „transportiert sie Kommunikation“ (EiG. S. 107) mit ihren unterscheidungsempfindlichen Zeichen, andererseits fasziniert sie das Bewusstsein mit der wahrnehmbaren Distinktheit der verschiedenartigen Sprachformen. Auf diese Weise kann Sprache als „Kopplungsinstrument“¹⁴² gleichzeitig Bewusstsein und Kommunikation mitlaufen lassen, anders ausgedrückt, im Laufe der Kommunikation also konstituiert sich Sinn als die selektive Erzeugung zwischen Möglichkeit und Potentialität nicht nur in psychischen, sondern auch sozialen Systemen. In dem Sinne müssen die soziale Systeme immer mit den psychischen Systemen strukturell gekoppelt sein, um ihre Existenzbedingung zu erfüllen.

1.3.4. Vergrößerung der „Reichweite sozialer Redundanz“ (GG. S. 258) : Schrift als Verbreitungsmedium

›Schrift‹ ist ein Kommunikationsmedium, funktioniert ebenso wie Sprache im sozialem System, und zwar gilt als ein Verbreitungsmedium in zweierlei Hinsicht: „Schrift bedeutet“, zum einen, „viel mehr als nur quantitative Zunahme“¹⁴³, so dass sie die Kommunikationswelt „vergrößert, erweitert, vermehrt“, denn damit werden die kommunikativen Anschlussmöglichkeiten noch „reichhaltiger, differenzierter und stimuliert[er].“¹⁴⁴ „Schrift bedeutet“, zum anderen, „große qualitative Veränderungen von Kommunikation und Gesellschaft“¹⁴⁵, in dem Sinne, dass sie auffälligere Systemdifferenzierung der Gesellschaft zur Durchführung bringt.

Akzeptiert man die Hinweise, dass Schrift zur weitreichenden Veränderung und deren Beschleunigung der Kommunikationsmöglichkeiten in Korrelation mit dem

¹⁴² Armin Nassehi: Die Zeit der Gesellschaft, S. 181.

¹⁴³ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 142.

¹⁴⁴ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 143.

¹⁴⁵ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 143.

umfangreichen gesellschaftlichen Wandel beiträgt,¹⁴⁶ dann dürften die daran anschließenden Fragestellungen nicht vermieden werden. Wie ist es so möglich? Wie weit übt die Schrift den Einfluss auf die Ausdehnung des Kommunikationssystems aus, also in welchem Aspekt hat sie „die »katastrophale« Auswirkungen auf die Komplexität des Gesellschaftssystems“ (GG. S. 515) zur Folge? In Rücksicht auf drei verschiedene Dimensionen, nämlich auf Zeit, Raum, Sozialität, könnte man die Antwort darauf herausfinden.

Im Vergleich zu der mündlichen Sprache, die sich ganz allgemein durch die Differenz von akustischen Zeichen und Sinn auszeichnet, benutzt die Schrift die Unterscheidung „zwischen Buchstabenkombinationen und Sinn“ (GG. S. 256), nämlich die emergenten Effekte von Schrift erfolgen aus dem Verstehen, das dank der Differenz von den optischen Medien und Sinn erreichbar ist. Der Mündlichkeit ist nur in beschränktem Umfang erlaubt, das, was mitgeteilt ist, aufzubewahren und zu erinnern, (Vgl. GG. S. 251) da größtenteils die Kommunikation fast gleichzeitig abläuft, sobald sie vorkommt, und dann vergeht. Aus diesem Grunde ist sie immer der Gefährlichkeit ausgesetzt, die Garantie für ihre dauerhaft wirkende Konsequenz zu verlieren, einfach vergessen zu werden.

Hingegen gewinnt die Schrift „ein[e] ganz neuartig[e] Zeitlichkeit der kommunikativen Operation“ (GG. S. 264). Die Herstellung der schriftlichen Kommunikation muss sich nicht mehr im gleichen Moment ergeben, denn anders als Sprache ist die Schrift von keiner organischen Oralität abhängig, sondern von der technischen Sichtbarkeit wie z. B. Buchdruck.

„[Ü]ber Schrift ist nun in jeder Gegenwart(und nur so!) eine Kombination verschiedener Gegenwarten möglich, die jeweils füreinander Zukunft bzw. Vergangenheit sind. Was beim Schreiben des Textes Zukunft war oder auch in der Erzählung des Textes Zukunft ist, kann beim Lesen schon Vergangenheit sein“ (GG. S. 265).

So z. B. kann man die Schrift, die gleichsam in längst vergangener Zeit geschrie-

¹⁴⁶ Bei Luhmann heißt es dementsprechend: „Alles wird anders, wenn es durch Schrift vermittelt wird.“ (GG. S. 283)

ben wurde, unabhängig von der Zeitverlauf, und sogar mehrmals lesen, wodurch das einmal Geschriebene als das Gleiche je beim Lesen vergegenwärtigt wird, anders gesagt, das Geschriebene, indem es in Form eines Textes sich reaktualisierend, „den [vergehenden] Zeitfluß überdauer[t]“ (GG. S. 265), die Gegenwart erfahren kann. Die Schrift ermöglicht es daher, auf der einen Seite, „eine *neuartige Präsenz von Zeit*, nämlich die *Illusion der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*“ (GG. S. 265) nachzuvollziehen, auf der anderen Seite „mitgeteilte Informationen ihrer [...] zeitlichen Fixierung zu entreißen.“¹⁴⁷

Wenn es dann die Raum- und Sozialdimension betrifft, trägt die Schrift über die Einschränkung des Interaktionssystems, dessen „Grenzbildungsprinzip“ also „ein Beisammen von Personen [ist]“¹⁴⁸, hinaus, wobei Sprache den räumlich begrenzten Kreis der Anwesenden voraussetzt. Um diese Interaktion erfolgreich zu machen, muss die Verfügbarkeit der Kommunikation, „also [...] von den jeweils besonderen lokalen Bedingungen“ (GG. S. 314) abhängig sein, das heißt: Je mehr kleiner das Interaktionssystem ist, je deutlicher der Raum abgegrenzt ist, desto intensiver wird die Kommunikationswirkung, weil Interaktion nur die im Moment Anwesenden einschließt und dabei die Intimbeziehungen oder die sozialen Verhältnisse zwischen ihnen berücksichtigt werden sollen.

Demgegenüber „verlieren [...] Raumdistanzen und Raumgrenzen ihren restringierenden Charakter“ (GG. S. 315) mit Benutzung von Schrift, da sie vielmehr die Ausdehnung der Raumkapazität, des Empfängerkreises begünstigt, indem sie eine neuartige Operationsweise durchführbar macht, nämlich in der Weise des Lesens und Schreibens. Dank Schrift, von sozialer Hinsicht aus gesehen, können auch viele Personen an einer Kommunikation teilnehmen und sich „der Notwendigkeit des laufenden Rollenwechsels von Sprecher und Hörer“ (GG. S. 273) entziehen, weil anhand des Verbreitungsmediums weder die Anwesenheit noch die Abwesenheit der Personen in einem Raum als ein entscheidender Faktor für den Kommunikationsanschluss in Betracht gezogen werden müssen. Kommunikation wird nun „auch ohne persönliches Zusammensein“¹⁴⁹ möglich.

¹⁴⁷ Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche, S. 115.

¹⁴⁸ Johann Dieckmann: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, S. 112.

¹⁴⁹ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 143.

„Mit Schrift beginnt die Telekommunikation, die kommunikative Erreichbarkeit der in Raum und Zeit Abwesenden“ (GG. S. 257).

Im gleichen Zuge steigert die Schrift das Komplexitätsniveau der Verhältnisse von den drei Selektionsprozessen zueinander insofern, als „sie dieselbe Information für unterschiedliche raumzeitliche Positionen des Systems erhältlich macht,“¹⁵⁰ das heißt: Die von Schrift geförderte Ausdehnung der Zeit-, Raumdistanzen macht die Synthese von Information, Mitteilung und Verstehen immer schwieriger. Daraus ergibt sich eine „Bruchstelle,“ an der „Information und Mitteilung einerseits und Verstehen andererseits auseinander gezogen werden“ (EiG. S. 126).

„Anders als in der mündlichen Kommunikation können bei schriftlicher Kommunikation Mitteilung, Verstehen und Akzeptanz weit auseinanderfallen“ (WG. S. 178).

Im Fall der Interaktion, z. B. einer kleinen Diskussionsgruppe erfolgt das Verstehen oder Nicht-Verstehen im Allgemeinen gerade nach einer Mitteilung, und damit entscheiden sich die Teilnehmer auch gleichzeitig, ob sie die mitgeteilte Information annehmen oder ablehnen, ob dadurch weitere Kommunikation sich fortsetzen lässt. Im Bereich der schriftlichen Kommunikation dagegen müssen die Selektionsprozesse nicht mehr gleichlaufend operieren. Ohne Rücksicht auf die Mitteilungsabsicht von Alter kann Information beispielsweise „nach Maßgabe eines späteren Leseinteresses“ (GG. S. 259) mitgeteilt werden und demnach kann „[d]as Verstehen auch somit sehr viel später und in anderen Situationen erfolgen.“ (EiG. S. 125)

Diese Kommunikationskonstellation ermöglicht, wie angedeutet, die unberechenbare Extension der Anschlussfähigkeiten mittels der Erhöhung der Tragweite der Kommunikation, aber gerade deswegen wird nicht nur die Komplexitätssteigerung der Systeme, sondern auch „die Unsicherheit in Bezug auf das Verständnis des gemeinten Sinnes“ (GG. S. 269) provoziert. Also in dem Maße, in dem die

¹⁵⁰ Urs Stäheli: Sinnzusammenbrüche, S. 115.

Möglichkeit „der Einbeziehung von Nichtanwesenden in die Kommunikation“¹⁵¹ höher wird, nimmt die Wahrscheinlichkeit ab, die Kommunikation zu verstehen, sei es annehmend oder sei es ablehnend weiterzuführen, und dementsprechend nimmt das Risiko der Unterbrechung oder Isolierung der kommunikativen Ereignisse zu.¹⁵²

Die Steigerung der kommunikativen Unwahrscheinlichkeit stellt somit die Notwendigkeit heraus, auf der einen Seite, ein ganz neuartiges Kommunikationsmedium¹⁵³ zu entwerfen, damit man sich der weitläufig „tiefgreifenden Transformation der Kommunikationsmöglichkeiten“ (GG. S. 264) anpassen kann, denn sonst könnte man sie nur noch als Unentscheidbares, Unbegreifliches, „Skepsis, Abwehr- und Ablehnungstendenzen“¹⁵⁴ betrachten. Auf der anderen Seite gibt die sie steigernde Komplexität Anlass dazu, dass die neu entstandenen Verbreitungsmedien ihrerseits, die Luhmann symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien nennt, optimale Gesellschaftsbezüge erfordern, in denen sie die überhöhte Komplexität kontrollieren und gleichzeitig die selektive Verarbeitung der Informationen durchsetzen können. Aus diesem Grunde muss die Gesellschaft in Richtung auf spezifische „Sonderbereiche wie etwa Verwaltung, Medizin, Geldzahlung und Rechtsprechung zwangsläufig“¹⁵⁵ ausdifferenziert werden. Aufgrund des Zusammenhanges zwischen den Verbreitungstechniken und der „grundlegenden Neustrukturierung des Gesellschaftssystems“ (GG. S. 264) kommt es mithin in Betrachtung, wie die Gesellschaftsdifferenzierung entsteht und insbesondere wie das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium die Entstehung der funktional differenzierten Gesellschaft als sogenannte moderne Gesellschaft beeinflusst.

1.3.5. Verhältnis von Egos Motivation und Alters Selektion: Symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium

¹⁵¹ Niklas Luhmann: das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008, S. 114.

¹⁵² Vgl. ders.: Literatur als Kommunikation, S. 386.

¹⁵³ Im folgenden Kapitel 1.3.5 wird es ausführlich vorgestellt.

¹⁵⁴ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 159.

¹⁵⁵ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht, S. 144.

›Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien‹ sind die Medien, die das Problem der kommunikativen Unwahrscheinlichkeit, also das Problem der zunehmenden „Ablehnung von kommunizierten Sinnzumutungen“ (GG. S. 316) auf spezifische Weise behandeln. Die Unwahrscheinlichkeit erscheint und wird insbesondere höher, wenn das Verhältnis von Egos Motivation und Alters Selektion noch komplizierter und beziehungsloser wird, das heißt: Im Laufe der Verbreitung des schriftlichen Mediums, wie oben kurz dargelegt, ist die Selektionsmöglichkeit der Information und der Mitteilungweise in erheblichem Maße vergrößert und dementsprechend wird „Egos Motivation, die von Alter vorgeschlagene Selektion zu akzeptieren“ immer schwächer, unannehmbarer, unrealisierbarer, nämlich „unwahrscheinlich[er]“¹⁵⁶. Gerade wegen der Kombinationsschwierigkeit übernehmen die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien die Funktion, die Annahmehance zu erhöhen, nämlich eine neuartige Verknüpfung von Motivation und Selektion zu konditionieren, da ohne weitere Motivation die Annahme als zugrundeliegende Vorbedingung der weiteren Kommunikation nicht mehr möglich würde. Aber wie funktioniert es dann? Mit welchen medialen Substraten, die gewiss anders als die sprachlichen und schriftlichen Medien sein sollten, wird das kombinatorische Problem gelöst?

Zum Ziel von der Medienanalyse muss man von den Begriffen ›Symbol‹ und ›Generalisierung‹ ausgehen. Im Rahmen von Luhmanns Auffassung ist das Symbol eine Fähigkeit, Unzugängliches im Zugänglichen, Unbeobachtbares im Beobachtbaren dadurch zu markieren, dass es eine Differenz überbrückt (Vgl. KG. S. 273). Durch die Symbolisierung wird es ermöglicht, Getrenntes zusammenzubinden, Verschiedenes auf Einheitliches zu beziehen, also die Einheit der Differenz anschaulich zu machen und dadurch kann man sich eignen, das unwahrscheinlich Bezeichnete in Form der Wahrscheinlichkeit der Bezeichnung zu koordinieren. In diesem Sinne ist das Symbol „die Bedingung der Vereinheitlichung, die erfüllt sein muß“¹⁵⁷, sodass ein Sinngehalt „kommunikativ behandelbar gemacht“ (GG. S. 319) werden kann.

¹⁵⁶ Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi/Elena Esposito: GLU, S. 190.

¹⁵⁷ Niklas Luhmann: Das Medium der Kunst. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008. S. 134.

Die Generalisierung in der Gesellschaftstheorie heißt, dass der symbolisierte Sinngehalt durch ein Medium nicht nur einmal verfügbar ist und dass er sich je nach verschiedenen Situationen konfigurieren und gegenwärtig erscheinen kann, man verwendet nämlich „die sinnspezifische Funktion“ der Generalisierung, den Sinn „an jedem besonderen Sinnmoment zugänglich zu halten“ (SS. S. 137). Nun behält diese symbolische Generalisierung demnach ihre Relevanz, indem sie jedes sinnimmanente Kommunikationsereignis, das ursprünglich nur im Moment voll präsent sein und zugleich verschwinden soll, wieder auftreten lässt, „und dies in (mehr oder weniger) andersartigen Situationen, zu anderen Zeitpunkten, mit möglicherweise anderen Partnern sozialer Kommunikation“ (SS. S. 136).

Bei der Begriffserklärung darf man allerdings nicht verfehlen, dass die sprachlichen und schriftlichen Medien ohne Zweifel auch generalisierte Symbole in gleichem Maße benutzen, wie die Medien für die Wiederverfügbarkeit der Sinnbezüge als Voraussetzung des Anschlusszusammenhangs weiterer Kommunikation „auch in hochkontingenten Situationen“ (SA2¹⁵⁸, S. 174) sorgen, sonst könnte kein Medium sich eignen, unterschiedlich überfließende Sachverhalte in die Kommunikation einzuarbeiten, „also für Verschiedenes Aufnahmefähigkeit bereitzuhalten.“¹⁵⁹ Abgesehen von der gemeinsamen Durchsetzung für die aktuell verfügbare Anschlussfähigkeit, macht jedoch eine Forderung nach hochentwickelten, und so hochabstrakten Selektionsleistung auf die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien aufmerksam.

Gerade um diese spezifizierte Selektion der Kommunikation so zu konditionieren, dass sie zugleich als Motivationsmittel wirken, also um den Zusammenhang von Selektion und Motivation zu symbolisieren, hat Luhmann die wichtigen Beispiele wie Wahrheit, Werte, Liebe, Eigentum/Geld, Macht/Recht, Kunst (Vgl. EiG. S. 147ff) als die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien vorgestellt, auch wenn er selber skeptisch eingestanden hat, dass „die Liste der bisher skizzierten Kommunikationsmedien nicht vollständig - weder theoretisch noch empi-

¹⁵⁸ Ders.: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

¹⁵⁹ Ders.: Das Medium der Kunst, S. 134.

risch ist.“ (SA2. S. 180)

Erst anhand dieser Medien, die im 18. Jahrhundert in Europa schon allgemein mit jeweils distinguiertem Kennzeichen ausdifferenziert und täglich erschienen wurden, ist es dann plausibel gemacht worden, die im Einzelfall hochkomplizierten Verhältnisse auf das Niveau der reduzierten Komplexität so zu verlagern, dass Anschlussselektivität imstande ist, sich zu vermehren. Die Regulierung von hauswirtschaftlicher Knappheit, beispielsweise mannigfaltige Tauschprozesse, die in früherer Zeit etwa durch Grundbesitz, körperliche Arbeit oder Haustiere, also durch die unterschiedlichen Vermittlungswege kompensiert worden war, wurde damit von dem Medium Geld ersetzt. Daraufhin wurde Geld zum spezifisch benutzbaren Medium in einer, und nur in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft, in diesem Fall Wirtschaftsgesellschaft.

An die Substitutionssfähigkeit der Medien anschließend stellt sich aber noch eine Frage, wie ein bestimmtes Medium ein bestimmtes Strukturmerkmal erfolgreich realisieren kann, nämlich wie man feststellen kann, dass der Lösungsvorschlag, die zunehmende Unwahrscheinlichkeit akzeptabel zu machen, nur an irgendein spezifisches Medium angebunden sein kann. Wenn man sich an die Situationen erinnert, in denen die Motivations- und Selektionsleistungsverhältnisse zueinander so kompliziert sind, dass die sinnproduzierende Übertragung zwischen Alter und Ego nicht zu erwarten ist, was hilft dann dabei, diese problematische Lage deutlich transparent zu machen? Aus dieser Konstellation ergibt sich ein Gesichtspunkt, mit dem man die verschiedenen Medien miteinander vergleichen und testen kann, welches symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium in welcher ausdifferenzierten Gesellschaftsform beherrschend operiert (Vgl. GG. S. 359). Den Gesichtspunkt nennt man ›Code‹, das heißt: Das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium ist abhängig von Code-Unterscheidung.

„Ein Code besteht aus zwei entgegengesetzten Werten und schließt auf dieser Ebene dritte und weitere Werte aus“ (GG. S. 360).

Dies bedeutet, dass der Code immer ein binärer Code sein soll; der Code hat einfach nur ein Entweder-Oder-Verhältnis, Dafür sind unzählbare Beispiele anzu-

führen, davon: „[e]twas ist entweder wahr oder unwahr, etwas ist entweder in meinem Eigentum oder nicht in meinem Eigentum“ (EiG. S. 164), oder das ist entweder ein Kunstwerk oder kein Kunstwerk. Es ist daher „in den Codes typischerweise ausgeschlossen, dass es noch irgendetwas dazwischen gibt“ (EiG. S. 164). Mit der Bifunktionsfunktion von Code wird das schwer abschätzbare Kommunikationsunternehmen, also eine „»analoge« Situation in eine »digitale« trans-formiert“ (GG. S. 360), um die unbestimmten Sinngehalte einleuchtend berechenbar zu machen. Das oben angeführte Geldbeispiel gewinnt daher seine Gültigkeit anhand Geldhaben/Nicht-Geldhaben oder Bezahlbar/Nicht-Bezahlbar. Blickt man auf die europäische Geschichte hinein, war in den älteren Gesellschaften, die sich meistens auf Mündlichkeit stützten und die auf der Basis engbegrenzter Welterfahrung, einer Gemeinsamkeit von kulturellem Gedächtnis, „eines Konsensdrucks durch die Anwesenden und eines direkten Bezugs auf die Betroffenen“¹⁶⁰ gebildet wurden, das Ja/Nein-Schema allein ein genügender Code für das Reagieren auf alles, was gesagt ist und dadurch wurde die Wahrscheinlichkeit der Annahme oder Ablehnung einer Kommunikation leicht erreichbar. Demgegenüber wurde in dem Maße, in dem das oben genannte Verbreitungsmedium den Komplexitätszuwachs in räumlichen und zeitlichen Dimensionen beschleunigte, es ungewiß und unerklärbar, „ob mitgeteilte Informationen als Prämissen für weiteres Verhalten angenommen oder abgelehnt werden“ (GG. S. 203). Man hat insbesondere in der Übergangszeit von der stratifizierten zu der funktionalen Differenzierung gesehen, dass man sich bloß mit dem Ja/Nein-Verteilungsmodell nicht mehr angemessen auf die „größer[e] Breite und Verschiedenartigkeit möglicher Mitteilungen“ (EiG. S. 150) einlassen kann. Es war daher offenkundig, dass mit einem solchen dualistischen Schematismus die Aufforderung, z. B. den Tausch von Gütern zu regeln, der Wunsch nach Schönheitserfahrung oder sonst das Bedürfnis nach persönlicher passionierter Liebe nicht mehr erfüllt werden können. Daneben können noch die mehrere Beispiele für die unwahrscheinlichen Koordinationsschwierigkeiten hinzukommen. Unter dieser Konstellation entsteht die Sonder-Mediencodierung, aufgrund deren

¹⁶⁰ Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 190.

alle hochkontingenten Situationen, in denen die Möglichkeit, anders zu erleben oder zu handeln, unzählbar ist, nun auf zwei abstrakte Werte zu bringen sind. Damit reduziert sich kontinuierlich die verbreitende Veränderungsweise auf ein Entweder-oder-Verhältnis, das „leichter rückzumelden ist als eine Mehr-oder-weniger-Meinung“ (EiG. S. 165). In dieser Weise können beide Kommunikationspartner unter dem gleichen Code die „tendenziell zunehmende Möglichkeit der Ablehnung des kommunizierten Sinnvorschlages“ (GG. S. 360) in antizipatorisch behandelbare Kompatibilität überführen und damit Entscheidungsverfahren für weitere Kommunikation klärbar und verständlich machen.

Die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die immer abhängig von dem spezifischen Code bleiben, funktionieren mithin „selbstreferentiell, [...] und als geschlossene Operationszusammenhänge ausdifferenziert“ (GG. S. 372), das heißt: Die Anwendungsfähigkeit der Medien soll sich an sich selber orientieren.

„Medien können nur reflexiv gehandhabt, das heißt auf eigene Prozesse und eigene Resultate angewandt werden“ (GG. S. 373).

Mit der selbstsubstitutiven Operation wird ein Netzwerk rekursiv innerhalb eines spezifischen Sondersystems, dessen Code dementsprechend auch funktionspezifisch ist, geschaffen und daraus die Leistungssteigerungen auf der Ebene der Unabhängigkeit von den übrigen Medien ermöglicht; Wahrheit setzt sich nur über Wahrheitsforschung in Kraft, nicht über Bezahlung, weil der Code der Wahrheit in der Differenz von wahr und unwahr besteht, nicht von bezahlbar und unbezahlbar. Man kann Liebe nicht durch Macht oder Geld erhalten, sondern durch Liebe, deswegen liebt ein Mann als Liebende eine Frau als Geliebte. Rechtsordnung lässt sich durch die rechte Rechtsordnung verändern. Ein Kunstwerk bestimmt sich durch eine Kunstbestimmung usw. Mit anderen Worten wird diese Konstellation schließlich so formuliert:

„Medien ohne Zentralcodierung, [...], haben keine Chance, unterscheidbare Systeme zu bilden. Denn ob eine Operation sich der Politik oder der Wirtschaft, dem Recht oder einer Intimbeziehung zuordnet, entscheidet sich nach dem Code, an

dem sie sich orientiert“ (GG. S. 388).

In der konsequenten Stellungnahme ist es erkennbar, dass die Codierung sich für „die Ausdifferenzierung und Spezifikation eines Mediums im Unterschied zu anderen“ (GG. S. 377) verbürgt und legt es nahe, unzweifelhafte Zusammenhänge zwischen der Differenzierung der codespezifischen Medien und der funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft in Betracht zu ziehen.

Die Funktion der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten zu transformieren (Vgl. GG. S. 320), bleibt bisher noch in dem abstrakten Bereich, daher sollte man nun berücksichtigen, ob die Theoriearchitektur sich darauf, was auf der Welt wirklich passiert ist und passiert, bezieht, nämlich sich mit historischem empirischem Perspektive auf die Realität anwenden lässt. Davor bleibt aber noch ein erklärungsbedürftiger Begriff übrig, mit dem man sich im letzten Abschnitt befassen muss.

1.4. Anschließen an die hochkomplexen Umweltbedingungen : Strukturelle Kopplung

Wie mehrmals gesagt ist es die unverzichtbare Grundthese, auf die Luhmann seine gesamte systemtheoretische Thematik gründete, dass ein System als autopoietisch geschlossenes System nur innerhalb desselben Systems selbst seine eigenen Strukturen aufbauen könne. Wie zuvor auch nachdrücklich erörtert wurde, operieren Bewusstseins- und Kommunikationssysteme „vollständig getrennt und überschneidungsfrei“ (WG. S. 33). Die beiden Systeme stehen gegeneinander im Verhältnis zur Umwelt. Die Umweltgegebenheiten, wenn sie auch als eine Voraussetzung für Systemexistenz gelten, können also nichts, was im System passiert, bestimmen.¹⁶¹ Jede Kommunikation differenziert und synthetisiert somit eigene Komponenten, nämlich Information, Mitteilung und Verstehen durch das eigene Kommunikationsverfahren, (Vgl. WG. S. 24) nämlich geschieht die Kommunikation jenseits dessen, was in den psychischen Systemen bewußt wird, weil Wahr-

¹⁶¹ Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 186.

nehmung selbst nicht kommunizierbar ist, sondern nur Kommunikation kommunizierbar und so gilt auch das Umgekehrte: Wahrnehmung als eine Spezialkompetenz des Bewusstseins kann nicht von den kommunikationsrelevanten Elementen, sondern nur vom Bewusstsein produziert werden.

Es darf gleichwohl bestimmt nicht ausschließlich sein, dass jedes System vieler faktischer Voraussetzungen in seiner Umwelt, eines für seine Existenz notwendigen »Materialitätskontinuums«¹⁶² bedarf. Dies kann man unschwerlich erkennen und eher für selbstverständlich halten, wenn man nur daran denkt, dass das organische Lebendigsein eine unbedingte Voraussetzung für kontinuierliche Wahrnehmungstätigkeiten und ebenso kontinuierliche kommunikative Handlungen ist. Ohne Atmen kein Bewusstsein mehr, ohne Bewusstsein keine Kommunikation mehr. In dem Sinne wird die Umwelt nicht allein als „ein Negativ-Korrelat des Systems“¹⁶³ begriffen, „weil die Systemereignisse in jedem Moment aufhören und weitere Ereignisse nur mit Hilfe der Differenz von System und Umwelt produziert werden können“ (SS. S. 243).

Wer sich für das Verhältnis zwischen Kommunikation und Bewusstsein interessiert und der Theorieaufklärung nachgehen will, mag sich mit einer fraglichen Logikentfaltung konfrontiert finden. Wie werden denn die eine These der „radikalen, unüberbrückbaren Trennung von Bewußtseinssystemen und Kommunikationssystemen“ (WG. S. 36) und die eine andere These des notwendigen reziproken Zusammenhangs für die Existenz beider Systeme zusammengestellt? Es geht also um die Frage: Wie gestaltet das Gesellschaftssystem seine Beziehungen zur Umwelt, „wenn es keinen Kontakt zur Umwelt unterhalten und nur über eigenes Referieren verfügen kann“ (GG. S. 100). Auf eine schwierige Frage antwortet ein schwieriger Begriff: ›Strukturelle Kopplung‹.

Strukturelle Kopplung geht davon aus, dass jedes System „an seine Umwelt angepaßt“¹⁶⁴ ist. Bewusstsein kann zwar wahrnehmen und lässt „alles was für es vorkommt, in dieser Wahrnehmungswelt vorkommen“ (KG. S. 19), aber das Bewusstsein kann sein Wahrnehmbares nicht unmittelbar in ein anderes Bewusstsein

¹⁶² Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 186.

¹⁶³ Dieckmann: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, S. 282.

¹⁶⁴ Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 186.

hinüberschicken. Ohne Kommunikation, die mit ihren mehrmals erwähnten drei Selektionsmechanismen kommuniziert, könnte dann das andere also eben nicht erkennen, was das erste Bewusstsein wahrgenommen hat.

In dem Sinne ist „Kommunikation total (in jeder Operation) auf Bewußtsein angewiesen“ (GG. S. 103). Die Kommunikation „als Produktion von Sinn in der Sequenz kommunikativer Ereignisse“ trifft sich also mit dem Bewusstsein „als Reproduktion von Aufmerksamkeit mit ständig wechselnden Vorstellungen“ (EiG. S. 106) gerade am kanalisiertem Ort der strukturellen Kopplung. Infolgedessen kann nicht zuletzt über strukturelle Kopplungen ein System an hochkomplexe Umweltbedingungen angeschlossen werden und daraus erhalten die Bewusstsysteme, die füreinander wechselseitig unzugänglich sind, die Legitimierung des Bedarfs für Kommunikation, um ihr Leben beständig zu halten. Die Strukturelle Kopplung ist somit eine Überlebensvoraussetzung jeder Systeme.

Gerade in diesem Punkt erinnert die Begriffsprägung an die Funktion der Sprache, das Bewusstsein zu faszinieren. Sprache ist im Prinzip nicht nur eine auf Differenz abzielende Form, die „im Kommunikationsprozeß Gesagtes gegen Nichtgesagtes differenziert“ (KG. S. 32), sondern auch ein Medium für zeitabhängige Ereignisse, die vergehen, sobald sie vorkommen. Durch die Sprache ist das Bewusstsein in der Lage, die jeweilig unterscheidbaren Sprachzeichen unterschiedlich wahrzunehmen, sich in ihren Unterscheidungen beeinflussen zu lassen und darauf zu reagieren (Vgl. KG. S. 30).

„Über Sprache »interpenetriert« soziale Komplexität zwar in das Bewußtsein, aber dies geschieht nur anhand eines Nachvollzugs der Wahrnehmungsdistinktheit der akustischen bzw. optischen, für mündlichen bzw. schriftlichen Gebrauch entwickelten Formen der Sprache“ (WG. S. 48f).

In diesem Sinne wird Sprache als ein signifikanter Mechanismus struktureller Kopplung aufgefasst, weil über die Sprache alle Kommunikation strukturell an Bewusstsein gekoppelt ist und dadurch Bewusstseinsbildung und Kommunikationsbildung überhaupt erst möglich werden.

Hierzu muss man noch beachten, dass die Reproduktion des Systems die struktu-

relle Kopplung in Anspruch nimmt, die sich nicht nur zwischen Kommunikationssystemen und psychischen Systemen, sondern auch zwischen den verschiedenen sozialen Teilsystemen, die einander nebengeordnet sind, abspielt, also dass der Kopplungsapparat eine Kombinationsmöglichkeiten zwischen beispielsweise Politiksystem und Wirtschaftssystem oder Politiksystem und Erziehungssystem oder sonst Politiksystem und Kunstsystem usw. reguliert und für daraus aufkommende wechselseitige Irritation der Teilsysteme sorgt.¹⁶⁵ Über die „Schnittmenge“¹⁶⁶, die man zunächst als Irritation herbeibringende Ereignisse erlebt und danach als neu zu verarbeitende Information zwischen verschiedenen Kommunikationsbereichen wird im letzten Abschnitt des letzten Kapitels mit Bezug auf Wilhelms anatomische Erfahrung exemplarisch erörtert.

¹⁶⁵ Vgl. Frank Becker / Elke Reinhardt-Becker: Systemtheorie, S. 65.

¹⁶⁶ Frank Becker / Elke Reinhardt-Becker: Systemtheorie, S. 67.

Kapitel 2

»Wilhelm Meister Romane« als ein Differenzierungsmodell in Hinsicht auf zwei Eigenschaften

Wenn es um die Suche nach dem Anhaltspunkt zwischen Goethe und Luhmann geht, ist die Voraussetzung, wie in der Einleitung dargestellt, zu beachten, dass ein Abstand von dem historischen Angelegenheiten der Goethezeit in gewissem Sinne unvermeidbar. Infolge der umfangreichen Meister-Forschung mögen nur wenige Literaturwissenschaftler einwenden, dass die Prosawerke die wirklich passierte Ereignisse, nämlich „seine zeitgenössische Gesellschaft in ihrer Totalität, das heißt in allen ihren unterschiedlichsten Zuständen“¹⁶⁷ reflektiert haben sollen. Bei aller Anerkennung dieser Interpretationsrichtung ist jedoch diese Abstandnahme, anhand deren diese Gegenwärtigung von jenem Zeitalter und die von Imagination motivierte Eigenwelt der Romane auseinandergehalten werden, empfehlenswert, um mit den Luhmannschen Augen Goethe und seine Werke zu beobachten. Die Vorbedingung liegt unter anderem daran, dass die »Meister-Romane« einen eigentümlichen Beobachtungsbereich fordern, in dem Maße, wie sie selbst schon sich in einem großen Diskursbereich befinden. Anders gesagt: »Wilhelm Meister Romane« werden als eine geschlossene Welt angesehen, in der jede differenzierenden Teilsysteme im Zusammenhang mit der Emergenz der semantischen Spielräume eigenständig operieren.

Diese werkimmanente geschlossene Betrachtungsweise wird in zweierlei Hinsicht berücksichtigt: Die eine betrifft das Verfolgen der Lebensspur des Protagonisten, dadurch beobachten die Leser, wie Wilhelm sich dafür interessiert, an den erweiterten Bereichen der unterschiedlichen Kommunikationsphänomene teilzunehmen, die andere betrifft die mannigfaltiger werdenden Darstellungsformen, die suggerieren, dass während der langfristigen Entstehungsgeschichte Goethe als Schöpfer der Prosawerke darauf verzichten sollte, sich an einer bestimmten Erzählweise, an einem auktorialen Erzähler „als traditionell[er] Erzählinstanz des Romans im 18.

¹⁶⁷ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“, S. 154.

Jh,¹⁶⁸ zu halten und eher an der Stelle der „erzählerische[n] Integration und auktoriale[n] Sinngebung“¹⁶⁹ er „eine Multiperspektivität des Erzählens“¹⁷⁰ aufnahm.

2.1. Wilhelms Lebensweg in Richtung auf die Erweiterung der Teilnahme an verschiedenen Teilgesellschaften

Von Anfang an bis zur letzten Seite will Wilhelm in der »Sendung« ein Dramatiker werden. Er ist ein literarischer Dilettant, der von Jugend auf von Dichtungsarbeit und theatralischer Aufführung hingerissen wurde. Er ist ein schlauer Übersetzer, geschickter, doch nicht erfahrener Schauspieler. Die in der »Sendung« dargestellte Hauptfigur ist ein so überzeugender Theoretiker, dass seine Interpretation „[n]icht nur Laien, wie Werner und Amelie, Herr von C. und der Graf, sondern auch ein so erprobter Theaterpraktiker wie Serlo und eine so erfahrene Schauspielerin wie Aurelie“¹⁷¹ akzeptieren. Für ihn „ist der Dichter [...] Freund der Götter und der Menschen,“ (FA. 09, S. 82) in dem Sinne, dass nur der Dichter Götter zu bilden vermöge, uns zu ihnen zu erheben und sie zu uns hernieder zu bringen. (Vgl. FA. 09, S. 83) Der Dichter allein, der „einen unzerstörlichen Reichtum von der Natur erhalten hat“, kann „das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit[fühlen],“ (FA 09, S. 82) weil er solche Begabung „vom Himmel inwärts auf das köstlichste“ (FA. 09, S. 81) geschenkt bekommen habe. Nur der Dichter wird zum „Weltmensch.“ (FA. 09, S. 82)

Mit diesen enthusiastischen Bemerkungen verdeutlicht Wilhelm seinen zukünftigen Wunschtraum, sich mit einer kunstbezogenen schöpferischen Arbeit zu beschäftigen, dagegen interessiert sich sein Freund Werner wenig für jene Kunst-anbetung, denn dieser findet darin nur realitätsferne Welt. Aber doch ist es auffällig, dass Wilhelms konkreter Lebensplan, gleichsam sein unverweigerlicher

¹⁶⁸ Ehrhard Bahr: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden. In: Bernd Witte / Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 198.

¹⁶⁹ Ehrhard Bahr: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden, S. 208.

¹⁷⁰ Ehrhard Bahr: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden, S. 224.

¹⁷¹ Hans Reiss: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung - Ernst oder Ironie? In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, S. 282.

Trieb, Theatermann zu sein, durch diese Begeisterung und die naive Sehnsucht nach theatralischen Tätigkeiten ohne die Berücksichtigung der wirklichkeits-relevanten Praktikizität begründet ist. Denn das Theater ist für ihn ein Heilort, „wo [...] sich die Gesellschaft angenehmer [verbindet], wo [...] die Menschen eher gestehen [können], daß sie Brüder sind, als wenn sie an der Gestalt, an dem Munde eines einzigen hangend alle in Einer Empfindung schwebend emporgetragen werden.“ (FA. 09, S. 39) Das Theater wird somit als die einzige Bühne angesehen, wo „der Bürger sich als ganzer Mensch erfahren kann, als Mensch, der mit allen seinen Fähigkeiten zu agieren vermag.“¹⁷² So gesehen ist seine Leidenschaft zum Theater unbestritten; Wilhelm zweifelt auf keinen Fall daran, „daß er immer viel Liebe zum Theater hätte,“ (FA. 09, S. 39) und dass „Theaterblut“¹⁷³ in seinem Körper unaufhörlich kreisen soll. Wenn man die Uraufführung des Trauerspiels *Belsazar* applaudiert sieht, scheint es so zu sein, dass seine erlobte Ansicht zur Poetik und sein theaterfachmännisches Talent wohl zusammengebracht wurden. Wenn man auch sieht, dass Serlo, „dem nichts angelegener war, als Wilhelmen bei seiner Truppe zu besitzen“ (FA. 09, S. 348) ihm einen „ansehnliche Vorteile“ (FA. 09, S. 350) beinhaltenden Vorschlag anbot, hält man es für möglich, dass der Protagonist gerade in diesem Lebensabschnitt „das hohe Ziel,“ ein „vollkommenst[er] Schauspieler und [ein] Schöpfer eines großen National Theaters“ (FA. 09, S. 50) zu werden, erreichen kann. Sein „kleines Ja“ (FA. 09, S. 354) versichert, so sein Selbstbekenntnis, dass da er „nicht am Scheidewege sondern am Ziele“ (FA. 09, S. 352) steht, und dass „wenn ein Beruf eine Sendung deutlich und ausdrücklich war so ist es diese.“ (FA. 09, S. 352)

Wurde Wilhelms theatralische Errungenschaft rückblickend auf seinen Lebensgang in der »Sendung« als erfolgreich beurteilt, warum hat sodann der Erzähler ausgerechnet in dem glücklichsten Moment aufgehört, Wilhelms Nachgeschichte weiter zu entfalten? Einer der Gründe ist wahrscheinlich, dass Wilhelm sich während der Reise mit der Theatergruppe, mit einer ihm noch nicht unbekanntem Welt

¹⁷² Bernhard Greiner: Puppenspiel und Hamlet-Nachfolge: Wilhelm Meisters Aufgabe der theatralischen Sendung, Euphorion 83, Heidelberg 1989, S. 286.

¹⁷³ Wulf Köpke: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (1777-86). In: Paul Michael/Lützeler u. a. (Hrsg.): Goethes Erzählwerk, Stuttgart 1985, S. 80.

konfrontiert hat. Die Schakespeare-Erfahrung, z. B. macht die ihm innewohnenden „tausend Empfindungen und Fähigkeiten rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte“ (FA. 09, S. 275). Inmitten des Umgangs mit der adligen Gruppe besonders auf dem gräflichen Schloss taucht ihm ein verworrener Einfall auf, „daß es in der Welt anders zugehe als er sich’s gedacht.“ (FA. 09, S. 271) Die verblüffende Konfrontation mit der anderen sozialen Ebene kolportiert nicht zuletzt, dass es eine andere beobachtbare Welt gibt, die aus verschiedenen um so mehr verbreiteten Lebensbezügen bestand, gleichwohl bislang von Wilhelm, sei es absichtlich oder sei es unbewusst übersehen wurde. Dazu selbstverständlich gehören die bürgerlichen Lebensverhältnisse, von denen er sich immerhin abweichen wollte. Sein weltfremdliches Bewusstsein, nämlich nur „ästhetisch ausgerichter Lebensentwurf“¹⁷⁴ ist daher nichts anderes als die Implikation, dass von den anderen Kommunikationsräumen nicht die Rede ist. In dem Sinne wird das Theater, abgesehen von dem Gesichtspunkt der Mittel der Selbstverwirklichung, „zum Fluchtraum,“¹⁷⁵ wo er sich der „Aufmerksamkeit auf kleine Vorteile, [dem] Gefühl von dem hohen Wert des Geldes“ (FA. 09, S. 34) entfernen kann. „Die Welt [außer Kunstgesellschaft] ist [somit] für ihn in Nebel gehüllt,“¹⁷⁶ dadurch will er nur innerhalb des Kunstsystems auf sein Kommunikationsmedium eingehen, interessiert sich wenig für Verfügbarkeit, Wiederverwendbarkeit oder sogar Befindlichkeit sonstiger Kommunikationsmedien.

Was der junge Theatermann in der »Sendung« sich zum Lebensziel setzte, trifft auch auf denjenigen Protagonisten in den »Lehrjahren« zu, aber nicht mehr bis zur letzten Seite; die Faszination für das Schauspiel beginnt seit einer bestimmten Lebensetappe abzunehmen.

In den »Lehrjahren« bleibt ihm noch der großartige Plan erhalten, „de[r] Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters“ (FA. 09, S. 386) zu werden. Aber nunmehr „in selbstgefälliger Bescheidenheit erblick[t] er in sich eher den trefflichen Schauspieler“ (FA. 09, S. 386), doch nicht den vollkommensten. Allerdings im Auge

¹⁷⁴ Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre 2002. S. 48.

¹⁷⁵ Wilhelm Voßkamp: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. In: Bernd Witte / Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 106.

¹⁷⁶ Hans Reiss: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung - Ernst oder Ironie? In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, S. 285.

seines Freundes Werner, „dessen Tun und Denken sich in einer nutzbringenden Tätigkeit erschöpfen,“¹⁷⁷ genauso wie in der »Sendung« legt Wilhelm immer noch „auf das unreellste von der Welt einen so großen Wert, und das Gewicht seiner ganzen Seele“ (FA. 09, S. 390). Nachdem er unter dem ersten Liebesverlust litt, scheint seine Anlage als theatralischer Künstler von sich selbst verleugnet zu werden; „[e]r sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Wert.“ (FA. 09, S. 431) Diese Selbstentwürdigung zwingt ihn, allerlei künstlerische Wertsetzung aufzugeben und gleichzeitig sich so eifrig den Handelsgeschäften zu widmen, aber die unbedachte Umstellung auf „de[n] Geist eines echten Handelsmanns“ (FA. 09, S. 389) verliert schon ihren Effekt, als unser Freund zur Durchführung der von seinem Vater übergebenen geschäftlichen Aufträge nach einem Gebirge abreist. Inmitten der Geschäftsreise erweckt das Treffen mit einer wandernden Theatergruppe, mit verschiedenartigen Theaterleuten wieder seine bisher verschleierte Hoffnung, „sich aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, aus dem er schon so lange sich zu retten gewünscht hatte.“ (FA. 09, S. 386) Seitdem setzt sich „Wilhelms Theaterwallfahrt“¹⁷⁸ ohne Pause fort. Die aneinander reihenden Ereignisse, wie „der lebhafteste Beifall“ (FA. 09, S. 692) nach der Aufführung »Hamlets« und das Verlangen der Zuschauer nach Wiederholung desselben Theaterstücks und die eindringliche Bitte um das Engagement an der Serlos Gesellschaft scheinen nicht zuletzt zu bezeugen, dass Wilhelms theatralische Karriere auf dem Höhepunkt steht. Trotzdem je erfolgreicher, desto enttäuschender; die Enttäuschung von den Schauspielern, „de[ren] Geist einen Spiegel des herrlichsten und prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht,“ (FA. 09, S. 411) hatte, darstellen soll, ist gleichwohl ein nebensächliches Problem. Die Hauptsache ist, dass bei aller triumphierenden Stimmung Wilhelm sich als ein „Werkzeug der Theaterleute,“¹⁷⁹ betrachtet, also ferner sich verzweifelt fühlt in dem Moment, wo er „durch Mühe, Fleiß und Anstrengung sich mit allen Erforder-

¹⁷⁷ Eberhard Mannack: Der Roman zur Zeit der Klassik: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: Karl Otto Conrady (Hrsg.): Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, Stuttgart 1977, S. 217.

¹⁷⁸ Bernhard Greiner: Puppenspiel und Hamlet-Nachfolge: Wilhelm Meisters Aufgabe der theatralischen Sendung, S. 286.

¹⁷⁹ Hans Reiss: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung - Ernst oder Ironie? S. 287.

nissen des Metiers bekannt gemacht und seine Person sowohl als seine Geschäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte,“ (FA. 09, S. 715) weil die künstlerische Beschäftigung verglichen mit irgendeiner anderen Tätigkeit keine entsprechende Belohnung verdient. Diese trübsinnige Erkenntnis, dass seine Hingabe an das Theater sich in eine Illusion verwandelt haben sollte, kulminiert in Serlos Bemerkung, „daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm sein müsse“ (FA. 09, S. 723). Die Hoffnung, auf dem Theater „[s]einen Geist und Geschmack auszubilden,“ und die Fähigkeit, „nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön [zu] halte[n]“ (FA. 09, S. 659) sind insofern nicht mehr aussichtsreich, als die Theatererfahrung seine Sehnsucht nach vollständiger Selbstentfaltung nicht realisiert, sondern nur „die Realitätsblindheit“¹⁸⁰ verstärkt. Dadurch wird versichert, dass noch ein dunkler Abgrund zwischen imaginärer Schauspielkunst und wirklicher Lebensgegenwart verbleibt. Infolgedessen soll die vormals erwartungsvolle Einsicht in die „harmonisch[e] Ausbildung [s]einer Natur“ (FA. 09, S. 659) mittels der Bühnenkunst aufgegeben werden, denn die theatralische Laufbahn ist nichts anderes als „ei[n] Prozeß der zunehmenden Desillusionierung“¹⁸¹ und als die Auslöschung „der Illusion einer freien künstlerischen Existenz, die [Wilhelm] in zunehmend unwürdige Abhängigkeit einschnürt.“¹⁸²

Das misslungene Selbstverständnis als Theatermann kann jedoch kaum die Auffassung ablehnen, dass der „Prozeß zunehmender Weltfremdheit,“¹⁸³ den gerade diese Beschäftigung mit der Theaterwelt heraufbeschworen hat, seinen Wunsch und seine Absicht, so seine Formulierung, sich selbst, ganz wie er da ist, auszubilden (Vgl. FA. 09, S. 657) durchaus nicht versagt; dieser Irrweg von anderer Seite her gesehen, bietet ihm eine Chance an, auf andere Weise Selbst- und Weltbeobachtung zuzulassen. Es kommt nunmehr nicht auf die dualistische Schnittweise des Kunst-/Nichtkunst-Codes, auch nicht darauf an, ob die Grenze zwischen künstlerischem und bürgerlichem Lebensinhalt aufgehoben oder festgestellt wer-

¹⁸⁰ Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre«. In: Helmut Arntzen u.a. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie, Berlin/ New York 1975, S. 325.

¹⁸¹ Wilhelm Voßkamp: Wilhelm Meisters theatralische Sendung. S. 106.

¹⁸² Fritz Martini: Ebenbild, Gegenbild. „*Wilhelm Meisters theatralische Sendung*“ und Goethe in Weimar 1775 bis 1876. In: Goethe Jahrbuch, Bd. 93, Weimar 1976, S. 74.

¹⁸³ Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre«. S. 325.

den soll, sondern darauf, welche Perspektive außer Kunst sich nun öffnet; der Verzicht auf die Selbstidentität durch Künstlertum billigt ihm eine Distanz- und Fremdhaltung zu, anhand deren er seine bürgerlichen Lebensbezüge wiedererkennen und ferner was „er nur auf dem Theater [...] sich zu geben wünschte“ (FA. 09, S. 656) in weiterem Umfang, nämlich mittels der größeren Verhältnisse des einzelnen Individuums zu der Welt gewinnen könnte.

Das ist der aufmerksame Wendepunkt, von wo aus die Rede nicht von der Kunst, sondern von der Bildung als einem Weg zur harmonischen Vollendung der menschlichen Natur, gerade von wo aus Wilhelm in der »Sendung« und der gleiche Protagonist in den »Lehrjahren«, sich unterscheiden lassen. Dadurch wird das Theater marginalisiert, wenn auch doch nicht annulliert, nämlich wird dessen Gültigkeit als Wilhelms wichtigstes normatives Anschauungskriterium von dem Bildungsgedanken ersetzt. Das Theater stellt sich von nun an als ein begrenztes Element im Rahmen der Wilhelmschen Bildungsgänge ein.¹⁸⁴

Unter der Bildung versteht er zunächst eine „allgemeine [...] personelle Ausbildung,“ die „in Deutschland [...] nur dem Edelmann“ (FA. 09, S. 657), der „durch die Darstellung seiner Person alles gibt“ (FA. 09, S. 658), verliehen ist. Die Bildungskonzeption geht von den in einem Individuum versteckten inneren Anlagen aus und zielt darauf ab, dass sie sich so vollkommen wie möglich entfalten, dass die individuelle Persönlichkeit allseitig ohne Grenze in Erscheinung treten soll und kann. Ein gebildeter Mensch wäre daher einer, der „eine Realisierung individueller Totalität,“¹⁸⁵ die der bürgerlichen Klasse von Natur aus nicht erlaubt ist, möglich macht, indem er in seinem Wesen eine Harmonie erreicht. (Vgl. FA. 09, S. 659)

Wenn es um diese Bildungsauffassung geht, findet man es allerdings problematisch, wenn Wilhelm darauf pocht, dass „die Augen [s]eines Geistes mehr nach innen als nach außen gerichtet“ (FA. 09, S. 621) werden sollen, weil das Beharren auf der innerlichen Tendenz die Zusammenwirkung zwischen innerlichen und äu-

¹⁸⁴ Vgl. „Immerhin bleibt auch für die *Lehrjahre* bedeutsam, in welchem hohem Maß Wilhelms Bildungsgeschichte weiterhin an das Theater gebunden bleibt.“ In: Rolf Selbmann: *Der deutsche Bildungsroman*, 2. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart/Weimar, S. 60.

¹⁸⁵ Wilhelm Vosskamp: *Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen. Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wilhelm Meisters Wanderjahre*, S. 228.

berlichen Erfahrungsprozessen behindern mag, aufgrund deren ein einwandfreies Verhältnis des einzelnen Ichs zu der Welt ermöglicht wird; ohne das Verhältnis, nämlich ohne die Welterkenntnis, die man innerhalb einer bestimmten Zeit und eines bestimmten sozialen Kontexts gewinnt, kann man nicht seine Persönlichkeit bilden. Parallel zu seinem weltfremden Lebenslauf hat Therese den Bildungsweg Wilhelms in einem Brief an Natalie zutreffend dargestellt: „[S]eine Lebensbeschreibung ist ein ewiges Suchen und nicht finden; aber nicht das leere Suchen, sondern das wunderbare, gutmütige Suchen begab ihn, er wähnt man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann.“ (FA. 09, S. 912) Und zwar ist die Selbstbewertung seiner Theatererfahrung, die Wilhelm auf dem Weg zu Lotharios Schloss einem Landgeistlichen mitteilte, noch sarkastischer: „[...] wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein unendliches Leere zu sehen, es ist mir nichts davon übrig geblieben?“ (FA. 09, S. 798)

Hierbei kommt noch ein anderer Wendepunkt hinzu: Die Überzeugung von Wilhelms Vaterschaft¹⁸⁶ und die Verbindung mit der Turmgesellschaft, mit deren Vor- und Nachgeschichte die Endphase der »Lehrjahre« sich vornehmlich befasst, lassen den Vater von Felix eine ganz andere Ebene der Bildungswerte entdecken. Von diesem Zeitpunkt an interessiert ihn die äußere Welt: „Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigne Bildung erst anzufangen.“ (FA. 09, S. 877) Tatsächlich scheint es ihm schon vor einiger Zeit, also bei der Geschäfts- und Theaterreise, Spaß gemacht zu haben, „viele [er] auf der Reise gesehen“ (FA. 09, S. 630) hatte, so objektiv wie möglich mit praktischem Gesichtspunkt und in Verbindung „mit [...] geographischen, statistischen und merkantilischen“ (FA. 09, S. 630) Kenntnissen zu berichten. Aber was dem jungen Vater noch mehr Spaß machte, war es ohnedies, dass er in Form des Reisejournals ein Kunstwerk schaffte, „das seines gleichen nicht haben soll.“ (FA. 09, S. 631) Damals fehlte ihm

¹⁸⁶ Siehe dazu. Kristina Skorniakova: *Moderne Transzendenz. Wie Goethes Wilhelm-Meister-Romane Sinn machen*, Leipzig 2010, S. 251.

noch der Wirklichkeitssinn, wie die Äußerung vom Erzähler: „[...]“, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geistes sprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenständen, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte,“ (FA. 09, S. 631) deshalb hat er eine literarische Arbeit, die nicht von Fakten, sondern meistens von Phantasie und Gedächtnis abhängig sein sollte, (Vgl. FA. 09, 631) erledigen können, doch nicht eine sachkundige. Mit der wirklichkeitsfernen Bildungsintention, die „die Tatsachenwelt unterläuft,“¹⁸⁷ verbietet es sich konsequenterweise, die gesammelten Informationen an ein Tun anzuknüpfen.

Einerseits wird nun Wilhelm, der Vater eines Kindes beunruhigt, als er bedenkt, „wie wenig er bisher für das Kind getan hatte, wie wenig er zu tun fähig sei,“ (FA. 09, S. 883) andererseits fängt er an, über das zweckgerichtete Lebensstreben nachzudenken, das bisher in seiner Wertvorstellung einen niedrigen Platz eingenommen hatte, nämlich fragt er sich selber danach: „[W]as du für dich und die guten Geschöpfe zu tun hast“ (FA. 09, S. 883). Die Erinnerung an die mehrfache Pflicht des Vaterwerdens erklärt, warum die Modifizierung entstehen soll, in der sein Bildungsziel sich weniger nach „eine[r] individuelle[n] Universalbildung,“¹⁸⁸ als nach in Werners Sinne „einer reinen und sichern Tätigkeit“ (FA. 09, S. 869) richtet.

Mittlerweile verweist die Aufnahme Wilhelms in die Turmgesellschaft, die ihn auf Tätigkeit als grundlegenden Bildungsfaktor aufmerksam macht, darauf, dass die Stratifikation ihm ganz offensichtlich bewusst wird; ungeachtet der Erweiterung der sozialen Beziehung durch die Absolvierung der Lehrjahre fühlt er sich hilflos, als er betrachtet, dass das von Ständen bestimmte Gesellschaftssystem seine monopolisierte Machtausübung noch erhalten hat, also der Gegenentwurf von bürgerlicher Sphäre her unmöglich wäre. Demgegenüber sehen die adligen Freunde ihrerseits die sich umbauende und wandelnde Weltbewegung ein, in der die stratifizierte Gesellschaft als unzeitgemäße Gesellschaftsform ihre Existenz nicht mehr garantiert und daher auf ein neu geformtes Gesellschaftssystem umgestaltet wer-

¹⁸⁷ Kristina Skorniakova: *Moderne Transzendenz*, S. 212.

¹⁸⁸ Ehrhard Bahr: *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden*. S. 224.

den soll.

Im Kontext der gesellschaftsumwälzenden Situation beschließt Wilhelm, eine Mutter für seinen Sohn zu suchen und folglich der Tochter eines Edelmannes „Theresen [s]eine Hand anzubieten.“ (FA. 09, S. 914) „Der Entschluß“ ist seine erste autonome Tätigkeit, die „ganz rein aus [ihm] selbst kommt.“ (FA. 09, S. 914) Dadurch will Wilhelm insofern zur kommunikationsfähigen Person werden, als er bereit ist, adelige Gesellschaft zu kontaktieren, um sein Ziel und seine Hoffnungen zu erreichen, wenn auch das letztendlich nicht gelungen ist. In diesem Bezugsrahmen ist es schließlich zu bedenken, dass „das Theater [...] ihm [nicht mehr] zugleich als Mittel und als Zweck der Bildung“¹⁸⁹ gelten, also seine Funktion von anderer Gesellschaftsinstanz, die außer Kunst über andere Kommunikationsmedien disponieren kann, ersetzt wird. Es handelt sich mithin nicht um „den Wunsch nach allseitiger Entfaltung seiner Anlagen und Fähigkeiten“¹⁹⁰, sondern um die Tätigkeit als Teilnahme an der größeren Gesellschaft, deren Ausdifferenzierung je nach der spezifischen Funktion immer distinktiver in Gang kommt.

Wer in den »Wanderjahren« eine Fortsetzung oder eine weitere Geschichte von der Lebensentwicklung des Titelhelden erwartet, in der z. B. die glückliche Hochzeit mit Natalie als Symbol der Überwindung von ungleicher Schichtenordnung, oder die Erfolgsgeschichte vom Protagonisten, der sich dazwischen kaufmännisch wohl ausgebildet hatte oder sonst möglicherweise die ihm zugeschriebene sozialgeschichtliche Hauptaufgabe im Rahmen des noch existierenden sozialen Konflikts zwischen bürgerlichem und aristokratischem Gesellschaftssystem, dargeboten werden könnte, der mag sich beim Lesen verblüfft fühlen, weil eine solche Erwartung mit Bezug auf den Handlungsspielraum nur eine geringe Rolle spielt, nämlich einen nur geringen Einfluss auf die Handlungsdynamik ausübt. Und Wilhelm bleibt sogar eine Menge Zeit irgendwo verborgen und tritt dann so sporadisch vor uns auf, dass man daran zweifelt, ob der Romanheld eigentlich der Romanheld ist: „In den *Wanderjahren* treten die individuellen Sitautionen Wil-

¹⁸⁹ Uwe Steiner: Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 144.

¹⁹⁰ Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte. Individuelle Geschichte und Gesellschaftsgeschichte in Goethes Lehrjahren. In: Euphorion 74, Heidelberg 1980, S. 364.

helms ganz in den Hintergrund.“¹⁹¹

Der Herausgeber oder Erzähler selbst verliert manchmal die Lust, seiner Lebensspur zu folgen; z. B. nach dem Bericht der Reise an den Lago Maggiore (Vgl. FA. 10, S. 496ff) lässt er ihn für einige Jahre allein und findet diesen „seit einiger Zeit sich selbst überlassenen Freund“ (FA. 10, S. 516) erst auf dem Weg in die pädagogische Provinz wieder. Der Werdegang des Wundarztes und seine medizinischen Lehrjahre scheinen insbesondere dem Erzähler nicht so attraktiv, dass er nur auf Umwegen, entweder berauschend oder spähend, vermittelt, wie der Titelheld „meisterhaft“ die „von ihm ergriffen[e] Kunst“ (FA. 10, S. 600) beherrschte; etwa die Reminiszenz an den Fischknaben, dessen Tod einer der notwendigsten Faktoren, den Entschluß zu befestigen, war, wird in Form des Briefes an Natalie, die ihrerseits niemals im Roman aufgetreten ist, enthüllt. Es verwundert daher nicht, dass die Leser den interessanten Bericht über den Studiengang zu plastischer Anatomie nur vermittels der von Friedrich diktierten Gedächtnisse hören mussten. Bezüglich des von Wilhelm neu aufgestellten Bildungsplans gibt der Erzähler selber seine auktoriale Hegemonie auf. Er begleitet ihn nicht, verfolgt auch nicht die Lebensetappe, die „ihn zum aktiven Glied einer arbeitsteilig produzierenden Gesellschaft [macht].“¹⁹² Selbst wenn der Erzähler behauptet, dass „der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, [...] genugsam unterrichtet sein wird“ (FA. 10, S. 537), sollte der Leser sich mit der Szene befriedigen, in der am Schluss des Romans Wilhelm ganz zufällig seinen Sohn Felix ins Wasser gestürzt findet und dank seiner ersten Hilfe diesen wiederkehren lässt. (Vgl. FA. 10, 744f) Das kontrastiert etwa das Redaktionskonzept des Lenardos Tagebuches, in dem der handwerkliche Arbeitsprozess, also „de[r] buchstäblich[e] „Gang“ der Baumwolle“¹⁹³ in einer Bergwelt Tag für Tag so ausführlich wie möglich veranschaulicht wurde.

Worin liegt dann der Grund für den abweichenden Blick des Erzählers? Warum setzt er die Lebensstrecke Wilhelms bloß am Rande des Handlungsablaufs? Wenn

¹⁹¹ Böckmann, Paul: Voraussetzung der zyklischen Erzählform in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. In: Albert R. Schmitt (Hrsg.): Festschrift für Detlev W. Schumann, München 1970, S. 131.

¹⁹² Stefan Blessin: Die Romane Goethes, Königstein/Ts. 1979, S. 124.

¹⁹³ Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre. Eine Kulturgeschichte der Moderne, Tübingen 2002, S. 278.

man sich daran erinnert, dass in den »Lehrjahren« das Bildungskonzept als gar nicht übersehenes Thema behandelt werden darf, ist es offensichtlich bemerkenswert, dass der Titelheld auf den veränderten Bildungsentwurf fokussiert, wie sein Bekenntnis an Natalie: „[S]ollst du umständlich erfahren [...], wie ich in das Geschäft, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützlich als ein nötiges Glied der Gesellschaft erscheinen und euren Wegen, mit einer gewissen Sicherheit, mich anschließen;“ (FA. 10, S. 556) Demnach steht er nicht mehr „an einem Scheidewege“ (FA. 09, S. 653), da er anstatt den ungreifbaren Traum „vom dilettierenden Schauspieler“ zu verfolgen, beschloß er „ein parktizierender Arzt“¹⁹⁴ zu werden. Nicht nur dadurch „konstituiert sich Wilhelm als Mitglied einer arbeitsteiligen Leistungsgesellschaft,“¹⁹⁵ sondern zugleich wird ihm die Chance angeboten, „sein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.“ (FA. 10, S. 537)

Hierbei dürfte man sich nicht über Jarnos Einfluss hinwegsetzen; der Freund Wilhelms, später Montan ist der erste, soweit wir wissen, der den Zweck Wilhelms, „einer ganz eigentlich nützlichen Kunst sich zu widmen“ (FA. 10, S. 299), vernahm, genaugenommen ihn ermutigt, den oben genannten Zweck in der Welt bekannt zu machen. Außerdem trägt er dazu bei, „die lästigste aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen,“ (FA. 10, S. 299) aufzuheben, damit Wilhelm zur Erreichung kommt. Tatsächlich hat man bei dem ersten Gespräch mit Montan in einem Berggebiet den Eindruck, dass Wilhelm „eine vollkommene Bildung“ (FA. 10, S. 297) noch nicht völlig aufgegeben haben mag, weil hinsichtlich der Erziehungsidee für Felix er nach wie vor sich auf „einen freieren Blick über die Welt [...], als ein beschränkt[es] Handwerk“ richten wollte. Dahingegen behauptet Jarno: „Sich auf *ein* Handwerk zu beschränken ist das beste.“ (FA. 10, S. 295) „[Die] allgemeine Bildung und alle Anstalten da-

¹⁹⁴ Günter Saße: Ders.: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«. Wilhelm Meisters Weg zum Beruf des Wundarztes in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden*. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 26, 2. Heft, Tübingen 2001, S. 72-97, hier, S. 94.

¹⁹⁵ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 91.

zu“ sind nämlich nichts anderes als „Narrenpossen“ (FA. 10, S. 555) für den Bergmann, mit dessen blasphemischer Bewertung jener, mindestens im Brief an Natalie, einverstanden zu sein scheint. Man solle daher aufhören, „eine vielseitige Bildung für vorteilhaft und notwendig“ (FA. 10, S. 295) zu halten, weil die heutige Zeit das nicht mehr erlaubt, das Manifest Jarnos ist es so: „[E]s ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt.“ (FA 10, S. 295) Vielseitigkeit konnte nur „zu ihrer Zeit“ (FA. 10, S. 295) ermöglicht werden, sei aber doch jetzt schon vorbei.

In Bezug auf das in diesem Kapitel behandelte Hauptthema deutet die Zeitkritik von Jarno auf eine neue „zeitmäßige Verhaltensnorm“¹⁹⁶ hin; in der modernen Gesellschaft gibt es keine allgemeine Kommunikation, die die Gesamtgesellschaft übergreifend umfasst, sondern diejenige, die sich auf das Zustandekommen einer bestimmten Funktion kapriziert. Das Aufkommen der Zeit der Einseitigkeit bringt somit Gesellschaftsdifferenzierung mit sich, nämlich begleitet eine so distinktiv differenzierte Gesellschaft das entsprechende Kommunikationsmedium in Richtung auf eine spezifische Eigenschaft, die nicht ersetzbar ist, sodass die Teilgesellschaft ihre eigene Vermittelbarkeit optimieren kann.

Doch bleibt ein Problem übrig: Die Struktur von der einseitig differenzierten Gesellschaft ist selbst schon zu kompliziert, als dass eine Person als Kommunikationsteilnehmer alle geteilte Gesellschaft, deren Komplexität aus Elementen und deren Relationen in der Gesellschaft gemacht wird, vollständig und sogar gleichzeitig erfassen kann. Sie kann nicht alle Verhältnisse zwischen Information und Mitteilung ins Auge fassen, auch nicht alle Kommunikationsoperationen in ein Verstehen umgestalten, Daraus steht das Problem der limitierten Kapazität vor der Tür, nämlich deshalb geht es dabei um die Selektion als Lösungsmittel, um weiteren Kommunikationsanschluss möglich zu machen. Das Medizinsystem z. B., das selbst durch große Komplexität gekennzeichnet ist, konstruiert sich mit eigenen Medien, die inkommensurabel mit anderen, auch nicht abhängig davon sind, und produziert eigene neue Sinne, welche den weiteren strukturellen Aufbau bis zu einem stabilen Stand hervorrufen und so gilt es auch für das Kunstsystem.

¹⁹⁶ Eberhard Mannack: Der Roman zur Zeit der Klassik: Wilhelm Meisters Lehrjahre 1979, S. 219.

Es ist folglich nicht vorstellbar, den medizinischen Informationswert mit dem künstlerischen zu verbinden, weil die beiden Medieninhalte sich aufeinander nicht reduzierbar, reziprok sein können. Aus diesem Grund sollte dem Bühnenkünstler in dem Sinne die Vervollkommung allseitiger Persönlichkeit versagt werden, doch nicht in dem Sinne der eigenspezifischen Tätigkeit, die innerhalb des künstlerischen Teilsystems sich akzeptieren lässt.

Aufgrund der Zeiterkenntnis empfiehlt Jarno dringend die „entschlossene Tätigkeit,“ (FA. 10, S. 554) die Wilhelm zum auf Wissenschaft basierenden medizinischen Bildungsweg leitet, der eine Durchsetzung von Spezialisierung und Professionalisierung fordert.¹⁹⁷ Wilhelm entwickelt sich, vornehmlich zwar in eine eingeschränkte, aber doch sozial nützliche Richtung, „in der die Individualität des einzelnen von seiner gesellschaftlichen Funktionalität absorbiert wird.“¹⁹⁸ Er beschäftigt sich mit der Menschenrettung, „die ihre höchste Legitimation in der Rettung des eigenen Sohnes erfährt“¹⁹⁹, wobei Jarno diese Heilungsarbeit als „d[as] göttlichst[e] aller Geschäfte“ (FA. 10, S. 555) hoch achtet.

Wie die Lebensentwicklung Wilhelms zeigt, spiegelt die Transformierung von subjektiver Selbstverwirklichung in die sich auf Nützlichkeit gerichtete Mitgliedschaft einer Gesellschaft den unentbehrlichen Epochenwandel wider. Parallel dazu liegt die Akzentuierung des Erzählers in den »Wanderjahren«, anders als in der »Sendung« und in den »Lehrjahren«, nicht in Wilhelms individueller Vollkommenheit, sondern in der geschichtlichen Evolution, die die Gesellschaftsumwälzung mit einbezieht. Daraufhin rückt „[das] charakteristische Verhalten“, das sich „von Wilhelms Persönlichkeit aus“²⁰⁰ ergibt, im gesamten Handlungsspielraum kaum in den Vordergrund.

Akzeptiert man dieses Argument positiv, ist es zu erwarten, dass der Titelheld von dem Erzähler eine andere Aufgabe übernommen hat; jener zeigt nicht sich selbst, sondern die Welt, die ihn und seine Umgebung umschließt. Wilhelm wandert, der Erzähler teilt mit, jener erfährt und nimmt wandernd wahr, dieser teilt mit, was

¹⁹⁷ Vgl. Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 317.

¹⁹⁸ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 91.

¹⁹⁹ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 93.

²⁰⁰ Böckmann, Paul: Voraussetzung der zyklischen Erzählform in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, S. 131.

jener wahrnimmt und erfährt, jener selbst teilt mit weiter wahrnehmend und wandernd. Dieser teilt dann weiter mit, was jener wahrnehmend und wandernd mitgeteilt hat.²⁰¹ „Damit fällt Wilhelm die Rolle des Beobachters zu“²⁰² und dem Erzähler diejenige Rolle der Beobachtung des Beobachters. Mithilfe der Beobachtung des Wandernden treffen sich die Leser mit den Leuten, die sich einerseits dem schwankenden Zeitalter anpassen wollen, um den sozialen Strukturbruch zu überleben, oder die andererseits die schon in Gang kommende Ordnungsveränderung überhaupt nicht empfinden. Im Sinne von Schiller ist somit der Kaufmannssohn Wilhelm „zwar die notwendigste, aber nicht die wichtigste Person“²⁰³, weil er sich nicht mehr im Zentrum irgendeiner Heldengeschichte befindet, sondern nur als Beobachter an der Gesellschaftsdifferenzierung teilnimmt, tatsächlich hätte man ohne nicht erfahren können, was in der Welt passiert ist.

Diese komplizierte Konjunktur zeichnet sich durch den verschiedenartigen Differenzierungsgang aus, in dem der Untergang der schon jemals früher konsolidierten stratifizierten Gesellschaft und zugleich der Aufgang der funktionalen Gesellschaft, der neue Kommunikationsmedien zur Verfügung stehen, überschneidend erfolgen. Es ist auch auffällig, dass auf der Ebene des Beobachtungszustandes mannigfaltige funktionale Teilsysteme je in den »Meister-Romanen« unterschiedlich behandelt werden; ohne Zweifel in der »Sendung« herrscht das kunstbezogene Teilsystem aber politisches und wirtschaftliches System stehen am Rand des Interessenbereichs des Beobachters, hingegen in den »Wanderjahren« tritt der Diskurs über diese zunehmend in den Vordergrund, doch nimmt in dem Maße die Behandlung über jenes ab, insbesondere findet sich das Theatersystem nur gering-schätzig. (Vgl. FA. 10, S. 529)

2.2. Die evoluiierende Kompositionsweise in Richtung auf die Erweiterung der Mitteilungsstrategie

²⁰¹ Vgl. Gonthier-Louis Fink: Wilhelm Meisters Wanderjahre, Einführung. In: Gonthier-Louis Fink / Gerhart Baumann / Johannes John (Hrsg.): Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens Münchner Ausgabe, Bd. 17, München 1991, S. 1002.

²⁰² Gonthier-Louis Fink: Wilhelm Meisters Wanderjahre, Einführung, S. 991.

²⁰³ Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman, S. 58.

Die vorliegende kurze Aufklärung über die Evolution der Darstellungsweise in den »Meister-Romanen« setzt zwei Hypothesen voraus, die eine, dass die Leser in der je später verfassten Meister-Geschichte um so mannigfaltigere vielseitigere Erzählstrategie anschauen, dadurch erfahren sie immer weniger einheitliche Handlungsstruktur, nämlich „nicht mehr monoliner[e] Struktur der Erfahrungswirklichkeit“²⁰⁴, und die andere, dass diese divergierende Erzählordnung die ebenso sich divergierend umformende Gesellschaft, in der „in Richtung auf höhere Komplexität Erlebnis-, und Handlungsmöglichkeiten [...] stärker auseinandergezogen werden,“ (GS1. S. 174f) reflektiert.

Hierfür ist nochmals auf die sich erweiternde Perspektive des Erzählers hinzuweisen, der sich zu dieser Widerspiegelung verpflichtet fühlt. Der erzählerische Wegweiser in dem »Ur-Meister« kennt sich mit den persönlichen Angelegenheiten von Wilhelm, vor allem auch mit seiner Kinderzeit im Rahmen der spielerischen Theatererfahrung aus. Jener ist daher in der Lage, Wilhelms Vorkehrung, „sich aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen“ (FA. 09, S. 50) zu folgen. Seine Erzählhaltung weicht nur wenig von der Lebensabsicht ab, die der Romanheld angeblich bis zur letzten Szene nicht vergessen hat. Im Vergleich damit wendet der Handlungsvermittler in dem zweiten Meister-Roman sich nicht allein dem persönlichen Sachverhalt des jungen Helden zu. Er berichtet zwar noch über seine antibürgerliche Gesinnung und die künstlerisch passionierte Charakteristik, aber das Interesse an der biographischen Nachvollziehung lässt nach; sein Blick wird nicht mehr von einem individuellen Lebensablauf, sondern von dem spezifischen Lebensabschnitt, an den ein spezifisches Zeitproblem angebunden ist, festgehalten. Die Erkenntnis, dass der innerliche Konflikt des Einzelnen mit langfristig unverändertem konventionellem Dogma oder die Problematik von dem antinomischen Verhältnis des Individuums zur Welt im Kontext der ihn umgebenden Gesellschaft berücksichtigt werden sollte, lässt den Erzähler eine höhere Position besitzen, in der er mit erweiterter Beobachtungsskala ausgerüstet wird, und zugleich es drängt ihn dazu, noch umfangreichere Probleme wiederzugeben. Aus

²⁰⁴ Norbert Christian Wolf: „Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil“. Zur Modernität des Erzählkonzepts in „Wilhelm Meisters Wanderjahre.“ In: Goethe Jahrbuch, 119, Weimar 2002, S. 59.

solchem Verständnis bringt er in den »Lehrjahren« das Leben der adligen Oberschicht in gewissem Umfang zur Darstellung. Ihr Leben fußt „auf der Tradition, auf dem materiellen und geistigen Erbe der feudalen Gesellschaft.“²⁰⁵ Ihr scheint doch bewusst zu sein, dass sie der Existenzkrise, die eben aus dem hierarchisch gegliederten System resultiert, ausgesetzt ist. Die Turmgesellschaft ist ein Geheimbund, wo die aristokratische Elitegruppe sozialreformatrische Pläne aufstellt, und beredet miteinander, wie sie sich an ihrer besseren Zukunft orientiert. Dafür sollte zuerst die Bedingung angenommen werden, dass ihr Existenzgrund jetzt nicht mehr im „Geburtsvorrecht“, sondern in ihrem „Verdienst“²⁰⁶ besteht, da die Adelsverfassung nicht mehr zeitgemäß ist.²⁰⁷ Darüber hinaus darf nicht die bürgerliche Kooperation ignoriert werden, damit das zukunftsrelevante Vorhaben problemlos ausgeführt werden kann. Die adlige Gruppe fühlt sich somit nicht berechtigt, dass sie „verlangt, daß [der Bürger] seiner sozialen Beschränktheit bewußt bleibt und die Grenzen, die ihn vom Adel trennen, demütig anerkennt.“²⁰⁸ Trotz der Bereitstellung werfen die in den letzten beiden Büchern dargelegten Unternehmenspläne der Turmgesellschaft Zweifel daran auf, ob die umfassende Sozialreform, die sich vornehmlich durch die politische und wirtschaftliche Strukturumformung auszeichnet, eigentlich von dem Willen einiger Intellektuellen allein motiviert werden kann.

Auf der anderen Seite suggeriert der Erzähler eine Gegenströmung dadurch, dass er die schöne Seele und Natalie, die sich übereinstimmend von der Bildungsidee des Bundes fernhalten, in die Meister-Geschichte hineinzieht. Selbst wenn dem Oheim und dem Abbé Natalie ihre schöne Ausbildung schuldig sei, (Vgl. FA. 09, S. 906) so bekennt sie, hält sie „bei der Erziehung [i]hrer kleinen weiblichen Welt“ (FA. 09, S. 907) deutlichen Abstand von ihnen; während diese der menschlichen Natur „die unglaubliche Toleranz“ (FA. 09, S. 907f) zulassen, ist es für

²⁰⁵ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger». Individuum und Gesellschaft in Wilhelm Meisters Lehrjahren. In: Adrien Finck / Gonthier-Louis Fink (Hrsg.): Recherches Germaniques, Nr. 2, Strasbourg 1972, S. 24.

²⁰⁶ Karl-Heinz Hahn: Adel und Bürgertum im Spiegel Goethescher Dichtungen zwischen 1790 und 1810 unter besonderer Berücksichtigung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“. In: Goethe Jahrbuch, 95, Weimar 1978, S. 151.

²⁰⁷ Karl-Heinz Hahn: Adel und Bürgertum im Spiegel Goethescher Dichtungen zwischen 1790 und 1810 unter besonderer Berücksichtigung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, S. 151.

²⁰⁸ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 16.

sie notwendig, „nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz“ (FA. 09, S. 907) eine in menschlicher Natur immer bleibende Lücke auszufüllen. Aus dem ähnlichen Grunde hält die Verfasserin der Bekenntnisse der schönen Seele die Erziehungsmethode von dem Abbé für einen „sonderbaren Versuch“ (FA. 09, S. 792), den sie eigentlich nicht billigen kann, da ihm die Glaubensabhängigkeit fehlt, die die Kinder „zu dem Umgange [...] mit dem unsichtbaren, einzigen treuen Freund führen könne.“ (FA. 09, S. 792) Daraufhin ist zu bedenken, dass im Laufe der »Lehrjahre« der Erzähler, wie gezeigt, nicht nur Wilhelms Lehrjahre, sondern auch die verschiedenen Wertvorstellungen aktualisieren wollte, die von den Menschen, die in jeweils anderer sozialer Umgebung aufgewachsen und ausgebildet sind, herausgebildet wurden.

Das Interesse des Erzählers an dem verbreiteten Darstellungsspektrum ist jedoch einem Kapazitätsproblem exponiert; die mehr und mehr gesammelten Erzählstoffe, die sich aus den bunten Beobachtungsbereichen des Erzählers ergeben und die daraus mehr und mehr komplizierten Erzählfäden können nicht ferner mit seiner Disponibilität über die Darstellung korrespondieren. Unter dieser Prämisse kommt es darauf an, die Beziehung zwischen dem Entwerfen im Rahmen einer bestimmten Handlungsrichtung und dem bisher gesammelt erlebten Informationswert, der über den Handlungsrahmen hinausgehen soll, zu balancieren. Dafür unternimmt er den Versuch zum einen, die „unsre Leser“ (FA. 09, S. 428) anzusprechen und unmittelbar in den Handlungsvorgang einzugreifen, dadurch redet er aus z. B. wie: „sie [Philine v. Verf.] sang das Lied, das wir unsern Lesern nicht mitteilen können, weil sie es vielleicht abgeschmacket oder wohl gar unanständig finden könnten.“ (FA. 09, S. 485) Abermals schlägt er vor: „Und so lassen wir unsern Freund [Wilhelm v. Verf.] unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten,“ (FA. 09, S. 726) oder erklärt, warum „wir [...] vielmehr einige Jahre [überspringen], und [...] ihn erst da wieder auf[suchen], wo wir ihn in einer Art von Tätigkeit und Genuß zu finden hoffen.“ (FA. 09, S. 428) Ohne den Handlungszusammenhang zu zerstören versucht er zum anderen, auch andere Erzählweise, andere literarische Gattung, sei es prosaisch, brieflich oder sei es lyrisch, in die Geschichte einzuschieben, was in dem je später veröffentlichten Roman ein noch häufiger und vielfältiger auftauchendes Phänomen ist. „Durch [diese] Komposi-

tionsweise von bislang nicht gekannter Dichte und Komplexität²⁰⁹ erlaubt sich der Erzähler, „die Pluralität der Stimmen und Gesichtspunkte“²¹⁰ aufzunehmen, damit er zeigt, dass die Welt und die Gesellschaft sich nach wie vor sich in „Unabgeschlossenheit der Fortschreitung“²¹¹ befinden.²¹²

Auf diese Erzählweise macht der Erzähler in den »Wanderjahren« noch hervorragend sichtbar, in welchen Aspekten die Wanderjahre Wilhelms weniger auf den innerlichen Konflikt des Einzelnen gegen die Welt fokussieren als auf das schwankende Gesellschaftssystem. In erster Linie kennzeichnen die unüberschaubaren Handlungsstränge den Roman, dessen „Erscheinungsbild [...] disparat [ist]“²¹³. Es gibt darin „keine übergreifende, einheitstiftende Romanhandlung“²¹⁴, in der Wilhelms Wanderschaft von anderen „stückhaft dargeboten[en]“²¹⁵ Erzählungen gelegentlich blockiert wird, wodurch man keinen überwiegenden Inhalt, der sich auf eine ernste Hauptthematik eingestellt haben soll, findet.²¹⁶ Diese Erzählmenge, zu der die Formen wie Brief, Tagebuch, Vortrag, Selbst-, dialogisches und ebenso schauspielerisches Gespräch, Gedicht, Novelle, Aphorismen gehören, ist „in die Großform eines Romanganzes“²¹⁷ eingelegt. Bei allen Diskussionen ist es aber noch umstritten, ob, wenn ja, auf welcher Ebene wird der Zusammenhang zwischen den eingeschobenen Episoden miteinander einerseits, und zwischen denjenigen und der Rahmenhandlung andererseits herausgefunden wird.

Anscheinend lassen sich wohlgegliederte Konsequenz oder inhaltliche Kontinuität nur geringfügig aufdecken, selbst wenn man sich an einige Erzählbezüge erinnert,

²⁰⁹ Ernst Behler, Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. S. 157.

²¹⁰ Ernst Behler, Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. S. 168.

²¹¹ Ernst Behler, Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. S. 168.

²¹² In diesem Punkt haben Die Brüder Schlegel den Roman als den deutlichsten Ausdruck für diesen fluiden, nicht festlegbaren Geist der Moderne angesehen. Vgl. Ernst Behler, Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. S. 158.

²¹³ Manfred Karnick: „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ oder Die Kunst des Mittelbaren, 1968, S. 7.

²¹⁴ Heidi Gidion: Zur Darstellungsweise von „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, Göttingen 1969, S. 105.

²¹⁵ Heidi Gidion: Zur Darstellungsweise von „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, S. 113.

²¹⁶ Ungeachtet dieser Situation ist bei Gidion die Rede von einem Gemeinsamen als Thema, „das mit einem der „dialektisch gespannten“ Ausdrücke Goethes als *Dauer im Wechsel*, als Bewegung im Stillstand oder als verborgene Kontinuität im Stückhaften bezeichnet werden könnte.“ Ebd., S. 113.

²¹⁷ Schulz, Gerhard: Gesellschaftsbild und Romanform. Zum Deutschen in Goethes Wanderjahren. In: ders. (Hrsg.): Exotik der Gefühle. Goethe und seine Deutschen, München 1998, S. 146.

in denen „Rahmenhandlung und Novelleneinlagen [...] zwar mehrfach ineinander über[gehen]“²¹⁸ und zugleich „aus anderen Geschichten die Novellenfiguren [...] als Romanfiguren wieder auftauchen.“²¹⁹ Vor allem verdeutlicht die Einlage der Novellen die Heterogenität der »Wanderjahre«; die Innengeschichten existieren autopoietisch, haben eine eigenwertige Erzählwelt, in der eigentliche Heldinnen und Helden über die Rahmenhandlung hinausgehend ihre eigenständige Rolle spielen. Sie beeinflussen nicht die Orientierung an dem Handlungsvorgang²²⁰, beabsichtigen auch nicht die chronologische Entfaltung, daher hätte ein Ausfall einer der Novellen sogar keinen Einfluss auf den Handlungszusammenhang ausüben mögen.

In Hinsicht auf „das durchaus unkonventionelle Verhältnis von erzählender Geschichte und erzähltem Geschehen“²²¹ ist zu beachten, dass die ungewöhnliche Kompositionsweise, in der die literarischen Kleinformen der unterschiedlichen Gattungsgestalt in die Gesamtgeschichte untergeordnet wurden, als eine Reaktion auf die Aufforderung gilt, die variierende Gesellschaft multiperspektivisch zu beobachten. „Eine Perspektive reicht nicht aus; mehrere müssen dargestellt werden,“²²² weil die in einer pluralistischen Gesellschaft entstandene „Überschussproduktion“ (GG. S. 464) der Information im Verlauf der verschiedenartigen Selektionen, nämlich der Selektionen der mehrdimensionalen Beobachtungsweise und Perspektivität, reguliert werden kann,²²³ damit die Bedingungen, in denen sich die Restabilisierung der Gesellschaft möglich macht, befriedigt werden. Dazu trägt auch die Wechselbarkeit des Erzählverhaltens bei; der Erzähler in den »Wanderjahren« sowie in den »Lehrjahren« „verzichtet auf sein altes Privilegiengefühl, auf die Privilegien des omnipotenten Romanciers“²²⁴, weil der allwissende Blick-

²¹⁸ Gonthier-Louis Fink: Wilhelm Meisters Wanderjahre, Einführung, S. 992.

²¹⁹ Paul Böckmann: Voraussetzung der zyklischen Erzählform in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, S. 134.

²²⁰ Vgl. Paul Böckmann: Voraussetzung der zyklischen Erzählform in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, S. 133f

²²¹ Norbert Christian Wolf: „Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil“, S. 59.

²²² Hans Reiss,: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Der Weg von der ersten zur zweiten Fassung. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, 39, Stuttgart 1965, S. 56.

²²³ Vgl. Siehe zu gesellschaftlicher Evolution. Kap. 1.2.4

²²⁴ Hans-Jürgen Schings: Goethes Romane - Wege in die Moderne. In: Thomas Jung, u.a. (Hrsg.):

punkt selber nichts anderes als eine Perspektive sei, mit der man eine Geschichte entwickelt. Er verhält sich dennoch teilweise auktorial, teilweise sachlich beobachtend oder schweigsam zurücktretend. Er ist sich einerseits „d[er] Pflicht des Mitteilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens“ (FA. 10, S. 720) durchaus bewusst, andererseits gibt er nach und lässt andere Erzähler entweder ihre eigene oder eine übergebene Geschichte berichten; die Erzählinstanz multipliziert sich, doch miteinander unvermittelt. Die Pflicht kann daher nicht von singulärer, sondern von pluraler Erzählstimme erledigt werden: „Wir sind also gesonnen, dasjenige was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das was später zu unserer Kenntnis kam, zusammen zu fassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getrost abzuschließen.“ (FA. 10, S. 720)

Mit der Inanspruchnahme der Multiperspektivität rechtfertigt der Erzähler sein unmittelbares Eingreifen in die Romanhandlung, dadurch kann er Zeitraffung, Aneinanderreihen der zeitlich nicht zusammenhängenden Ereignisse²²⁵, Weglassen, Unterbrechung und Teilnahme an der erzählten Situation durchführen. Der Erzähler macht dabei die Leser aufmerksam auf „die Aufteilung seiner Funktion in einen personalen Erzähler und einen Herausgeber;“²²⁶ die Erzählinstanz differenziert sich auf der einen Seite als erzählender Erzähler, der sich mit der konventionellen Rolle hingibt, die Erzählung mitzuteilen, auf der anderen Seite als der die Erzählungen herausgebende Erzähler, der darüber hinaus sich mit der redaktionellen Bearbeitung befasst, gelegentlich sich über die Notwendigkeit von „editorischen Berichten“ äußert.²²⁷ So erkennen die Leser daran, dass die Unterbrechung der Handlung auch unvermeidbar ist, und daraufhin sollte ihnen die Aufgabe übergeben werden, „[den] Aggregatcharakter des Werkes“²²⁸ ins Auge zu fassen. Man sieht schließlich in der verwickelten Komposition, in der die Ausdif-

Über die Grenzen Weimars hinaus-Goethes Werk in europäischen Licht, Frankfurt 2000, S. 130.

²²⁵ Vgl. Heidi Gidion: Zur Darstellungsweise von „Wilhelm Meisters Wanderjahre,“ S. 106.

²²⁶ Ehrhard Bahr: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden, S. 206.

²²⁷ Vgl. Volker Neuhaus: Die Archivfiktion in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. In: Euporion 62, Rainer Gruenter / Arthur Henkel (Hrsg.), Heidelberg 1968, S. 14.

²²⁸ Müller, Klaus-Detlef, Lenardos Tagebuch. Zum Romanbegriff in Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, 53, Stuttgart 1979, S. 281.

ferenzierung der Erzählfunktion sowie der Darstellungsweise durch die abwechselnde Positionierung mit Benutzung von den verschiedenen Gattungen geschah, warum die „Verabschiedung des linearen Erzählens“²²⁹ erzwungen werden soll. Bei dem Interpretationsversuch muss man unter anderem von der Ausdifferenzierung der Kommunikation und deren Medien, die überschüssige Produktion von Informationen verursacht, ausgehen, wobei man erkennt: Je differenzierter die Gesellschaft wird, desto mehr verliert eine universale Kommunikation ihre Wesentlichkeit. Die Gesellschaft in den »Lehrjahren« und den »Wanderjahren« repräsentiert die Komplexitätssteigerung in der modernen Realwelt, in der tatsächlich „die Französische Revolution und die ihr nachfolgenden Umwälzungen“ die Ausdifferenzierung der europäischen Gesellschaft „beschleunigten“²³⁰. Der gesellschaftliche Umbau ist doch kaum aufzuklären im Rahmen des konventionellen dualistischen Schemas, infolge dessen der historische Übergang von feudalistischem zu liberal-demokratischem Politiksystem, von aristokratischem zu bürgerlichem Klassenumbruch, von traditioneller zu innovativer Ideenevolution oder von physiokratischem zu kapitalistischem Wirtschaftssystem sich in Europa abgespielt hat. Demnach handelt es sich doch nicht um das Ablösen oder die Abwechslung, sondern um die Ausdifferenzierung. Dadurch wird die Illusion der Gesamtheit zum Verschwinden gebracht; stattdessen tauchen die Teilgesellschaften auf, die voneinander unabhängig produziert und sogar in Anlehnung an eigenes Kommunikationsprinzip zentrifugal stabilisiert werden.²³¹

Wilhelm und seine Freunde sind, wie in den einleitenden Wörtern in diesem Kapitel erwähnt wurde, vertretende Augenzeugen, die sich der umwälzenden Periode nicht gegenüberstellen, auch nicht abwenden, sondern sich der unerfahrenen Ansprüchen je nach ihren sozialen Umständen unterziehen wollen, wobei unter sol-

²²⁹ Norbert Christian Wolf: „Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil“, S. 58.

²³⁰ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenen“, S. 155.

²³¹ Vgl. Siehe zu dem Begriff strukutuller Kopplung, Kap. 1. 4. Und hierfür ist es nochmals hinzuzufügen, dass trotz des theoretischen Hintergrunds das menschliche Leben immer gleichzeitig inmitten unterschiedlicher gesellschaftlicher Situationen bestehen, aber dass nicht die miterlebte menschliche Tatsache, sondern Kommunikation als der Gegenstand der Theorieentwicklung wichtig ist.

chen Verhältnissen „die romaninterne Stimmenvielfalt“²³² unablässig ist.

²³² Norbert Christian Wolf: „Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil“, S. 61.

Kapitel 3

Gesellschaftsdifferenzierung und semantische Evolution in »Wilhelm Meister-Romanen«

Das Hauptinteresse, das im vorliegenden Kapitel ins Auge gefasst wird, liegt in dem Gesellschaftsumbau, dessen Prozesse in den »Meister-Romanen« eklatant veranschaulicht wurden, aber sich jedoch nicht vereinfacht erläutern lassen. Der Protagonist Wilhelm und seine Freunde konfrontieren sich, sei es mittels aktiven Bewusstseins, oder sei es mittels zurückhaltender Passivität, mit der Gesellschaftsumwälzung, die sich in chronologischer Hinsicht in den Formen der von stratifikatorischer zu funktional übergewandter Differenzierung ergibt. Dabei ist zu beachten, dass diese strukturelle Veränderung jedoch nicht den völligen Verzicht auf die früher vorherrschende Gesellschaftsform begleitet, sondern das Fortbestehen der Stratifikation zumindest in Form einer anderen Varianz als je zuvor zulässt. Im Prozess dieser Umbauarbeit steigert sich allerdings die Möglichkeit der gleichzeitigen Beteiligung einer Person an verschiedenen Gesellschaftsteilsystemen nach ihrer Eigenständigkeit.

In diesem Sinne sind die »Meister-Serien« die „Roman[e] des sozialen Wandels,“²³³ dessen Konstellationen vor allem in »Lehrjahren« und »Wanderjahren« hervorragend zum Vorschein kommen. Hierfür ist es auch annehmbar, dass man die Geschichte Wilhelm Meisters als „Vergesellschaftungsroman[e],“²³⁴ ansieht, im Hinblick darauf, dass sie die historische Lage, in der „die Notwendigkeit der Unterordnung des Individuums und seiner Einordnung in die Gesellschaft“²³⁵

²³³ Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, 49, Stuttgart 1975, S. 214.

²³⁴ Granjonc erklärt diese fremde Gattungsbestimmung als „Bezeichnung für die tätige Bildung des Menschen zum gesellschaftlichen Leben.“ Jacques Grandjonc: Literarisches Echo demokratischer Bestrebungen im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert am Beispiel von Goethes Wilhelm Meister. In: Otto Büsch / Walter Grab (Hrsg.): Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa. Im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Ein Tagungsbericht, Berlin 1980, S. 198 und siehe Anmerkung S. 213.

²³⁵ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren. In: Adrien Finck / Gonthier-Louis Fink (Hrsg.): Recherches Germaniques, Nr. 5, Strasbourg 1975, S. 89.

offensichtlich war, zur Darstellung gebracht hat.²³⁶ Gemäß der klassisch akzeptierten Interpretation haben zudem die Romane eine „Übergangsgesellschaft“²³⁷ porträtiert, in der inkompatible Lebensverhältnisse, wie etwa feudalistische und bürgerliche Gesellschaft, unverzichtbare Individualität und unvermeidbare Gesellschaftsordnung, traditionelle Wertvorstellung und sachbezogene ökonomische Ideologie, noch ineinander gefügt bleiben, ohne dass der eine Wert den anderen vollständig ablösen kann.²³⁸

Damit die Hauptaufgabe, die gesellschaftlich evolvierenden Differenzierungsphänomene in den Romanen nachzuvollziehen, erledigt wird, muss man jedoch sich von der Überlegung fernhalten, ob der vormoderne Feudalismus vom liberal-gebilddeten Bürgertum überwunden wurde und demgemäß die Darstellung über den konfliktbezogenen Sachverhalt zwischen Schichten überwiegend in die Romane eingeflossen ist.²³⁹ Gleichermaßen dient dieser Interpretationsrichtung weder die positive Einsicht in „die Harmonisierung des Klassengegensatzes von Adel und Bürgertum“²⁴⁰, noch die pessimistische Einsicht in das Verhältnis, in dem der unlösbare Konflikt zwischen der Idee des autonom handelnden Individuums und der Gesellschaftsordnung, die es umschließt, noch weiterhin zementiert bleibt. Diese Intention, die bekannten, doch konventionellen Interpretationen zu vermeiden, ist dadurch begründet, dass dieser Forschungsansatz nicht von der Abhängigkeit vom Standpunkt der menschenbezogenen Subjektivität, auf deren Basis man das Lösungsmittel aller Probleme, die zwischen Individuum und sozialen Verhältnissen gestellt werden, gesucht hat, sondern vom Kommunikationskonflikt ausgeht, weil in Hinsicht auf Luhmann die Gesellschaft nicht aus Menschen, sondern Kommu-

²³⁶ Siehe auch Vosskamps Diagnose über den Romanscharakter: „Der »Roman der Bildung und der Individualität« wandelt sich »zum Roman der Gemeinschaft und Entsagung«, womit der »Übergang vom Individualroman zum Gesellschaftsroman vollzogen« ist. Wilhelm Vosskamp: Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen. Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: ders.: Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, Stuttgart 1982, S. 236.

²³⁷ Marcel Krings: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", In: Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 127, 2 Heft, Berlin 2008, S. 164.

²³⁸ Vgl. Marcel Krings: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", S. 164.

²³⁹ Vgl. Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 214.

²⁴⁰ Uwe Steiner: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: Bernd Witte / Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 141.

nikation besteht, und weil der tangierende Faktor für den Gesellschaftsumbau nicht unmittelbar das menschliche Bewusstsein ist, das innerhalb seines Theorie Rahmens nur anhand struktureller Kopplung mit Kommunikation zur Welt gebracht werden kann. Es geht von nun an nicht um das Gegeneinander zwischen Menschen, sondern um die Kommunikation. Das bedeutet natürlich nicht, dass Menschen in den Hintergrund treten oder sogar ausgeschlossen aus der Gesellschaft sein sollen. Eher stehen sie nach wie vor als Personen, die die Kommunikation „als Synthese dreier Selektionen, als Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen“ (SS. S. 203) realisieren können, im Vordergrund.

Folglich legt die neue Deutungsperspektive weniger Wert darauf, dass die konfliktträchtige Beziehung entweder zwischen einem Individuum und einer Gesellschaft oder zwischen niedriger und höherer Schicht eine notwendige Umwälzung auslöst, sondern zwischen dem alten System und dem neuen. Genauer genommen fokussiert die neue Betrachtungsweise auf die Gesellschaftsdifferenzierung, die der Kommunikationsdifferenzierung entspricht. Infolge der Entstehung jedes neuen Kommunikationsmediums ist die soziale Gesellschaft an das Problem der Kapazität angebunden ist; die gesellschaftliche Differenzierungskonstellation und ihre Evolution beruhen auf dem neuen Arrangement der Komplexität, die neuartig aufkommende Kommunikationsmedien hervorrufen können. Eine Gesellschaft beginnt nämlich, sich operational strikt von anderen Gesellschaftsteilen trennen zu lassen, indem sie sich ausdifferenziert, um ihren eigenen Raum aufzubauen, zu behalten und ihre eigenwertige Funktionswirkung zu konsolidieren, sonst hätten das Problem des Verstehens und die Schwierigkeit der Zurechnungskonstellation noch ungelöst bleiben sollen. (Vgl. GG. S. 338)

Wird der Versuch, die in den Romanen entfaltenen verschiedenen Gesellschaftsdifferenzierungen zu analysieren, aufgrund des bisherigen Verstehenshorizontes unternommen, könnte dann wieder die Frage aufgestellt werden: Wo ist eigentlich der Mensch in der Gesellschaft? Inwieweit hängt seine Existenz mit der Gesellschaftsdifferenzierung zusammen? Wie gesagt schließen diese systemtheoretischen Prämissen „die menschlichen Individuen“ allerdings nicht aus, weil sie ihrerseits „mit ihren eigensinnigen Bewußtseinsleistungen zur Kommunikation beitragen,“ (GG. S. 804) obwohl sie nach wie vor zur Umwelt des Kommunika-

tionssystemen gehören. Kommunikation darf nicht die Menschen ignorieren, da die Kommunikation selbst keinen Sinn wahrnehmen kann, und deswegen ist es grundlegende Voraussetzung für „die Eigendynamik der Kommunikation“, auf jeden Fall sich „biologisch und psychologisch begreifbare Individuen“ (WG. S. 22) einzusetzen, denn ohne diese Wahrnehmungsleistungen des Bewusstseins wäre die Kommunikation eine bedeutungslos verwickelte Menge der Geräusche. (Vgl. GG. S. 103)

Unter Berufung auf diesen theoretischen Ansatz ist das Diskussionsfeld einzuführen, in dem man sieht, dass der Protagonist Wilhelm und die anderen, vor allem männlichen Romanfiguren, wenn auch nicht jeder an allen Teilsystemen teilnehmend, jeweils die segmentäre, vornehmlich die stratifikatorische oder die funktional differenzierte Gesellschaft durch ihre Lebenswege hindurch erlebt und erfahren haben. Dies wiederum impliziert, dass, damit die Teilnahme an diesen Gesellschaften problemlos erfolgt, den Menschen nicht nur jeweils entsprechende Kommunikationsmedien zur Verfügung stehen müssen, sondern auch das menschliche Bewusstsein in seinem psychischen System mit Benutzung der Wahrnehmungsfähigkeit neue Sinnofferte machen und danach die Kopplungsarbeit zwischen ihm selbst und die Kommunikation bereitstellen muss. Dieser Verlauf gilt als die wesentliche Vorbedingung für die erfolgreiche Kommunikationsproduktion. Ohne „de[n] strukturelle[n] Operationszusammenhang von Bewußtsein und Kommunikation“ (WG. S. 31) würde der Sinngehalt in der Wahrnehmungswelt auswegslos isoliert bleiben, gerade in dem wert-, sinnlosen Iterativen eingekastelt werden und am Ende in Vergessenheit verschwinden. Aufgrund dieser notwendigen strukturellen Kopplung, doch nicht mittels der vom psychischen System abhängigen Handlung allein, ist die Interpretation der Romane möglich, nämlich dadurch beobachtet man, wie sowohl „die Eingliederung des Romanhelden Wilhelm [und seiner Freunden] in die Welt und die Gesellschaft“²⁴¹ als auch seine Welt- und Menschenerkenntnis besonders in der letzt differenzierten Form der Gesellschaft geltend gemacht wird.

Das Problem der Komplexität von den sich funktionsspezifisch ausdifferenzie-

²⁴¹ Ernst Behler: Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. In: Studien zur Romantik und zur idealistischen Philosophie, Paderborn 1993. S. 157.

renden Gesellschaften, infolge deren sich die evolutionäre Veränderung der Gesellschaftsstruktur ergibt, greift eine andere Grundthese für die Diskussion auf, dass es eine Menge der Sinngehalte²⁴² gibt, die unabhängig von der einzelnen Situation zur Verfügung gestellt werden kann, und außerdem, dass der Sinnvorrat, abgesehen von dem konkreten Inhalt einzelner Kommunikation, generalisiert und typisiert werden kann.²⁴³ Durch das Verfahren der Sinngeneralisierung und -typisierung in der Gesellschaft wird die „bewahrensvalue Kommunikation zur Wiederverwendung aufbewahrt.“ (GG. S. 643) In Bezug auf diesen erhaltenswerten Sinnvorrat soll ein neuer Begriff in den Analyseversuch eingeführt werden: Semantik.²⁴⁴ »Semantik« hat daher die Funktion, die Sinnprämissen, die ihrerseits „höherstufig generalisiert [...], relativ situationsunabhängig“ (GS1. S. 19) sein können, auszuwählen, zu verwenden und zu verarbeiten, damit eine bestimmte Kommunikationsabsicht in der Gesellschaft verständlich, und sogar so schnell wie möglich aufgenommen werden kann. (Vgl. SS. S. 224) Hinsichtlich dieser Funktion spricht Luhmann von „»gepflegter Semantik«,“ (GS1. S. 19) anders gesagt, im Verlauf des Kommunikationsprozesses wird die Semantik so kondensiert und konformiert, dass sie das, was sich gerade in dem Kommunikationsablauf befindet, als Kommunikationsthema noch ernsthafter und abstrakter macht, nämlich das, was für Kommunikationszwecke angemessen ist, im Lauf der Geschichte aufbewahrt, überliefert oder verarbeitet, sodass das Thema sich in der Gesellschaft beständig akzeptierbar macht. Erst durch diese sinninhaltliche Operation entstehen Begriffs- und Ideenvorrat. Die gepflegte Semantik ist mithin ein unablässiger Verarbeitungsprozess zum Ziel der Erfüllung der Funktion, das angehäufte Ideen- und Tradiergut jeweils anpassend für die Kommunikationsangelegenheiten bereitzustellen. Aus diesem Zusammenwirken aller zugänglichen erreichbaren Sinnvorräte wird noch eine Auffassung herausgebildet, dass die Semantik „ein Teil der Kultur, nämlich das, was und die Begriffs- und Ideengeschichte überliefert“ (SS. S. 224) sei.

²⁴² Im Anschluss an die Grundthese ist es nötig, dass man auf den im Kap. 1 vorgestellten Sinnbegriff als elementares Medium für Systemkonstitution verweist.

²⁴³ Vgl. Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 168.

²⁴⁴ Siehe zu Luhmanns kurze Erklärung über die Wortwahl »Semantik« Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 1, Anm. 13, S. 19.

Im Hinblick auf diese Perspektive wird unter Kultur nicht nur verschiedenartiges Themenreservoir verstanden, das sich in der „Rekursivität sozialer Kommunikation“ (GS4²⁴⁵. S. 47) belebend aktiviert, sondern auch „Sinnverarbeitungsregeln“ (GS1. S. 19), in dem Maße, dass sie sich auf die Selektion der „in themenbezogener Kommunikation passende[n]“ (SS. S. 224) Sinnofferte einlässt. Mithilfe des Begriffes Semantik kann erst dann die hoch abstrakte Systemtheorie als die Taktik für die Analyse der Gesellschaftsdifferenzierung mit den geschichtlich beobachtbaren Angelegenheiten inhaltlich einhergehen, weil die gepflegte Semantik und Kultur von ihrer Seite her das menschliche psychische System in Form des Erlebens oder Gedächtnisses beeinflussen.

In dieser einleitenden Aussage wird noch aufgefordert, wie oben bereits impliziert, einen Anhaltspunkt für die Romananalyse zu finden, anders gesagt, taucht eine wichtige, aber schwierig nachweisbare Hypothese auf, dass es ein Verhältnis von Kultur oder „übergreifende[r] Semantik“ (SS. S. 588) zum Gesellschaftssystem geben muss, nämlich im Laufe der gesellschaftlichen Evolution die gesellschaftsstrukturelle Veränderung, die von der Ausdifferenzierung der Kommunikationsmedien abhängig ist, mit der semantischen Veränderung zu tun hat. Wenn auch „Semantik und Gesellschaftsstruktur [...] nicht direkt miteinander verbunden“²⁴⁶ sind, ist diese Annahme so plausibel, sogar überzeugend, dass zwischen diesen Korrelationen irgendwelche Beliebigkeit nur selten erlaubt werden sollte. (Vgl. GS1. S. 17) Aus diesem Grunde ist es gleichmäßig interessant, dass die Frage aufgeworfen wird, unter welchen Bedingungen sich der wechselseitige Zusammenhang zwischen beiden großen Diskursbereichen ergibt, oder unter welchen Bedingungen der eine die evolutive Umformung von des anderen anregt.

Im Rahmen von Luhmanns Verständnis wurde die Reaktualisierung der semantischen Tradition erst nach der umfangreichen Verwendung des Verbreitungsmediums, vor allem des Buchdrucks deutlich lanciert, weil dadurch die zeitliche und räumliche Begrenztheit ihre Wirksamkeit nicht mehr stabil war. Und darüber hinaus kulminiert diese kulturelle Erweiterung in der Erfindung der symbolisch gene-

²⁴⁵ Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/M. 1995.

²⁴⁶ Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 169.

ralisierten Kommunikationsmedien, die in spezifisch themenbezogenen - z. B. politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und intimbezogenen usw. - Bereichen die themenspezifische Kommunikation möglich macht, und zwar in noch angemessenerer, aber parallel dazu komplizierterer Weise. Von der sozialen Entwicklungsgeschichte her gesehen hat diese Eigen- dynamik der semantischen Evolution in der europäischen Gesellschaft erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnen, ihren Höhepunkt anzunähern.²⁴⁷

Nunmehr handelt es sich um das 18. und das anfängliche 19. Jahrhundert, welche als „Übergangs- und Umbruchperiode“²⁴⁸ nicht nur der Entstehungsgeschichte der »Meister-Romane«, sondern auch der Öffnungszeit der Lebensbühne, auf der Wilhelm und seine Mitmenschen in Anlehnung an ihre eigene Gesellschaftskon- stellation ihre eigene Lebensführung gestalteten, gleichkommen. Unter dem Ge- sichtspunkt darf man auch nicht die weitere Frage übersehen, ob und wie die Luh- mannschen Differenzierungsgedanken mit Bezug auf die Wechselwirkung zwi- schen Gesellschaftsstruktur und Semantik in den »Meister-Romanen« veran- schaulicht wurden.

Kehren wir auf Wilhelm und seine Umwelt zurück, befindet sich Wilhelmsche zeitgenössische Gesellschaft in einer Übergangsphase, in der sie als „eine Mehr- zahl einander überlappender Gesellschaften“²⁴⁹ aufgefasst wird, mit anderen Wor-ten: Die oben genannten verschiedenen Gesellschaftsformen koexistieren in einer Gesamtgesellschaft, nämlich „die scharfe Kontrastierung“ von herkunfts- und funktionsbezogenen Gesellschaften und Semantiken muss „man aufgeben,“ weil „es [...] unterschiedliche Bedingungen [gibt], unter denen sich traditionsbedingte Strukturen im Übergang zur modernen Gesellschaft begünstigend auswir-ken.“ (GG. S. 168) Diese Auffassung dürfte gleichwohl jedoch nicht außer Acht lassen, dass die Gesellschaft schon in deutlichem und

²⁴⁷ Luhmann zufolge hat der Begriff der Kultur seine moderne Prägung auch in derselben Zeit erhalten. Siehe GS4. S. 32.

²⁴⁸ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“, Berlin/Weimar 1972, S. 155. Nach Klingenberg haben vornehmlich die Französische Revolution und die ihr nachfolgenden Umwälzungen zur Beschleunigung des Übergangs von feudalistischer zu kapitalistischer Produktion in Deutschland und der Veränderung der staatlichen Ordnung bei- getragen.

²⁴⁹ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten. S. 272.

erheblichem Umfang von stratifikatorisch zu funktional hin übergeht. Folglich sieht man in der Gedanken-richtung, dass die primär funktional differenzierte Gesellschaft, die nicht nur über die sprachliche und die schriftliche, sondern auch über die symbolisch generali-sierte Kommunikationsmedien verfügt, den Zugang zu moderner Gesellschaft²⁵⁰ öffnet, die dadurch gekennzeichnet ist, dass mithilfe der hochentwickelten ausdifferenzierten Medien bestimmte Funktionsbereiche anpassend, und zwar möglichst schnell, ihr Selektionsproblem aufdecken und erfolgreich lösen können. (Vgl. GG. S. 484) Das ist die Bühne, wo Wilhelm lebt und wo seiner Lebensspur folgend die bislang erwähnte komplizierte Charakteristik der semantischen und gesellschaftlichen Verhältnisse gezeigt wird. Gerade „in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden,“ (FA. 10, S. 886) bringt die Hauptfigur Wilhelm eine ambivalente soziale Konzeption, die mit den Widersprüchlichkeiten seines Lebensganges zu tun zu haben scheint,²⁵¹ zur Darstellung, wobei seine adlige Freundesgruppe relativ flexible Umstellungsfähigkeit auf eine neue Weltanschauung zeigt, ohne immerfort auf die Ständeordnung zu vertrauen.

In dem vorliegenden Kapitel verfolgen wir somit die Lebens- und Gesellschaftsumstände, in denen die Menschen, die auf die irritierende soziale Unbestimmtheit stoßen sollten, das überlieferte Ideen-, und Tradiergut je anders akzeptiert haben, und dementsprechend fragen wir uns, welche Gesellschaftsstruktur sich mit welchem Kommunikationsmedium korreliert und damit umgeformt wird.

3.1. Stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft : Es gibt Menschen mit und Menschen ohne dignitas

Die Charakteristik der stratifikatorischen Gesellschaft sieht man vor allem in dem von Rangdifferenz abhängigen Ordnungsprinzip, demgemäß ist der Unterschied zwischen höheren und niederen Schichten, deren Zugehörigkeit nicht von einzel-

²⁵⁰ Siehe Schimank, Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten. S. 273f. Er sieht die Luhmanns moderne Gesellschaft mit dem polykontextualen Blickpunkt.

²⁵¹ Reiss, Hans: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung - Ernst oder Ironie? In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1967, S. 272.

nem Individuum, sondern von Familienstamm und Geburtsschicksal festgestellt wird, aufmerksam; die Einzelmenschen können nicht nach ihren individuellen Merkmalen eine Schicht selektieren (Vgl. GS3. S. 157), sondern die Prädestination beschließt es, sie in ein gesellschaftlich ungleiches Subsystem einzugliedern, dessen Grenze man nirgends aus eigenen Willen überschreiten kann. In der vom Rangunterschied regulierten Gesellschaft soll „[daher] jede Schicht [...] die anderen Schichten als soziale Umwelt behandeln.“²⁵² Sie befinden sich, so die Luhmannsche Terminologie, miteinander in System/Umwelt-Verhältnissen, wodurch nämlich keine Ständemischung möglich ist.

In diesem Zusammenhang „[gehört] [j]edes Individuum [...] einem und nur einem Subsystem der Gesellschaft an.“ (GS3. S. 157) Bis weit ins 17. Jahrhundert hinein war der Begriff Individuum außerhalb der Bedingung der hierarchischen Rangverhältnisse undenkbar; das Individuum sollte nicht durch seine eigene Eigentümlichkeit, sondern nur durch die gegebene Zugehörigkeit „vor allem durch seinen Geburtsstand, aber auch durch geographische Lokalisierung, durch Angabe seiner Nation.“ (GS3. S. 178) eine Gestaltung erhalten. Man musste noch ein weiteres Jahrhundert warten, bis das Individuum von der Rangabstufung entbunden und ihm „das natürliche Recht zum Gebrauch seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten“ (GS3. S. 33) zugebilligt wurde.

Die Ausstrahlung der rangmäßigen Gesellschaftsordnung war so stark und umfangreich, dass der von Natur gewählte Mensch, insbesondere der Adel in der Hof- und Fürstengesellschaft die soziale Ungleichheit, die gerade diese Ständeordnung herbeiführte, für etwas Unzweifelhaftes sowie Selbstverständliches hielt und noch „die gesellschaftliche Positionsverteilung und seine eigene Position [...] als Natur“ (GS4. S. 17) ansah. Es ist somit auch selbstverständlich, dass die adlige Oberschicht das Prinzip der Schichtenordnung, nach der den nicht so gewählten Menschen die Lebenssphäre vom öffentlichen Bereich bis zur Alltagserfahrung unter strengen Restriktionen zugelassen wurden, bewahren wollte,²⁵³ „um selbst nach unten hin Distanz zu gewinnen“ (GS1. S. 78) und zu halten. In dem Sinne ist

²⁵² Niklas Luhmann: Zum Begriff der sozialen Klasse. In: ders. (Hrsg.): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee, Opladen 1985, S. 129.

²⁵³ Vgl. Niklas Luhmann: Zum Begriff der sozialen Klasse, S. 131.

die stratifikatorische Differenzierung²⁵⁴ durch die „Beschränkung des Zugangs zu Statuspositionen“ (GS3. S. 156) und darauffolgend durch totalitäre Ungleichheit gekennzeichnet. Dabei geht es um einseitige „Ressourcenkonzentration;“ (GG. S. 708) die höhere Schicht konnte alle Ressourcen nicht sowohl in dem materiellen wirtschaftlichen Sinne disponieren, als auch im Sinne von den Medien, mit deren Monopolisierung sie etwa politische, wissenschaftliche oder rechtliche Kommunikation nur innerhalb ihrer Gruppe ermöglichte und förderte. So gesehen strebte die Hofgesellschaft unablässig nach der Beständigkeit „der Ungleichverteilung“ (GS1. S. 74) in der Weise, dass sie dieses Privileg vorzugsweise anhand von Kommunikationsregulierung, nämlich von der Form der Interaktion konsolidierte.

Die Interaktion in der höfischen Welt ist eine Kommunikationsform, die auf „Person-zu-Person-Verhältnis“ (GS1. S. 153) basiert und „durch Bekanntschaften, Freundschaften, häusliche Beziehungen und Rangverhältnisse bestimmt“²⁵⁵ ist. Dafür soll vornehme Geburt, auch wenn man einen sozialen Aufstieg nicht vollständig verleugnet, vorausgesetzt werden; ein gesellschaftlich relevanter Diskurs ist damit außerhalb der Oberschicht nicht zu erwarten, gleichermaßen werden eine politische Entscheidung, wirtschaftliche Erfüllung der Bedürfnisse, ein rechtliches Urteil und ein künstlerischer Geschmack bloß auf der Interaktionsebene, in der sich die Menschen miteinander gleichberechtigt anerkennen, zur Durchführung gebracht, wodurch die höhere Gruppe „interne Gleichheit gegen Ungleichheit nach außen betonen“ (GS3. S. 268) kann. In dieser Interaktionsregulierung wird aber kein Platz für die Entfaltung der individuellen Persönlichkeit eingenommen, vielmehr wird „das Individuum immer in seiner gesellschaftlichen Verflochtenheit, als *Menschen in seiner Beziehung zu anderen*“²⁵⁶ aufgefasst. Unter diesen Prämissen gibt die höfische interaktionelle Kommunikation „als Träger eines gesamtgesellschaftlichen Funktionsanspruchs,“ (GS1. S. 125) also als Vorstufe der von spezifisch differenzierter Funktion abhängigen Kommunikationsform unvermeid-

²⁵⁴ Im Vergleich mit der stratifikatorischen Gesellschaft ist Klassengesellschaft, so Luhmann, dadurch ausgezeichnet, dass „Klassen größere Freiheiten der Rollenkombination im Individuum zulassen als die Schichten der älteren Gesellschaftsordnung.“ Der Zugang zu einer Rolle in der Klassengesellschaft wird aber nicht normativ, sondern wirtschaftlich beschränkt. Siehe. Niklas Luhmann: Zum Begriff der sozialen Klasse, S. 131.

²⁵⁵ Niklas Luhmann: Zum Begriff der sozialen Klasse. S. 132.

²⁵⁶ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft. S. 180.

lichen Anlass dazu, dass „Gleichheit ein teilsysteminternes, Ungleichheit ein teilsystemexternes Ordnungsprinzip“ (GS1. S. 75) wird.

Seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird dennoch die Stratifikation als primäres Einteilungsprinzip in der vorneuzeitlichen Gesellschaft allmählich untergraben. Der Grund liegt vor allem in der Überschussproduktion von sozial signifikanten Problemen und parallel dazu in der schwächer gewordenen Interaktionsfunktion: Die Interaktion setzt eigentlich „ein[e] *symmetrisch[e]* Interaktionsstruktur,“ (GS1. S. 139) nämlich symmetrisch gleichberechtigte Beziehung zwischen Informationsgeber und -nehmer voraus, damit die beiden Personen die Annahme oder die Ablehnung der mitgeteilten Information kontrollieren, ohne die ständisch bestimmte Ungleichheit zu erleben. Aber der austauschbare Kommunikationstyp beginnt seine Wirkungen zu verlieren, weil die Notwendigkeit, die Informationverarbeitung, die nunmehr vermittels traditioneller Medien wie Sprache und Schrift nicht vollends behandelt werden kann, durch erneut aktualisierte Medien bereitzuhalten, immer mehr wächst, sodass die Vorgehensweise für Verstehen und weiteren Kommunikationsanschluss nicht mehr auf der Basis von interaktionellen und reziproken, sondern von funktionspezifischen Mechanismen abgerundet werden soll. Diese umwandelnde Konstellation, in der das asymmetrische Kommunikationsverfahren der symmetrischen Interaktion vorgezogen wird, schwächt immer die traditionelle Teleologie ab, infolge deren die vornehmen höfischen Leute die sozialen Probleme unter Berufung auf die Schichtenordnung lösen wollten. Die aufkommende Zeit lässt daher die Illusion „einer hierarchisierten Kosmologie“ (GS2²⁵⁷. S. 17) in den Hintergrund treten und die „funktionsnotwendig[en] Asymmetrien laufen,“ (GS1. S. 123) sodass die Gesamtgesellschaft nach dem modernen Konstitutionsprinzip die Umstellung auf die stärkere Differenzierung, die vorher nie in der europäischen, abgesehen von der anderen Welt, entstanden war, initiieren kann.

3.1.1. Die Rangunterschiede, überschreitbar oder abgemildert? Fragwürdiges und krisenhaftes Problem des vormodernen Gesellschaftssystems

²⁵⁷ Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M 1981.

Die pilgernde Törlin in den »Wanderjahren« ist eine symbolische Figur, die in der umwälzenden Epoche das Problem der ambivalenten Identitätserkenntnis zur Schau stellt. Sie benimmt sich und sieht so aus, als ob „sie ein Frauenzimmer von Stande sei, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten:“ (FA. 10, S. 314) Die schöne junge Frau „zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist.“ (FA. 10, S. 313) Ihr achtungswertes Verhalten, „die Anmut ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes“ (FA. 10, S. 319) und auch die gebildete Vernunft, mit der sie große häusliche Dinge im Schloss von Herrn von Revanne ordentlich machte, lassen den Hausvater, der sich mittlerweile in die Pilgerin verliebt hatte und sie heiraten wollte, „an ihrem guten Herkommen,“ (FA. 10, S. 312) nämlich an ihrer Zugehörigkeit zum höheren Stand keineswegs zweifeln. Diese Überzeugung soll daher für den unter seinem riesigen Kompliment verborgenen Vorwurf gegen ihr „nymphenhafte[s] Erscheinen,“²⁵⁸ das den „eklatanten Bruch mit [...] den adeligen Anstandsregeln der Zeit,“²⁵⁹ offenbart, plädieren, als er sich mit der jungen geheimnisvollen Frau in seinem Lustwäldchen zum ersten Mal trifft. (Vgl. FA. 10, S. 311f)

Es ist wohl offensichtlich, dass seine Entscheidung, sie zu heiraten, aufgrund von Liebe, nämlich von der persönlichen Beschaffenheit getroffen wird. Ungeachtet des bürgerlichen Konzepts über Eheschließung verzichtet der fürstliche Privatmann doch nicht auf seine beständige Absicht, „die fremde Frau am Maßstab adeliger Geschlechtsrollennormen“ zu messen, nämlich „sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen,“ (FA. 10, S. 324) da die Sicherstellung, „daß er im weltlichen Sinn eine standesgemäße Verbindung eingehen würde,“²⁶⁰ für ihn noch wichtig ist. Aber die Mühe, die er sich seit ihrem Aufenthalt bei seiner Familie und auch nach ihrem Verlassen gegeben hat, kommt nicht zum fruchtbaren Ergebnis; sie zeigt sich nach wie vor als eine mysteriöse und „unerklärliche Person.“ (FA. 10, S. 319) So bleibt „das Problem der Diskrepanz

²⁵⁸ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, Tübingen 1997, S. 57.

²⁵⁹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 58.

²⁶⁰ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 63.

von Sein und Schein geheimnisvoll und unlöslich mit dem Standesproblem verquickt.“²⁶¹

Die schicksalhafte Lebensbedingung der pilgernden Törin ist somit nicht diese Enthüllung ihrer Herkunft, sondern eher im Gegenteil die Verhüllung der Identität, deren Beständigkeit wahrscheinlich nur durch ziellos pilgernde Wanderschaft nicht gestört werden könnte; ihr geht es um keine ständische Zugehörigkeit, sondern das treue Tun, das sie durch Selbstvertrauen und daraus resultierten selbständigen Lebensweg bestimmen kann, demgemäß bringt diese Ambiguität zwischen dem geheimnisvollen Erscheinen der pilgernden Törin und ihrer vornehmen schönen Seele, anders gesagt, zwischen Sich-Verweigern und Sich-Ausdrücken die Unvermeidlichkeit der „Normenbruch[s]“²⁶² in der Gesellschaft ans Licht.

Das ambivalente Identitätsproblem wird gleichmäßig von einer anderen abenteuerlichen Figur, Friedrich, nämlich dem jüngsten Bruder Lotharios, der zu einer renommierten adligen Familie gehört, präsentiert. Wie die pilgernde Törin bringt Friedrich in den »Lehrjahren«, in denen er sich ausschließlich einer Liebessucht zuwendet, die Offenkundigkeit der Standeszugehörigkeit nicht in Einklang mit seiner Lebensgesinnung. Er verrät niemandem, woher er kommt, wenn auch die Tatsache, dass der junge Mann von gutem Hause ist, anderen irgendwie schon bekannt gegeben ist. (Vgl. FA. 09, S. 709) Als der Stallmeister des Grafen, der mit Philinen, in die Friedrich schon unsinnig verliebt gewesen ist, enge Bekanntschaft gemacht und die Liebesverwirrung zwischen sich und dem schelmischen Knaben veranlasst hat, und nach dem spielerischen Duell diesen Jungen nach seiner Herkunft und Geschichte fragt, erzählt dieser bloß „ein Märchen, [...] das er schon oft wiederholt hatte.“ (FA. 09, S. 496) Wobei Wilhelms Leben als „ein ewiges Suchen und nicht finden“ (FA. 09, S. 912) beschrieben werden kann, wäre ein ewiges Wandern und nicht Verschwinden dasselbe Friedrichs. Lediglich diese nomadische Lebenshaltung rechtfertigt seine Aufnahme der Mitgliedschaft als „die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah,“ (FA. 09, S. 547) in die vorher schon Mignon und Harfner eingegliedert wur-

²⁶¹ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 95.

²⁶² Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 63.

den.

Demgegenüber wird dieser junge pikarische Adlige in dem Schloss des Oheims nur als ein Außenseiter akzeptiert. Er bleibt dazu am Rande der Turmgesellschaft, die seinen eigenen Weg zu der Bildungsformung freilich nicht negiert, d. h. ihn „auf [seinem] eigenen Wege irre gehen“ (FA. 09, S. 900) lässt. Friedrichs Meinungs- oder Ideenäußerung wird jedoch nicht selten ignoriert, seine „sehr lustige, leichtfertige Natur“ bzw. das „los[e], locker[e] Wesen,“ aus dem die Neigung entstehen soll, „in der Welt herumzufahren,“ wird schlechterdings nicht respektiert oder befördert, sondern nur überwacht und „unterrichtet.“ (FA. 09, S. 901) In dem Sinne ist die Erwähnung Natalies über „das Opfer dieser pädagogischen Versuche“ (FA. 09, S. 901) nicht unzutreffend, wobei sie ihrerseits, ihrem Bekenntnis zufolge, die beste Begünstigte dieses sonderbaren Erziehungsgedankens ist.

Für Friedrich ist der Adelstitel ein widerspruchsvoller wirkungsloser Begriff wie „Schneckenfuß“ (FA. 09, S. 936): In dem letzten Buch der »Lehrjahre« benutzt er das spielerische Wort als einen Namen von neuer edler Familie, mit dem der jüngste Bruder einen Lothario zugeschickten lügnerischen Brief, der den Besuch eines Edelmanns voraussagt, unterschreibt, und damit will er entsprechend seiner humorsuchenden Tendenz seine Familie täuschen, bevor er vor ihre Augen hervortritt. Dadurch wird „[u]nser blonder Schelm“, der Graf Schneckenfuß von Jarno sogar als „ein Vikariatsgraf“ (FA. 09, S. 936) verdächtigt. An diese spöttische Anspielung auf die Namensgebung ist zu erkennen, dass die Wertigkeit der adeligen Existenz ohnedies fragwürdig geworden ist, nur eine geringe Rolle spielt, um menschliches Glück zu erlangen; das ständische Vorrecht für den Jungen wird demnach nicht als ausschlaggebender Faktor dafür anerkannt, dass man die Glücksbedingung in seinem Lebensfeld befriedigen kann, denn es handelt sich dabei nicht mehr um die naturgeborene Bestimmtheit, sondern um die affirmative und selbstsuchende Lebensanschauung, aufgrund deren „wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat,“ (FA. 09, S. 992) und schließlich um den Zeitgeist, der nun dem menschlichen Bewusstsein die von charakteristischer Eigentümlichkeit abhängende Lebenshaltung erlaubt, selbst wenn sie gelegentlich zu irrtumsanfälligen Ergebnissen kommen mag.

Was die eigenwertige Charakteristik angeht, sieht man Friedrichs unersetzbare In-

dividualität vornehmlich in der absonderlichen Lern- und Leseweise; als Wilhelm fragt ihn, wo er seine „ausgebreitete Gelehrsamkeit“ (FA. 09, S. 938) herhat, antwortet er: „Auf die lustigste Weise [...] Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! [...] Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum, und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studieren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.“ (FA. 09, S. 939) Sein „glückliche[s] Talent des Auffassens und Festhaltens“ (FA. 10, S. 674) korreliert mit dieser kuriosen Manier und darüber hinaus synthetisieren die seltsame Lernfähigkeit und sein ausgezeichnetes Gedächtnis miteinander so effektiv, dass er den Anspruch auf die Mitgenossenschaft der Wanderergruppe im 3. Buch in den »Wanderjahren« erfüllt, das heißt: Ohne Anlehnung an die schichtbedingte Voraussetzung hält er ein „das Grundgesetz [ihrer] Verbindung; in irgend einem Fache muß einer vollkommen sein.“ (FA. 10, S. 613) Friedrich, anders als die pilgernde Törin, die sich von der ganzen Welt isolieren will, ist demnach derjenige, der sich im Laufe der extraordinären Entfaltungprozesse seiner Anlagen in das soziale System einzugliedern vermag als ein Mitglied, das über irgendeine nützliche Funktion verfügt.

Trotz der Unterschiedlichkeit repräsentiert die Lebenshaltung der beiden Figuren in den Goetheschen Romanen die zeitlichen Aspekte, in denen die rangmäßige Stratifikation ihre Kompatibilität mit dem Bewusstseinssystem abschwächt, das bereits über die strukturelle Kopplung mit den erneut generierten Medien disponiert. Das menschliche Sein und Leben wird dadurch von ganz anderer Dimension her beleuchtet, und die erneut emergente Semantik als ein neuer Teil von Kultur wird hergestellt.

In Bezug auf die Diskussionsentfaltung sollte allerdings auch eine antithetische Lage in den Blick gefasst werden; in den Romanen sind die Leute, besonders die Edelmänner beschrieben, die noch von der auf den untauschbaren Privilegien ba-

sierenden Ordnung festgebunden sind, aber die neuen Ausprägungen, die mit der untergehenden europäischen Adelskultur parallelisiert aufkommen, noch nicht registrieren. Diese Adligen, deren Lebensverhältnisse im Folgenden nachvollzogen werden, sind konsequenterweise als die rückständigen eingeschätzt, die keine bewusste feinsinnige Reaktion auf die gesellschaftlich umwälzende Situation zum Ausdruck bringen.

Der Mann von fünfzig Jahren, der Protagonist der in den »Wanderjahren« eingelegten gleichnamigen Novelle und seine Geschwister gehören zur vertretenden adeligen Gruppe, die nicht auf das konventionelle Kulturgut verzichten will. Sein Zweck zum Besuch bei seiner Schwester ist schon offenkundig, als sie sich besprechen, wie sie „für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles“ (FA. 10, S. 434) gewinnen können.²⁶³ Ihr Hauptinteresse liegt in der Tat in der Verteidigung ihrer Besitztümer und Vermögen: „»[D]iesmal kann ich (der Major v. Verf.) mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendet ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurechtkommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab; [...] Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein tätiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vorteil bringen kann.«“ (FA. 10, S. 434) Die erste Stufe zur Sicherheit des Eigentums ist die Abmachung mit ihrem Bruder, der seinerseits dadurch beabsichtigt, „die Güterlast abzuschütteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel zu setzen, eines anständigen, gesicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen“; der Obermarschall gesteht also alles ein, „was die Geschwister in den ungetrübten Besitz der Güter besonders auch des Hauptgutes setzen sollte.“ (FA. 10, S. 463) Im Prozess der hauswirtschaftlichen Angelegenheit zeigt sich der Major so gutherzig, dass sein Bruder ihm für sein so brüderliches Verfahren dankt. Der fünfzigjährige Mann als „einsichtiger Ökonom[,]“ lässt darüber hinaus mithilfe seiner auf Verstand basierenden Geschicklichkeit und Redlichkeit die „vernachlässigt[en], mißbraucht[en] Besitzungen, [die] zu einem trostlosen Zustande geworden“ wären, wieder beleben, „um zuletzt durch Ordnung und Tätigkeit seinen Zweck zu erreichen.“ (FA.

²⁶³ Vgl. Thomas Degering: Das Elend der Entsagung: Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, Bonn 1982, S. 421.

10, S. 462) Auf diese Weise erfüllt er als Hausführer seine Pflicht, die familiären Einkommensquellen nicht vertrocknen zu lassen, bzw. die standesgemäßen wohlhabenden Lebensgewohnheiten nach wie vor beizubehalten. Luhmann zufolge „noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts legen zumindest Teile des Adels Wert darauf, ein Haus zu führen.“ (GG. S. 730) Unter Berücksichtigung des hauswirtschaftlichen Geschäfts ist es erkennbar, dass die Grenze zwischen Familienhaushalten und außerhäuslichem Unternehmen, also zwischen Familien- und Erwerbsleben noch unklar ist, nämlich die beiden Bereiche voneinander noch nicht differenziert sind. Dabei wird der Haushalt nicht „als bloße Überlebenssorge,“ (GG. S. 932) begriffen. Dessen Sinninhalt ist eher für die von Stratifikation differenzierte Gesellschaft ziemlich bedeutend in dem Maße, dass er nicht allein an privates individuelles Lebensmanagement in einer Familiengruppe angeknüpft wird, sondern an die das Wirtschaftsunternehmen inkludierende öffentliche Lebensführung, mit der die Oberschicht sich von anderer unterscheiden, nämlich „die Lebensform ihrer Teilnehmer bestimmen“ (GS²⁶⁴ S. 142) kann, was konsequenterweise die Diskriminierung anderer zur Folge hat: Also, „[d]ie Haushalte, nicht die Individuen, sind die Einheiten, auf die sich die Stratifikation bezieht.“ (GG. S. 697) Demgemäß ist das Haus, das von einem Hausherrn verwaltet wird, „als ständische Institution gesehen, [...] noch [als] eine unabhängige Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft.“²⁶⁵ Und weiterhin sollen auch politische Ansprüche an den Hausherrn gestellt werden, um die Familienökonomie immer noch in Sicherheit zu setzen, da die Sorge für den Lebensunterhalt als eine öffentliche Funktion die politische Leistungen impliziert, die sich etwa durch diplomatische Verhandlungskompetenz oder rechtlich widerspruchslöse Überzeugungskraft auszeichnen. Im Rahmen der stratifikatorischen Differenzierung bezieht der Begriff Haushalt somit sich „auf die Hauswirtschaft und auf die Binnherrschaft über ein Haus.“²⁶⁶

Aus diesem Grund braucht man die hauswirtschaftlichen Angelegenheiten wie die Verteidigung des Eigentums, die Erbschaften oder vor allem die Heiratsverbin-

²⁶⁴ Niklas Luhmann.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4, Frankfurt/M 1995.

²⁶⁵ Koselleck, Reinhart: *Begriffsgeschichten*, Frankfurt/M 2006, S. 466.

²⁶⁶ Koselleck, Reinhart: *Begriffsgeschichten*, Frankfurt/M 2006, S. 408.

dung (Vgl. FA. 10, S. 434), die von dem Major erwähnt wird, mit Blick auf die „familiär[e] Interessenpolitik.“²⁶⁷ zu betrachten.

„Hilarie, Tochter der verwitweten Baronin (der Schwester des Majors), „soll“ eigentlich den Sohn des Majors, Flavio, heiraten – aus ökonomischen Gründen;“²⁶⁸ vorerst aus „all[en] Familiensorgen.“ (FA. 10, S. 446) Das rechtfertigt das Anstreben der Geschwister zur Eheschließung : „»Wir sehen ruhig zu, wie unsre Kinder emporwachsen, und es hängt von **uns** (Herv. v. Verf.), von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen.«“ (FA. 10, S. 434) Tatsächlich war es, nach Herwig, „Ehen zwischen Cousin und Cousine waren im Adel nicht nur üblich, sondern im Interesse der Besitzstandswahrung geradezu gesucht.“²⁶⁹ Aber „durch ein unerwartetes Ereignis“ geraten die Pläne und „die Verhältnisse, die sonst sich freundlich in einander schmiegt“, (FA. 10, S. 448) in Gefahr; Flavios Zuneigung richtet sich nicht auf Hilarie, sondern auf „eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen vor kurzem verstorbenen Mannes.“ (FA. 10, S. 449) Überraschenderweise wird Hilaries Liebesblick auch nicht Flavio, sondern seinem Vater und zugleich ihrem Onkel geschickt. Diese verstrickte Liebeswahl setzt den Major in große Schwierigkeit und sogar auf doppelte Weise; einerseits geht es um die unvermeidliche Prädestination, dass Flavio sich mit seiner Cousine verbinden solle, infolgederen die Gültigkeit „[der] ganz[en] Übereinkunft zwischen den übriggebliebenen Gliedern [ihres] Geschlechts“ (FA. 10, S. 450) erhalten bleibt. Im Gespräch mit Flavio, der schon in die schöne Witwe verliebt ist, erklärt der Vater, unter welcher Bedingung jener die Vermögen und Güter, „wenigstens zum Teil“ (FA. 10, S. 448) entweder erben oder gar verlieren soll: „»Heiratet sie (Hilarie v. Verf.) einen Fremden, so ist die ganze, schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du besonders in deinem Teile nicht zum besten bedacht.«“ (FA. 10, S. 450) Es scheint unmöglich, dass Flavio lediglich zugunsten der vertragsmäßigen Erbschaften seine Liebe aufgeben will. Sein appellie-

²⁶⁷ Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, S. 201.

²⁶⁸ Thomas Degering: *Das Elend der Entsagung: Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, Bonn 1982, S. 424.

²⁶⁹ Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, S. 201.

rendes Ausrufen manifestiert es, wo er sein Glück erhält: „»Hilarie kann mich nicht glücklich machen! [...] aber eine andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang: Sie (der Major v. Verf.) werden mich nicht unglücklich machen.«“ (FA. 10, S. 449) Aber zum Glück findet der Major den richtigen Zeitpunkt, in dem ohnehin eine andere Entscheidung getroffen werden kann, nie besser als jetzt, und in dem er sich in betroffenem, aber nicht so unangenehmem Zustand befindet.

Dies ist die andere Seite der oben genannten Schwierigkeit: Den Major liebt Hilarie. Vorerst reagiert er mit großer Unruhe auf diese Bemerkung der Baronin, der Majors Schwester, dass Hilarie eine tiefe ernstliche Zuneigung zu einem anderen, doch nicht zu Flavio fassen solle, da in einem solchen Fall das Problem der Enterbung passieren könnte; „»ist's möglich? indessen wir uns alle Mühe geben, uns ökonomisch vorzusehen, so spielt uns die Neigung einen solchen Streich! Sag' mir, Liebe, sag' mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens fesseln konnte?«“ (FA. 10, S. 434) Seine folgende Reaktion auf das liebevolle, doch unerwartete Bekenntnis zu ihm wird aber noch komplizierter, auch wenn er merkt, dass er selbst „de[r] Glücklich[e],“ ist und zwar „daß Neigungen dieser Art [nicht] nur scheinbar sind, daß [k]ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt.“ (FA. 10, S. 435) Sein Gefühl schwankt wechselhaft, mit der unnatürlichen Wahlverwandtschaft konfrontiert, nämlich „zwischen unbewußter Neigung und bewußter Situations-einschätzung, zwischen väterlicher Liebe und geschlechtlicher Anziehung“²⁷⁰ und am Ende sieht er sich allmählich qualifiziert, Hilaries Bräutigam zu sein, weil seine Empfindung, die er sich zunächst „weder gestehen noch erlauben wollte,“ darin liegt, dass „sie [...] ihn wirklich und von ganzer Seele [liebte]“ (FA. 10, S. 436) und dabei dürfte die Rolle seiner Schwester, bei dieser Erfüllung der „neuen Paar-konstellation“²⁷¹ ihn zu unterstützen, nicht unterschätzt werden; „»Wäre es ein Unglück,« [...] »Schwester! so ist die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.«“ (FA. 10, S. 447)

²⁷⁰ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 200.

²⁷¹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 200.

Auf der Ebene der Übereinkunft gilt es für bemerkenswert, dass das neue Liebespaar ausgerechnet „vor dem Stammbaume“ (FA. 10., S. 446) das Liebesbekenntnis zueinander ablegt. Die beiden müssen sich verpflichtet gefühlt haben, „einigen Seitenverwandten,“ die „den beiden Geschwistern, oder ihren Kindern, auf reiche Erbschaften Hoffnung machten,“ (FA. 10, S. 446) zumindest einen symbolischen Aufschluss darüber zu geben, dass die Eheschließung keine Störung ihrer Verhältnisse bedeutet, sondern eine Möglichkeit der zugelassenen Veränderung.

Nach der romantischen Vereinbarung mit seiner Nichte sucht der Major seinen Sohn in der Garnison auf, darauf abgezielt, die endgültige Ratifikation von ihm in dem Sinne zu erhalten, dass „[i]hm hatte man Hilarien bestimmt“ (FA. 10, S. 447) als Ehepartner. Bei dieser familären Verhandlung vergisst der Major seine Verpflichtung nicht, den Sohn die oben erwähnten Bedingungen aufgreifen zu lassen und demnach schlägt er die alternative Lösung vor: „»Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heiraten, wodurch ich dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.«“ (FA. 10, S. 450) Dabei muss jener sich so sorgfältig wie möglich verhalten haben, damit der Lieutenant „die Heiterkeit, die sich über sein (der Major v. Verf.) Gesicht verbreiten wollte,“ (FA. 10, S. 449) nicht merkt, während der Major seiner zukünftigen Braut andersartiges Verhalten zeigt: „»Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne!« [...] »Willst du mein sein?«“ (FA. 10, S. 447) Der Grund ist definitiv; im Gespräch von der neuen Paarkonstellatation soll das familienpolitische Verantwortungsgefühl gegenüber der auf individueller Intimbeziehung beruhenden Glückseligkeit Vorrang haben. Zumindest vor seinem Sohn sollte das familienrelevante Pflichtbewusstsein noch klarer offenbart werden als das persönliche Triumphgefühl.

Im Gegensatz dazu zieht Flavio das persönliche Liebesgefühl, das die Quelle des Glücks sein soll, den hausherrlichen Sachverhalten vor: „»Das größte von der Welt! [...] wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm wert ist! [...] Dann würde ich erst recht glücklich sein, wenn ich Sie (der Major v. Verf.) glücklich wüßte; [...] Sie werden meine Emp-

findungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegengehen.« (FA. 10, S. 450f) Wie diese gemütliche Erwiderng darstellt, hängen das Einverständnis mit seinem Vater und sein Überzeugungsmittel von persönlichem Glück ab. In der Ehegeschichte des Mannes von fünfzig Jahren sieht man somit einen Aspekt, in dem sich die höhere Gesellschaft den Heiratskonsens durchaus nicht aus echter Liebe her allein erlaubt, in dem Sinne, dass die Oberschicht die Kohärenz zwischen Ehe und familiärer Verpflichtung für noch wesentlicher als diejenige zwischen Ehe und Liebe hält.²⁷²

In der anderen Novelle, »Nicht zu weit« wird das ähnliche Ehemotiv behandelt, anhand dessen die Eheschließung nicht von persönlicher Wahl, sondern von „höfisch[er] Interessenpolitik“²⁷³ bestimmt wird, wodurch der Erzähler veranschaulicht, wie ein Individuum von dem es umgebenden stratifizierten Lebensverhältnis erpresst bleibt, anders gesagt, warum ein individuelles Bewusstsein sein personales Liebesgefühl in den sozialen Beziehungen nicht weiter intensivieren kann. (Vgl. LaP²⁷⁴. S. 14)

Das Ehepaar Odoard und Albertine, nämlich die Hauptrollen der unglücklichen Familiengeschichte, sind par excellence die Vertreter, die „[d]ie alte These der Unvereinbarkeit von Liebe und Ehe“ (LaP. S. 190) auslösen. Die Eheschließung ist nichts anderes als die Intention des ersten Ministers, anhand deren er „den Sprößling (Odoard v. Verf.) eines alten Hauses, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelsten Vorzüge vererbt werden,“ (FA. 10, S. 678) als Hausmitglied annimmt; „er verheiratete ihm seine Tochter,“ (FA. 10, S. 678) dadurch wird Odoard seinerseits von Anfang an keine Chance angeboten, ob er Albertine als seine Ehefrau wählen will. Und ferner geht die Odoards Heiratgeschichte über die Fa-

²⁷² Vgl. Hierfür dient es der Bemerkung der Herausgeber der Frankfurter Ausgabe, dass „das Verhältnis von Ökonomie und Liebe eine entscheidende Rolle spielt“ nicht nur in der vorliegenden Novelle, sondern auch in der Novelle, »Nicht zu Weit«, die nächst behandelt wird, und auch „in »Wer ist der Verräter?«, [...] in der »Neuen Melusine« und vielleicht nicht zuletzt in der Geschichte Wilhelms selbst.“ Gerhard Neumann/ Hans-Georg Dewitz: Kommentar. In: ders. (Hrsg.), Johann Wolfgang von Goethe. Wilhelm Meisters Wanderjahre, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 10, Frankfurt 1989, S. 1219.

²⁷³ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 322.

²⁷⁴ Niklas Luhmann: Liebe als Passion, Frankfurt/M 1982.

milienpolitik hinaus; es kommt zunächst auf einen Verdacht an, „der sich später bestätigen wird.“²⁷⁵ Der Verdacht der Neigung zu Prinzessin Sophronie „deren Vermögen und Anforderungen, [...] noch immer bedeutend genug blieben,“ (FA. 10, S. 679) wird durch seine Heirat allein nicht wohl besänftigt, da die Widersacher, die das Gerücht „im stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufregt“ (FA. 10, S. 679) haben, damit unablässig Odoards politische Karriere vernichten wollen. Die Prinzessin gerät auch in die ähnliche Situation, in der sie als Opfer für „feudalistisch[es] Allianzprinzip,“²⁷⁶ prädestiniert worden sein muss, da sie nach wie vor in mitten „d[er] Staats- und Erbschaftsverhältnisse“ (FA. 10, S. 679) steht. Vor dem Hintergrund scheint es nicht vermeidbar, dass sie gezwungen ist, mit einem Erbprinzen, der viel jünger als sie ist, sich ehelich zu verbinden, dadurch „erwartet“ man „von ihr [...] die Erhaltung des Familienkapitals für kommende Generationen.“²⁷⁷ In dem Fadenkreuz der artifiziell aufgebauten Eheordnung wird sie lediglich „– wie im Adel üblich – nicht Subjekt, sondern Objekt dieser Wahl.“²⁷⁸ Im Kontext der Unfreiheit von der Heiratsabsicht erweist sich die Ehe²⁷⁹ noch nicht als autonom aktualisierte Semantik, die darauf verweist, dass die Eheschließung auf der Liebe beruhend ans Licht kommt, nämlich, dass nur die Liebenden sich heiraten, sondern als gesellschaftliche Institution, die die Rolle spielen muss, die Wertungen des adligen Bezugssystems mitzuvollziehen. (Vgl. LaP. S. 63)

Ebenso Albertine, die Ehefrau Odoards wie Sophronie darf von der Zweckehe, die als die Grundnorm für Partnerwahl des schichtbedingten Mädchens gilt, nicht ausgenommen werden; sie hat ihn nicht aus Liebe geheiratet, sondern „sie wurde ihm

²⁷⁵ Arne Eppers: *Miteinander im Nebeneinander, Gemeinschaft und Gesellschaft in Goethes Wilhelm Meister-Romanen*, Tübingen 2003, S. 185.

²⁷⁶ Gerhard Neumann/ Hans-Georg Dewitz: *Kommentar*, S. 1219.

²⁷⁷ Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, S. 321.

²⁷⁸ Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, S. 321.

²⁷⁹ Hierfür behauptet Luhmann, „[a]m Ende des 18. Jahrhunderts bekennt man sich zur Einheit von Liebesehe und ehelicher Liebe als Prinzip der natürlichen Vervollkommung des Menschen.“ Niklas Luhmann: *Liebe als Passion*, S. 185, auch siehe, ders.: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 731.

verheiratet.“²⁸⁰ In gleicher Weise wird ihre Gattenwahl auch offensichtlich nicht aus eigener Liebesbeziehung, anders ausgedrückt, „nicht aus sich selbst heraus legitimiert.“ (LaP. S. 184) Das ist doch nicht alles, worunter sie leidet; die Odoards Strafversetzung in ein entferntes Gebiet zieht seine Gattin in einen verengten Lebensbezug hinein, was sie unzweifelhaft in den Abgrund führen sollte. Anders als ihr Mann, der dank seinem Schwiegervater, der „seinen ganzen Einfluß anwenden“ (FA. 10, S. 679) musste, um Odoard aus der unablässigen Hofintrige herauszunehmen, als Statthalter in der entlegenen Provinz seine politische Laufbahn und zwar erfolgreich und glücklich fortsetzt, fühlt Albertine, die gesellig, höfisch aufgewachsen ist, sich allein und einsam, entfremdet und unglücklich in der kleinfamilialen Lebensbedingung, in der nur privatisierte Intimisierung zwischen Hausfamilien möglich ist.

Demgegenüber ist ihr Gatte schon imstande, sich von seinem höfischen Lebenskonzept abzuwenden und sich zunehmend bürgerlicher Familienstimmung anzupassen. Die Begrenztheit seines Lebensraums auf diese Lokalität verhindert daher doch nicht, dass er „d[ie] löblichsten Fähigkeiten,“ (FA. 10, S. 678) seine Kräfte in „Notwendiges, Nützlich, Gutes, Schönes, Großes“ (FA. 10, S. 680) umzugestalten, fördert. Im Kontrast dazu verharrt Albertine jedenfalls in adliger Hofkultur, interessiert sie sich überhaupt nicht für den familiären Zusammenhalt; sie ist also „eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht,“ (FA. 10, S. 683) und die „nur in größern Zirkeln ihre Existenz“ (FA. 10, S. 680) zu exponieren wissen. Das mag der ausreichende Grund sein, warum sie ihre Geburtstagsfeier nicht mit ihrer Familie genießen und warum sie eine unehrliche Betrügerin werden will, dadurch, dass sie in die unehrliche Liebesaffäre, die unter anderen Betrogenen und Betrügern eine andere Liebesaffäre dupliziert hat, verwickelt worden sein soll (Vgl. FA. 10, S. 684f) Und gerade ist die Rede davon, dass die „häuslich[e] Verwirrung“ (FA. 10, S. 676) aus diesen kontradiktorischen Lebensverständnissen resultiert, aufgrund deren der öffentliche Erfolg Odoards nicht mit seinem privaten Familienleben korrelieren kann.

²⁸⁰ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 321.

Es wäre nun nicht sinnlos, dass der Analyseversuch zur unheilbaren Spalte der Familiengeschichte mit Blick auf Differenzierungskonflikte oder „kompliziertere Mischungsverhältnisse“²⁸¹ zwischen früherem und erneut aufkommendem Kommunikationsmedium unternommen wird; eine Person als Teilnehmer an der Differenzierung des intimbeziehenden Teilsystems hält Liebe für ein höchstpersönliches Medium, das im zwischenmenschlichen Bezugssystem behandelt wird. Sie ist bereit, über das neue Medium zu verfügen, dadurch, dass ihr Bewusstsein seine Rolle nicht ablehnt, sich mit dem Neuen strukturell zu verbinden und damit die Liebe eigendynamisch ihren eigenen Systembereich aufbauen zu lassen, in dem kein anderes Medium sich ersetzen lässt. Eben in diesem Punkt taucht jedoch das Konfliktproblem auf; die früher konstruierte Gesellschaft weigert sich, das Medium Liebe zu akzeptieren und zugleich die individualisierte privatisierte Intimbeziehung zwischen Einzelmenschen zu intensivieren, sonst hätte die Stabilität der gegebenen Gesellschaft gefährdet werden müssen. Auf der anderen Seite wird die ungewollte Umstrukturierung, die weitere Systemdifferenzierung innerhalb der Gesellschaft verursacht, unausweichlich, indem dieses neuartige Medium nach systemeigenen Kriterien seine Autonomie erhöht und parallel die konventionelle Semantik, die auf die noch undifferenzierten gesellschaftlichen Funktionen angewiesen ist, marginalisiert. Entsprechend diesen konfliktträchtigen Prämissen ist zu betrachten, dass die individualisierte Liebessemantik noch schwerlich in den Vordergrund treten soll, weil die Gesellschaft es einfach nicht erlaubt, dass die Liebe sich nicht nur als das den einzelnen Personen zugeschriebene Attribut, auch als symbolisch generalisiertes Medium, mit dem sich die Funktion der Intimität vertiefen lässt, zuverlässig qualifiziert, wenn auch die umwälzende Gesellschaftssituation nicht mehr zu verleugnen ist. Personales Lieben ist damit nur bedingt anerkannt, nämlich wenn es der Gesellschaftsordnung dient, das heißt: Ebenso Liebe wie Ehe muss nach wie vor gesellschaftlich kontrolliert werden.

Infolgedessen besteht der Verbindungsmechanismus der Familie, insbesondere des vorzüglichen Menschen weniger in der Liebe der miteinander Liebenden, als in der Verpflichtung, die Familienhaushalte in Sicherheit zu halten. Hiermit wird die

²⁸¹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 331.

Familie nicht als Urquelle, aus der jede neue Generation geboren werden kann, sondern als Institution, die „den Wechsel der Generationen überdauernde Einheit“ ermöglicht, aufgefasst. Anschließend daran handelt es sich nicht um „Neugründung einer Familie,“ sondern „Reproduktion der Familie,“ (LaP. S. 163) in der Odoardo sich kein „stabiles Verhältnis zur Alltäglichkeit der familiengebundenen Ehe“ (LaP. S. 139) erträumen könnte.

Die in der Novelle dargebotene Krise der familiären Beziehung geht demnach von dem mangelhaft synchronisierten Verhältnis zwischen Ehe und Liebe aus. Innerhalb der adligen Familienordnung positioniert sich die Liebe nicht in der Sphäre, in der sie sich als eigenständiges Medium mit eigenen Gesetzmäßigkeiten beschäftigen kann; sie ist noch nicht in der Lage, sich auf Liebende allein, auf das, was mit den Liebenden allein zusammenhängt, eben auf die Einigkeit deren zu konzentrieren. Die Liebe muss demgegenüber unbedingt irgendwas für die Gesellschaft, genau genommen für die Stabilisierung der Gesellschaft sein, mit anderen Worten hat sie sich aus den Fesseln der Gesellschaft noch nicht herausgelöst, (Vgl. LaP. S. 139) in gleichem Maße wie die Ehe, die auch „dem Allianzprinzip des Adels“²⁸² untergeordnet bleiben soll. Aus diesem Zustand entsteht gerade die lückenhafte Kombination zwischen Ehe und Liebe, daraus folgt keine Notwendigkeit, „[d]ie Liebe [...] zum Grund der Ehe, die Ehe zum immer wieder neu Verdienen der Liebe“ (LaP. S. 178) zu werden, sondern bloß irrelevante Intimbeziehung oder sogar gleichgültige Beliebigkeit, die sich in erheblichem Maße von dem romantischen Konzept entfernt, dass die Liebe als die „Konstitution einer gemeinsamen Sonderwelt, in der die Liebe sich immer neu informiert,“ definiert werde, sodass man die dauerhafte Verschönerung der Ehe mit Liebe erwarten könne: „Nur so kann Liebe Ehe sein. Nur so gibt Liebe sich selbst Dauer.“ (LaP. S. 178) Das wäre ein plausibler Anlass nicht nur zur außerehelichen Intimbeziehung in Odoards Geschichte, die schließlich in die doppelte Liebesintrige verwickelt wurde, sondern zu dem ungewohnten Verhalten zur eigenen Familie, wenn auch er an der bürgerlich tugendhaften Familienhaltung näher als seine Gattin steht. Die Familie im Rahmen der vorliegenden Analyse gilt als gar kein gemütlicher Ra-

²⁸² Gerhard Neumann/ Hans-Georg Dewitz: Kommentar, S. 1219.

um, wo sie ihre Lebenssphäre zusammengehören, -halten können, sondern eher als ein fremder, wo „die Gesellschaftsexistenz der Frau und die Geschäftsexistenz des Mannes“²⁸³ sich vergeblich konvergieren. Konsequenterweise lassen sowohl Sophronies wie Odoards Neugung zu zwischenmenschlicher Liebe als auch Albertines Abneigung gegen Familie die Leser erkennen, dass mit Blick auf gesellschaftsdifferenzierende Umbruchszeit ihre Rebellierungen gegen das konventionelle Lebensprinzip²⁸⁴ weniger auf die Subversion der moralischen Integrität, die „das Zusammenleben aller Mitglieder der Gesellschaft [...] zu regulieren beansprucht,“ (GS1. S. 131) fokussieren, als auf den über den Klassenkonflikt hinausgehenden Normenkonflikt,²⁸⁵ der im Weiteren hinsichtlich des eingemischten Tradierguts veranschaulicht wird.

Für die weitere Analysevertiefung ist auch nicht zu übersehen, dass das Auftauchen eines neuen Kommunikationsmediums, wie ausgedrückt, sich auf gesellschaftliche Umstrukturierung auswirkt, die ihrerseits die Veränderung der Semantik als Themenvorrats, der für bestimmte Kommunikationsabsicht aufbewahrt, tradiert und verfügbar gehalten worden ist,²⁸⁶ motiviert, was wiederum die Differenzierung des Kommunikationsmediums in der Gesellschaft beeinflusst und stimuliert. Unter der unablässigen Zirkularität der gesellschaftlichen Evolution ist gerade die semantische Konjunktur aufgefallen, in der die Inkonsistenz der semantischen Konnotationen parallel zur Kollidierung zwischen Auf- und Abstieg verschiedener Gesellschaftssysteme sichtbar ist; in Bezug auf das krisenhafte stratifikatorische System wird nun dieses bemerkenswerte Phänomen mit Benutzung des Begriffs Ehre anschaulich gemacht.

Ehre ist zunächst eine herkömmliche Semantik, die durch Zugehörigkeit und Distanzierung gekennzeichnet ist. Norbert Elias zufolge: „Ursprünglich jedenfalls bildete die »Ehre« den Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer Adelsgesellschaft.“²⁸⁷ Die Ehre ist daraufhin eine identifizierende und gleichzeitig unterscheidende Se-

²⁸³ Gerhard Neumann / Hans-Georg Dewitz: Kommentar, S. 1217f.

²⁸⁴ Vgl. Gerhard Neumann / Hans-Georg Dewitz: Kommentar, S. 1220.

²⁸⁵ Vgl. Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 333f.

²⁸⁶ Vgl. Claudio Baraldi / Giancarlo Corsi / Elena Esposito: GLU, S. 168f.

²⁸⁷ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 164.

mantik, mit der man beurteilen kann, ob einer Person die Mitgliedschaft von der guten Gesellschaft²⁸⁸ anerkannt wird, anders gesagt, die Zugehörigkeit identifiziert die Person mit deren Ehre; „[v]erweigerte eine solche »gute Gesellschaft« einem Mitglied die Anerkennung als Zugehörigem, verlor er seine »Ehre«, so verlor er ein konstituierendes Bestandteil seiner persönlichen Identität.“²⁸⁹ Im gleichen Sinne funktioniert das Urteil auch „als Abgrenzungsmechanismus nach unten,“ (GG. S. 943) dadurch reduziert sich immer die Unterscheidung zwischen ehrenhaften und unehrenhaften Menschen auf diejenige zwischen hoher und niedriger Schicht. So gesehen wird die Ehre nicht als individuell konstituiertes Attribut, sondern als die von der Mitgliedschaft vorherbestimmte Gegebenheit definiert.

Diese Identifikation der Ehre mit adliger Existenz beherrschte das allseitige Lebensverhältnis von Adligen im Zeitalter des *ancien régime*, sodass, wenn der Adlige seine Ehre beschädigt sah, das selbst unmittelbar die Bedrohung des Lebens bedeutete; „[i]n der Tat setzte ja oft genug ein Adliger für seine Ehre sein Leben ein, verlor lieber sein Leben als die Zugehörigkeit zu seiner Gesellschaft.“²⁹⁰ Ging es damit um die Aufrechterhaltung, nämlich die Wiederherstellung der Ehre, berechtigten sich dann dafür alle möglichen rechtlichen Aktionen, unter denen eine gewalttätige Maßnahme eingeschlossen ist: Duell.

Das Duell war ein gesellschaftlich anerkanntes Recht, mit dem der Adlige auf seine Ehrverletzung reagieren konnte. Der Angehörige der adligen Gruppe betrachtete das Duell als ein Naturrecht, aufgrund dessen er an die Realisierung der Verteidigungspflicht der Ehre glaubte. (Vgl. GS3. S. 89) Es war folglich für ihn undenkbar, sogar unehrenhaft, wenn man sich an eine alternative Lösung, etwa an Justiz anlehnt. Selbst wenn seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon sich die Kampfkultur gemäß Antiduellgesetz verbot,²⁹¹ hat man gerade in demselben

²⁸⁸ Mit dem folgenden Zitat ist eine kurze Erklärung über die »gute Gesellschaft« zu ergänzen; „[d]iese gute Gesellschaft besteht aus einem Netz von Verkehrskreisen, dessen zentrale, gesellschaftlich angesehenste und maßgebendste Gruppe der hohe höfische Adel bildet.“ In: Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft*, S. 109. In dieser Begriffsdefinition ist hauptsächlich die Rede von „bestimm[en] einheitlich[en] Kriterien der Zugehörigkeit,“ verneint allerdings nicht, dass es die Verschiedenheit und Variabilität der Charakteristik von „Gesellschaft“ mindestens in Deutschland gab. Vgl. ders., S. 169f.

²⁸⁹ Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft*, S. 164.

²⁹⁰ Norbert Elias: *Die höfische Gesellschaft*, S. 164

²⁹¹ Vgl. Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*

Zeitalter vielmehr „die Auswüchse des Duells“ (GS1. S. 96) und dahin „die geradezu neurotische Betonung der »Ehre« und ihre Verteidigung,“ (GG. S. 736) die die kämpferische Auseinandersetzungsform auf übertreibende Weise provozierten, in den Griff genommen. Das 18. Jahrhundert war aber deutlich der Wendepunkt, in dem das Duell als das Recht, bei Ehrstreitigkeit den adligen Selbstwert unter Schutz bleiben zu lassen, an Bedeutung verlor; „im Rückblick erscheinen dann Duelle als letzte »Seufzer« einer früher gewaltsamen Oberschicht. [...] Mehr und mehr wird dies als sinnlos empfunden.“ (GS3. S. 90) Im Gefolge der Geschichte geriet das Schicksal des Duells letztlich in eine ironische Situation; es wurde nunmehr eher zu einer unrechtlichen Tat, indem seine Rolle endgültig an staatliches Gerichtswesen übergeben wurde, weil es sich dabei nicht mehr um Standesprivileg, sondern um allgemeine physische Schutzrechte handelte.

Mittlerweile hat der Ehrbegriff seine Implikationen von der Identifikationsfunktion auf andere Ebene verlagert, z. B. „auf die zunehmende Varietät wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse“ (GG. S. 736); je nachdem, wie die Edelleute die Ehrenangelegenheiten nicht als häusliche, sondern als individuelle Problematik erkannten, fingen sie dann an, das Ehrkonzept weniger auf die Selbstdarstellung einer Familie, sondern auf diejenige eines Individuums zu beziehen. Dadurch fanden sie heraus, wie sie die von der familiären Kollektivität unabhängigen Ausdrucksmöglichkeiten eröffnen können. Die Ehre wird nunmehr von der modernen Gesellschaft aus gesehen zu „sozial[em] Prestige,“ das im Zuge der individuellen Ergiebigkeit kalkuliert werden kann. (Vgl. GG. S. 737)

Bezüglich des im vorliegenden Abschnitt behandelten Themas und der Veränderung vom sozialgeschichtlichen Phänomen wäre es weiterhin möglich, die oben genannte Inkonsistenz der semantischen Konnotationen anhand von dem Ehr- und Duellmotiv in den »Meister Romanen« anschaulich zu machen. Erinnerung man sich an die Szene, in der Wilhelm sich mit Lothario, der Zentralgestalt der sozialreformerischen Edelmänner, in den »Lehrjahren« zum ersten Mal in seinem Schloss trifft, schaut er die zwiespältige Lebenshaltung des Barons an; kein Zweifel, dass dieser das alte Privileg der Steuerfreiheit abschaffen will und „die Einführung

S. 307f.

einer allgemeinen Besteuerung allen Besitzes“²⁹² beabsichtigt, demgegenüber ist es fragwürdig, ob Lothario sich, bei aller Bemühungen, die Diskriminierung zwischen aristokratischem und bürgerlichem Besitztum aufzuheben, tatsächlich von dem Lebensstil der untergehenden Aristokratie verabschieden will.²⁹³ Wilhelm sieht Lothario verletzt in einem Duell, dessen Anlass „ein kleines Abenteuer mit einer Dame,“ (FA. 09, S. 805) die er „nach einiger Zeit“ verließ, ist, weil der Edelmann „bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung“ (FA. 09, S. 806) fand. Lothario, selbst wenn er keine direkte Schuld daran hat, dass sie sich bei einem Ball äußerst beleidigt glaubte, wird er in die kämpferische Affäre mit seinem eigenen Willen involviert genauso wie sein Gegner, ihr Ehemann, „von dem sie sich lange getrennt hatte,“ aber, der „die Sache erfuhr und sich ihrer annahm.“ (FA. 09, S. 806) Hiermit taucht eine Frage auf, was dem jungen Edelmann und seinem Rivalen den kuriosen Duellkampf um die Frau aufzwingt, die für die beiden inzwischen uninteressant geworden sein soll.²⁹⁴ Bleibt noch ein Grund dafür übrig, dass man auf diese gewalttätige Konvention nicht verzichten kann? Der adlige Verwundete gesteht auf seinem Bett: „Ich fühle heute so lebhaft [...] wie töricht der Mensch seine Zeit verstreichen läßt!“ (FA. 09, S. 806) Trotz des bereuenden Bekenntnisses ist Lothario sich bewusst, dass er allen aristokratischen Voraussetzungen nicht vollständig entrinne könnte, weil darin noch die verlockende Machtchance, die Verfügung über die Freiheit des Menschen größer zu machen, steckt. Im Rahmen der Hofgesellschaft deutet die Freiheit darauf hin, dass man dem Adel „einen größeren Entscheidungsspielraum als“ anderen zuschreibt, in dem er sein „Idealbild einer auf freien Entscheidungen beruhenden Handlung“²⁹⁵ auf die Welt kommen lassen kann. Deswegen koexistieren die „Freiheit, sich gegenseitig zu verletzen oder zu töten“²⁹⁶ und die andere Freiheit, die reformatorischen Veränderungen in seinem Territorium herbeizubringen, widerspruchsfrei. Das wäre eine denkbare Antwort auf Lotharios Involviertsein in das Duell, das man „hierin [...] eine Art

²⁹² Hahn, Karl-Heinz: Adel und Bürgertum im Spiegel Goethescher Dichtungen zwischen 1790 und 1810 unter besonderer Berücksichtigung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, S. 158.

²⁹³ Vgl. Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 27.

²⁹⁴ Vgl. Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 30.

²⁹⁵ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 248.

²⁹⁶ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 404.

Originalrecht behaupten kann als ein Naturrecht des Adels, das von keiner fürstlichen Gewalt und nicht einmal von der Kirche eliminiert werden kann.“ (GG. S. 944)

Ein anderer Aspekt des Duells zeigt sich in dem von Friedrich und dem Stallmeister veranstalteten Kampfspiel, das, wie oben kurz vorgestellt, der Liebesverwicklung entspringt, in die auch Wilhelm sich ohnedies zumindest in seiner Seele stürzt. (Vgl. FA. 09, 495ff) Hierfür ist die Rede von dem schwankenden Prinzip der Satisfaktionsfähigkeit, unter der man „eines der charakteristischsten dieser Kriterien“²⁹⁷ für die Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft²⁹⁸ versteht, das heißt: Die Duellierenden sind nur satisfaktionsfähig,²⁹⁹ wenn sie der gleichwertig anerkannten Gesellschaft angehören. „Streit implizier[t] die Gleichheit der Streitenden; deshalb(!) [darf] man mit Höhergestellten, aber auch mit Untergeordneten keinen Streit anfangen.“ (GS1. S. 106) Unter Berücksichtigung dieser Voraussetzung ist die Gerechtigkeit des von den beiden Figuren veranstalteten Duells als Ehrenstreitigkeit nur wenig akzeptabel, da Friedrich ebenso vor wie nach dem Kampf niemals seine Identität, Haus- und Familienstamm bekannt gegeben hat, und daher dem Fecht, wenn er auch nicht mit Waffen, sondern mit ein Paar Rappieren gewissermaßen spielend vorgeht, die wechselseitige Anerkennung der Zugehörigkeit fehlt.

Was Friedrichs Geheimhaltung betrifft, können zwei Vermutungen aufgestellt werden: Die eine ist, dass er auf keinen Fall das Konzept über die Satisfaktionsfähigkeit hat oder es vor langer Zeit im Gedächtnis beseitigt hat. Eben seine Lebensführung macht schon einsichtig, dass die allerartigen aristokratischen Normen für ihn überhaupt nicht dienlich sind. Aus diesem Grund beobachtet man den spielerischen Zweikampf weniger im Blick der die Identität bedrohenden Beleidigung, als der „unüberwindlichen Eifersucht,“ (FA. 09, S. 495) die aus Philinens Liebeskandal gewachsen ist. Dabei verlagert sich der Schwerpunkt des Sinngehaltes des

²⁹⁷ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 170.

²⁹⁸ Siehe zu deren Erklärung. Anm. 288.

²⁹⁹ Elias zufolge waren die folgenden Leute satisfaktionsfähig in Deutschland: [A]lle Männer von den Angehörigen des deutschen Hochadels bis zum bürgerlichen Studenten und Alten Herren der Korps, der Burschenschaften und anderer gesellschaftlich akzeptierter Verbindungen und bis zu Kaufleuten, sofern sie Reserveoffiziere waren. Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 170.

Duells von repräsentativem Ehrenkonflikt auf private Emotionssphäre. Im Kontrast dazu beruht die andere Hypothese, die m. E. weniger überzeugend als die erste ist, eher auf Friedrichs deutlichem Selbstbewusstsein seiner Zugehörigkeit und seiner richtigen Erkenntnis der Satisfaktionsfähigkeit; er müsse zur Kenntnis genommen haben, dass die Bekanntgabe seines Nachnamens zweifelsfrei die Satisfaktion stören würde. Ist seine Herkunft enthüllt worden, könnte dann das kämpferische Ereignis möglich sein? Könnte der Stallmeister, nun der Untergeordnete des Grafen, es wagen, die Aufforderung anzunehmen, gerade dem Schwager seines Herrn die Satisfaktion zu geben?

Abgesehen von der absichtlichen Selbstverhüllung, nämlich abgesehen davon, ob die Satisfaktionsbedingung das Duell rechtfertigt, gibt es jedoch eine elementare Motivation zu seiner entschlossenen kämpferischen Haltung, die bis zum Ende kräftig gewirkt hat. Wenn die Behauptung Friedrichs, „er habe noch keine Beleidigung auf sich sitzen lassen,“ (FA. 09, S. 495) ernst genommen wird, so hängt dieses Lebensverhalten nicht mit dem Rettungsversuch der Ehrverletzung, die unmittelbar angeknüpft an die ständische Zugehörigkeit ist, sondern mit der individuellen Gefühlsverletzung zusammen. Letztlich bezeugt die Duellgeschichte Friedrichs, unabhängig von der Fragestellung, welche Hypothese als noch wahrscheinlicher beurteilt wird, dass im Hinblick auf die Gerechtigkeit des Duells, zuerst die Vorstellung der Satisfaktionsfähigkeit zurückgetreten sein muss, an deren Stelle sich „die Darstellung seiner eigenen Gefühle,“ (FA. 09, S. 496) nämlich die Befriedigung seiner wilden Laune und der unerträglichen Bedürfnisse, sich an dem Nebenbuhler zu rächen, setzen soll.

Das letzt angeführte Beispiel des Duellmotivs, das sich in einem Schwank, in »die gefährlichen Wette« sieht, der in den »Wanderjahren« eingebettet ist, kommt dem konventionellen Duell- und Ehrenkontext in höherem Maße nahe, als die vorher erwähnten zwei Episoden, in dem Sinne, dass die Tragweite des Possens bis in die nächste Generation dadurch hineinreicht, dass erst der Sohn des beleidigten alten Herrn doch mit der gewaltsamen, gerade deswegen fruchtlosen Herausforderung ein Ende bereitet hat.

Diese Tragik geht davon aus, dass „diese verlegene Suite“ (FA. 10, S. 664), den Herrn bei der „groß[en] wohlgebildet[en] Nase“ (FA. 10, S. 660) zu zupfen, von

St. Christoph, ebenso als dem Erfinder und Hauptfigur wie als dem Erzähler des Possens und von einigen anderen „mutwillig[en] Studenten“ (FA. 10, S. 659), ausgeführt wird. Es ist in erster Linie auffallend, dass ihr übermutiger Spieltrieb, der den „Herrn von stattlichem vornehmem Ansehen“ (FA. 10, S. 660) zum Gegenstand der Spöttelei macht, die Angst davor überwindet, beim Bloßlegen des geheimen Streichs zweifelsfrei in Strafe und sogar körperliche Strafe genommen zu werden. „[D]ie tobenden Wellen des Lachens“ (FA. 10, S. 662) gegenüber dem alten Herrn liegen vermutlich in der damaligen studentischen Atmosphäre begründet, in der verschiedenartige Jungen ungeachtet der Ungleichheit „von Geburt und Wohlhabenheit, Geist und Bildung aber alle gesellig“ (FA. 10, S. 659) miterlebend einbezogen sind und daher „die Standesgrenzen ziemlich belanglos“³⁰⁰ werden. Für die Burschenschaft ist nämlich der Adelstitel an sich nicht mehr unberührbar, respektvoll, verteidigungswürdig, weil die Jungen die von der konventionellen Norm unterstützte Überlegenheit nicht mehr anerkennen, sondern ihr eher widerstehen wollen.

Der Herr ist hingegen nach wie vor von den alten privilegierten Mechanismen der Zugehörigkeit und Distanzierung, vom deutlichen Bewusstsein des Ehrenkodex gefesselt: „»Er sieht aus,« [...] »als ob er nicht mit sich spaßen lasse.« »Ja ja,« sagte der andre , »er hat ganz das Ansehen so eines vornehmen Rühr mich nicht an.«“ (FA. 10, S. 660) Sein Verhalten, Ratgeben, Gefühlsausdruck und alle Redensarten entsprechen der Selbstregulierung, die auf dem Selbstbewusstsein als Angehörige des höheren Standes basiert. Das Zimmer, wo „der Herr [...] seinen Bart absolut los sein“ (FA. 10, S. 660) will, muss danach ausnahmslos von irgendwelcher Beobachtung blockiert werden, doch nicht im Sinne des Rechts auf Schutz der Privatheit, sondern im Sinne „der Selbstdistanzierung“³⁰¹ von anderen Schichten.

Die von St. Christoph angebotene Wette besteht folglich in dem Versuch, das Standesprivileg abzuschwächen und weiterhin nutzlos zu machen. Der gefährliche Versuch kommt daher in Gang, indem die Unterminierung des alten Gesellschaft-

³⁰⁰ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 96.

³⁰¹ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 410,

systems im Auge der Jungen unentbehrlich ist.

Der Bartscherer macht zunächst die spöttische Anspielung auf die Selbstpanzerung des alten Herrn gegen die Außenwelt fruchtbar im Feld der Sichtweite durch seine überzeugende Ausrede; „» [...] , daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasiert habe, als die Vornehmen. [...], endlich aber gefunden daß ich's in freier Luft viel besser mache als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Exzellenz deshalb erlauben daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effekt zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden.« Er gab es zu, ich öffnete das Fenster,“ (FA. 10, S. 661) damit können „die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen,“ (FA. 10, S. 661) so läuft der Jugendstreich planvoll und erfolgreich. Im Weiteren wird die körperliche Berührung, die sich als Höhepunkt der „mangelnd[en] Ehrfurcht“³⁰² vor dem aristokratischen Unterschied ansieht, auch hemmungslos erledigt, obwohl St. Christoph seinen kleinen sanftmütigen Ratschlag annehmen soll: „»Nur Eines merk' er sich: daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird er diese bäurische Sitte künftig vermeiden, so kann er wohl noch in der Welt sein Glück machen.«“ (FA. 10, S. 662) Die narrische Wette, die ohne dem alten Herrn zu Ohren zu kommen, für einen gelungenen lustvollen Spaß hätte gelten müssen, nun „kippt [...] in buchstäblich tödlichen Ernst.“³⁰³ „Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog sich's zu Gemüte, und man behauptet dieses Ereignis habe seinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend.“ (FA. 10, S. 664)

Wie gesagt reicht die Reichweite des Missgeschicks bis in die nächste Generation hinein, da nicht persönliche Gefühlsverletzung, sondern darüber hinausgehend die Verletzung der Standesehre bis zum unglücklichen Lebensende des alten Opfers geführt hat und der „Gram über solche Verletzung seiner Würde“³⁰⁴ ohne Zweifel auf seinen Sohn, der seitdem „den Tätern auf die Spur zu gelangen trachte[te],“ (FA. 10, S. 664) einwirken sollte. Es ist daher nicht unverständlich, dass

³⁰² Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“, S. 141.

³⁰³ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 298.

³⁰⁴ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“, S. 141.

dem Sohn die Ehrstreitigkeit als Erbschaft übergeben worden ist, in dem Maße, wie das Duell für ihn als „die letzte Zuflucht des Selbstbehauptungswillens des Adels“ (GG. S. 943) betrachtet wird, aber der Erbe wählt nicht den Täter, St. Christoph, sondern den Raufbold,³⁰⁵ einen der Teilnehmer dieser gefährlichen Wette als seinen Duellgegner zur Rache. In der Schlussphase der Geschichte berichtet der Erzähler über die Folge des Ehrenkonflikts im Blick auf das menschliche Unglück; das Insistieren auf Ehre bringt nicht die Rehabilitation der Ehre, sondern nur die körperliche Wunde des Sohnes hervor, die „ärgerlich für das ganze Leben“ war und das Verderben, in das der Raufbold „durch zufällig sich anschließende Ereignisse“ (FA. 10, S. 664) einige jahrelang geführt wurde.

Dieser rückschauende Bericht legt daher keinen Wert auf die Frage, wer Duellsieger ist, falls die spannende Auseinandersetzung zwischen der Distanzhaltung und der Distanzaufhebung physisch und psychologisch verwundet zu Ende ist. In diesem Schwank, in dem die „unzulässig überschritten[e] Distanz zwischen männlichen Personen“³⁰⁶ zum Thema aufgezeigt wird, lässt nunmehr das konventionelle Ehrprinzip viel zu wünschen übrig; die Ehre verliert ihre Funktion „als Abgrenzungsmechanismus nach unten,“ (GG. S. 943) und dementsprechend verliert zugleich das Duell seinen „Charakter einer Enklave,“³⁰⁷ in der der Adel, ohne von anderen wie kirchlichen, politischen oder juristischen Institutionen abzuhängen, das Legitimationsbedürfnis seiner vornehmen Befindlichkeit auf eigene Weise demonstrieren wollte.

Aus den bisher vorgestellten drei Episoden geht eine Erläuterung hervor, wie oder in welchen Zusammenhängen die adlige Semantik, Ehre und Duell zueinander stehen und welcher Faktor diesen Zusammenhang determiniert. In der stratifizier-

³⁰⁵ Was die Satisfaktionsfähigkeit angeht, ist der Raufbold noch ein angemessenerer Streiter als St. Christoph, der „für einen Mann von Stand kein adäquater Kontrahent ist,“ (Herwig, S. 298) wenn man die Behauptung akzeptiert, dass der Raufbold ein Edelmann sei. Herwig z. B. zieht ihre Argumente dafür aus der ursprünglichen Fassung dieses Schwanks heraus. Vgl. Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab, S. 292f, insb. Anm., 13. Und auch Fink sieht ihn als Adligen an, aufgrund von seinem sich verteidigenden Verhalten mit seinem Degen und von dem Aufruf des unmittelbaren Täters: »rettet euch! Hier sind Schläge zu fürchten nicht allein, aber Beschimpfung, das Schlimmere für den Edelgeborenen.« (FA. 10, S. 663) Vgl. Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 96, insb. Anm., 31.

³⁰⁶ Gerhard Neumann/ Hans-Georg Dewitz: Kommentar, S. 1209.

³⁰⁷ Norbert Elias: Die höfische Gesellschaft, S. 403.

ten Gesellschaft sind Ehre und Duell miteinander kongruent, denn damit überprüft man, ob das Prinzip der Zugehörigkeit zu einer und der Distanzierung von einer Schicht nicht konterkariert wird. Aber im Laufe der Gesellschaftsdifferenzierung, oder -entwicklung gelingt es nicht mehr, das Ineinandergreifen der beiden Wertigkeiten beizubehalten, weil je nach der konkreten Situation, in der unterschiedliche Kommunikationsaspekte auftreten könnten, die sich jeweilige Semantik unabhängig von der stratifikatorischen Norm ändert und divergiert. (Vgl. GG. S. 289)

Dadurch wird die Kongruenz zur Inkongruenz, die sich unmittelbar auf den Normenkonflikt bezieht, den die unterschiedlich ändernde Erkenntnis des alten Tradiergutes hervorruft. Diese Inkonsistenz der Semantik wird nun, und zwar in der neu aufkommenden Welt, immer unumgänglicher.

3.1.2. Ist die Verfassung der Gesellschaft selbst schuld? : Wilhelm und sein hochgesellschaftlicher Kreis

Im vorliegenden Kapitel handelt es sich um Wilhelms Kontakterfahrung insbesondere mit der adligen Gesellschaft. Es ist hierbei, wie oben erwähnt, die Rede von Umwandlungs- Übergangsperiode, wo die Stabilität einer Gesellschaftsnorm nicht mehr versprechend ist: Nämlich in dem Maße, wie die traditionelle Schichtordnung nicht mehr ihre Autorität als einzige „gesellschaftseinheitliche Skalierung“³⁰⁸ garantiert, und wie sich die Möglichkeit erweitert, dass der Einzelne, abgesehen von seinem Bewusstsein der Zugehörigkeit und Distanz, über vielfältigeres Kennenlernen verfügt, das heißt: Kommunikation zwischen Personen beruht nun weniger auf standesbezogener, eher, so Luhmann, als auf funktionsbezogener Entschiedenheit, die dem Einzelnen größere Freiheit der Teilnahme an verschiedenen Gesellschaftssystemen insofern zulässt, als es nicht wesentlich ist, welcher Gesellschaft man angehörig ist, sondern welches Kommunikationsmedium man lancieren kann.

Unter den sozialgeschichtlichen Prämissen wird Wilhelms Kontaktmachen mit der höheren Schicht durchgeführt, doch noch begrenzt und problematisch; Wilhelm,

³⁰⁸ Niklas Luhmann: Zum Begriff der sozialen Klasse, S. 132.

der junge Protagonist zumindest in der »Sendung« und den »Lehrjahren«, mit der adligen Gruppe umgehend, fühlt sich enttäuscht, verfremdet, isoliert oder sogar gezwungen, den gegebenen Ordnungen gehorsam zu sein, selbst im Moment, in dem er das Bild „der vornehmen und reichen Welt“ (FA. 09, S. 512) bewundert und nach ihrer Lebensform sehnt. Das enthusiastische Bedürfnis nach der Nachahmung und dessen Entsagung greifen übereinander. Das Problem der unbefriedigenden ambivalenten Stellungnahme Wilhelms steht gewissermaßen im Zusammenhang mit dem Normenkonflikt, der sich aus den kontradiktorischen sozialen Umständen ergibt, in denen Wilhelm nicht vermag, sich der Vorbestimmung der bürgerlichen Herkunft völlig zu entziehen, wobei die Edelmänner, mit denen Wilhelm eine Bekanntschaft anknüpft, zwischen „d[en] feudalen Vorrecht[en]“³⁰⁹ und der „weltumfassend[en] landwirtschaftlich[en]-industriell[en] Sozialreform“³¹⁰ fluktuierend bleiben. Aus diesem Grund wähen sich Wilhelm und seine adlige Freunde noch „in einem Zustand sozialer Unbestimmtheit.“³¹¹

Werden diese verschlungene Konstellation und ferner Wilhelms Lebenssphäre in den »Wanderjahren« einkalkuliert, ist es somit schwer zu erwarten, sei es positiv oder negativ, sich eine Konsequenz der Einstellung von Wilhelm zu denjenigen, die „dank des «angeborenen Vermögens»“³¹² unbeschwert über das Leben dahin [glei-ten],³¹³ herleiten zu lassen. Bei den Adligen kommt es allerdings darauf an, sich zunehmend mehr auf einzelne Individualität zu richten, die sich von dem Standesschutz entfernen will, als auf das von Geburt an gegebene Prestige, um die neue Bewertungshorizont eines Individuums aufzustellen.

Der erste Eindruck von dem Adel gestaltet sich in der »Sendung«, als eine Freundschaft Wilhelm, den Theater-Enthusiast, der sich hier mit seinem Trauerspiel »Belsazar« beschäftigt, mit Herrn von C verbindet. Der Offizier ist sowohl ein Theaterkenner, der „mit gutem Geschmack von den Stücken und den Akteurs urteil[en]“ kann, als auch ein Genießer der deutschen Literatur, der „darinne bis

³⁰⁹ Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 25.

³¹⁰ Jacques Grandjonn: Literarisches Echo demokratischer Bestrebungen im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert am Beispiel von Goethes Wilhelm Meister, S. 203.

³¹¹ Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre, S. 322.

³¹² Vgl. „Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angebornes Vermögen!: In: FA. 09. S. 513.

³¹³ Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 12.

auf jede Kleinigkeit bekannt“ ist. (FA. 09, S. 165) Die beiden Freunde verbringen zusammen eine schöne Zeit, die sie „ohne Nutzen und ohne die Freude einer neuen geistigen Bekanntschaft“ (FA. 09, S. 166) nicht vergehen lassen. Darüber hinaus zögert seine gute Seele nicht, dem jungen Dramatiker den vertraulichen Rat zu geben; Wilhelm, der nur „sein eignes Herz kennt, aber [...] die Menschen nicht,“ (FA. 09, S. 166) müsse noch mehr Interesse an „Welt, und Meschenkenntnis“ haben, die durch „den echten Wert und das rechte Gepräge“ (FA. 09, S. 166) in Aussicht gestellt werden soll. Diese auf dem Boden der Vertraulichkeit verbundene Freundschaft wird jedoch einer krisenhaften Situation ausgesetzt. Wilhelm vernimmt, dass der Herr sich verwundete, wird umso mehr überrascht, dass „er sich duelliert hat und zwar es um [seinet]willen geschehen sein [soll].“ (FA. 09, S. 204) Inmitten des Zweikampfes wird Wilhelm bloß zu einem unerwünschten Gegenstand, das die einigen eifersüchtigen Offziere herausgesucht haben, um ihn zum Opfer zu machen und damit, „um ihm (Herrn von C. v. Verf.) zu schaden und ihn verdrücklich zu machen,“ (FA. 09, S. 204) nur weil sie empfinden, dass Herr von C. den Vorzug in der Gesellschaft vortrefflicher Damen, die Wilhelms Auf-führung hoch gepriesen haben, genießt. Der von dem Herrn eingeladene junge Dramatiker war ausgerechnet auch dabei, was die Eifersüchtigen „für unschicklich“ (FA. 09, S. 204) halten. Um den blödsinnigen Versuch zu unternehmen, den Kunstliebhaber herauszufordern, finden sie keinen besseren Vorwand als seinen freundschaftlichen Umgang mit Wilhelm, der ohne weiteres Bedenken die Einladung angenommen hatte. Der unglückliche Vorfall versetzt am Ende den bürgerlichen Eingeladenen in eine Verworrenheit, in der er sich von allen Seiten so stark gedrückt fühlt, „daß er den Schmerzen zu widerstehen oder sie zu ertragen nicht vermogte.“ (FA. 09, S. 205) Das ist die unverleugbare Tatsache, dass Herr von C. sich eben wegen Wilhelm verletzt hat. Verständlicherweise wird das Schuldgefühl, das „eben [...] was ihn am meisten drückte,“ (FA. 09, S. 205) im Bewusstsein Wilhelms hervorgerufen. Sein Vergebungsbrief an jenen, in dem er „dem heftigsten Verdrussen freien Lauf“ (FA. 09, S. 205) gelassen hat, verdeutlicht diesen Schmerz.

Überblickt man das zornige Ereignis, ist es klar, dass der Herr sich bei dem Zweikampf der Heilung seiner beleidigten Seele hingegeben haben muss, aber doch

unklar, was für eine Assimilation an den Jüngling, der „außer dem dramatischen Fache nicht sehr bewandert war,“ (FA. 09, S. 166) ihm innewohnt und dabei inwieweit Wilhelms Ehre eine Rolle spielt. Im Bewusstsein Wilhelms ist es klar, dass das Unglück jedenfalls ihn die verzweifelte Ehrverletzung offensichtlich erleben lässt, aber doch unklar, ob sein Schmerz entweder im Rahmen der Selbstbestimmung des Bürgertums oder im Rahmen der künstlerischen Wesentlichkeit aufgeklärt werden kann. Zum einen geht es bei ihm um „den Verdruß über das schändliche Betragen des Publikums,“ (FA. 09, S. 205) wie sein Bekenntnis: „Ist es möglich, [...], daß man eine Klasse von Menschen verachtet die man überall willkommen heißt, deren Talente man rühmt und aufmuntert, deren Kunst zu sehen, zu hören, zu bewundern“ (FA. 09, S. 206). Aber es gilt auch zu bedenken, dass sein Leiden an die innerliche Zerstörung der künstlerischen Zuverlässigkeit sich nicht vollständig von dem Ehrenkonflikt, der aus irgendwelchem Standesproblem hervorgehen mag, trennt.

Aus der ersten und zugleich letzten Unterredung zwischen dem „dramatisch[en] Schriftsteller,“ (FA. 09, S. 213) und seinem Freund im 4. Buch der »Sendung« ist es daher ablesbar, dass diese ärgerliche Begebenheit jenem einen Anlass zu einem lebendigen Blick auf die Privilegierten, denen „die hohe Geburt [...] kraft des «höheren Standpunktes» (FA. 09, S. 243. v. Verf.) den Vorteil des ungetrübten Blicks verleiht“³¹⁴, gegeben hat; so sei Herr von C. glücklich, da es ihm erlaubt sei, in eine weitere und größere Welt einzutreten, „wo der ganze Mensch seine besten Kräfte anwenden kann, wo alles was er in seinem Leben geworden, wozu er sich gebildet in einem Augenblicke wirksam werden, und sich in seinem höchsten Glanze zeigen muß.“ (FA. 09, S. 211) Demgegenüber befindet sich Wilhelms Welt „in einem geringen Zirkel,“ (FA. 09, S. 211) wo er sich die ganze Zeit seines Lebens ängstigen muss, weil in der durch die „untere Stufe der Menschheit“ (FA. 09, S. 243) entschiedenen Eingeengtheit die Gefahr immerfort besteht, „einer [...] Leidenschaft für niedrige Gegenstände“ nachzugehen, sodass „er einer dunkeln Anhänglichkeit an eine Gesellschaft, deren Glieder nicht von der Art seines Wesens sind, nachgibt, und dadurch der Sklave eines Zustandes wird.“ (FA. 09, S. 242)

³¹⁴ Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 11.

Diese Überlegenheit der Hochgeborenen wird allerdings auf schonende sanftmütige Weise von dem Herrn von C. widerlegt, der seinerseits nicht im Gedanken versunken bleibt, dass das Glück sein Schicksal begünstigen würde; er interessiert sich nicht dafür, das Glück, selbst wenn er es bei sich hat, auszunutzen, und damit seinen Ruhm zu häufen, um „[seine] Taten, [seinen] Namen als Muster der Nachwelt zu hinterlassen.“ (FA. 09, S. 212) Denn es gibt für ihn nur wenigen Unterschied „unter edlen und unedlen Menschen, unter Verständigen oder Toren, unter Tapferen oder Feigen.“ (FA. 09, S. 212)

Diese bemerkenswerte Freundschaft und die Unterredung miteinander dienen jedenfalls dazu, dass Wilhelm die Selbstbeobachtung und -bestimmung im Rahmen einer beschränkten Gegebenheit einbringt. Und umso deutlicher ist er sich auf dem gräflichen Schloss „d[er] ungeheur[en] Kluft der Geburt und des Standes“ (FA. 09, S. 536) bewusst. Dafür geht nunmehr Wilhelms Reise in die »Lehrjahre« über.

Erst durch die Entscheidung für die Begleitung der Theatergruppe auf das Schloss wird Wilhelm der Zugang zur großen Welt geöffnet, in der er die Gelegenheit nicht versäumt, „die repräsentative Öffentlichkeit eines feudalaristokratischen Hofes,“³¹⁵ noch näher im Auge zu behalten. Der heimliche Wunsch kann darunter nicht exkludiert werden, die schöne Gräfin wieder auch näher zu sehen. In Wilhelms Augen ist der Ael auf dem Schloss ein glückliches Wesen in dem Maße, wie alle brauchbaren Bedingungen, zu denen von Geburt an auf Vermögen basierende Bequemlichkeit, Leichtigkeit und Sicherheit gehören, für die tugendhafte bedeutungsvolle Lebensführung bereitgestellt worden sind. Wie ein Schiffsfahrer, der vermag, „sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten“ (FA. 09, S. 513) und mit allergrößten Vorteilen auf sein Ziel zuzufahren, so kann der Adel seine Durchsetzungsfähigkeit „früher auf das Notwendige, das Nützliche, das Wahre leiten,“ (FA. 09, S. 513) als die anderen Leute, die sich vom Vorrecht distanzieren, weil die Freiheit, die Stärke und die Günstigkeit für das Zusegeln bereits und sogar „»natürlicherweise« nur in den Oberschichten gegeben sind.“ (GS1. S. 131)

³¹⁵ Uwe Steiner: Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 124.

Aber diese Wirkung der adligen Vorbedingungen an Wilhelm ist gelegentlich fragwürdig, eher motiviert seine Erfahrung während des Aufenthalts im Schloss eine sorgfältige Beobachtung. In der Tat übt der Eindruck über die selbstgefällige dilettantische Kunstauffassung der Edelleute, die vor allem der Lächerlichkeit von der Theatergruppe, nach deren Behauptung „sie sich besser auf Künste verstehen [sollen], die sie doch beschützen wollen,“ (FA. 09, S. 574) preisgegeben werden, einen Einfluss auf die Erkenntnis aus, dass das Ideale des Adeltums nicht dem Realen entsprechen könnte. Abgesehen von ihrer Vernachlässigung moralischer Werte,³¹⁶ (Vgl. FA. 09, S. 536f) ist jedoch Wilhelms Kritik an ihrem albernen abgeschmackten Kunstverständnis wie dem pedantischen Wissensbedürfnis weder so überzogen noch so heftig wie diejenige der Theaterleute, die sich durch „diese Standessatire“³¹⁷ amüsiert haben. Folglich scheint damit diese Kontakterfahrung des jungen Theaterkünstlers mit dem Hof und den Hofleuten seine Adelsvorstellung gewiss nur wenig zu beschädigen, in dem Maße, dass er seinen Traum doch nicht für sinnlos hält, „das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe“ (FA. 09, S. 540) zu sehen und nachzuahmen, aber nicht auf der realen, sondern auf der imaginären Welt.

Wie im vorherigen Abschnitt³¹⁸ erörtert, ist es ein unwiderstehliches Bedürfnis von Wilhelm, die Harmonisierung der Persönlichkeit zu verwirklichen und die so erreichte Person auf der größeren öffentlichen Welt als „eine[r] gesellschaftlich[en] Utopie, bei der prinzipiell der Adel Maßstäbe setzt,“³¹⁹ darzustellen, damit könnte er eine grenzenlose Lebensentfaltung im Griff haben, was doch allerdings seine Geburt von Anfang an nicht erlaubt. Er nimmt ohne weiteres, zur Kenntnis, „daß in seinem Wesen keine Harmonie sei noch sein dürfe,“ (FA. 09, S. 659) und wie weit die bürgerliche Begrenztheit ihn von „sein[em] Bedürfnis nach einer harmonischen Ausbildung seiner Natur“³²⁰ fernhält, wie seine Erkenntnis über den sozialen Unterschied in dem Brief an seinen Freund Werner. Es liegt daran,

³¹⁶ In der »Sendung« ist nicht Laertes, sondern Wilhelm selbst, den die verführerische Baroness wie Circe für ihre Ställe gewinnen wollte. (Vgl. FA. 09, S. 268f)

³¹⁷ Eberhard Mannack: Der Roman zur Zeit der Klassik, S. 215.

³¹⁸ Siehe zu Kap. 2.1.

³¹⁹ Terence James Reed: Revolution und Rücknahme: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ im Kontext der Französischen Revolution. In: Goethe Jahrbuch, Bd., 107, Weimar 1990, S. 27-43, hier, S. 28.

³²⁰ Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte, S. 366.

dass der Bürger von Grenzlinie umgeschlossen sein soll, innerhalb deren er nur „einzelne Fähigkeiten ausbilden [soll], [...] um sich auf Eine Weise brauchbar zu machen,“ (FA. 09, S. 659) dann müsste dadurch alles übrige ignoriert, endgültig seine Persönlichkeit verloren werden. Diese Überlebensstrategie der Abhängigkeit von Einseitigkeit gehe nicht etwa aus dem misslungenen Ergebnis eines Klassenkonflikts hervor, sondern aus „d[er] Verfassung der Gesellschaft selbst,“ (FA. 09, S. 659) nach deren Ordnung alles bestehen soll, was Wilhelm betrifft; mindestens bis zu diesem Zeitpunkt geht irgendwelcher Diskurs über Sozialreform, nämlich die Fragestellung, „ob sich daran einmal was ändern wird und was sich ändern wird,“ (FA. 09, S. 659) ihn nicht an.

Auf der Basis von dieser entsagenden Lebenshaltung wird die Bühne daher als ein surrogatives Mittel gewählt, weil sie die Affinität mit der höfischen Welt verbürgert und dadurch das Repräsentative oder das Öffentliche, das sich von bürgerlicher Wirklichkeit entfernt, lediglich auf der Bühne sichtbar gemacht wird.³²¹ Es ist nun das Theater, dessen Wilhelm sich „zu dem richtigen Zweck seiner Persönlichkeitsentfaltung [...] bedien[t].“³²² Das Theater ist, zumindest bis zu dem Zeitpunkt, in dem er im Umkreis des Berufstheaters Serlos geblieben ist, eine einzige Institution, wo der Kaufmannssohn seine Einseitigkeit überwinden, sich „so gut persönlich in seinem Glanz als in den oberen Klassen“ (FA. 09, S. 659) ausbilden und sich der Neigung zu der öffentlichen Rolle widmen kann. Hiermit rückt die Öffentlichkeit gegenüber der Privatsphäre in den Vordergrund, in dem Sinne, dass die öffentliche Person über mehrere Möglichkeiten des Handelns verfügt; sie kann menschliches Tun, Wirken, Leisten und Schaffen harmonisch synthetisieren, wodurch „die typischen Merkmale des Menschen sich in besonderer Stärke ausprägen.“ (GS1. S. 89) Wilhelm glaubt somit daran, dass auf dieser Schauspielwelt „d[ie] Identitätsfindung und Selbstbegründung“³²³ mit allen erhöhten Lebensformen erfüllt wird, so sieht er keine Grenze vor, deren Aufgehobensein durch diese Illusionsfunktion sichergestellt werden kann. Unglücklicherweise übersieht er je-

³²¹ Vgl. Fritz Martini: Ebenbild, Gegenbild. „*Wilhelm Meisters theatralische Sendung*“ und *Goethe in Weimar 1775 bis 1876*, S. 78.

³²² Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 195.

³²³ Bernhard Greiner: Puppenspiel und Hamlet-Nachfolge: Wilhelm Meisters Aufgabe der theatralischen Sendung, S. 281.

doch eben die Begrenztheit der Illusionsbühne.

Bei dieser Ideenverwirklichung handelt es sich um eine Kopplung zwischen hinter und vor der Kulisse. Das Theater ist keine geschlossene, sondern offene Welt, auf der die für die Aufführung notwendigen Elemente, vornehmlich die Schauspieler auf der Schaubühne und die Zuschauer in dem Saal miteinander gekoppelt aktivieren sollen. Ohne diese konfigurierende Zusammenarbeit, gäbe es kein Mitgefühl, keine Begeisterung und keine Identifikation. Aber in der theatralischen Laufbahn nimmt Wilhelms Enttäuschung von dem spießbürgerlichen unartigen Verhalten seiner Kollegen immer mehr zu, die „sich nur für das Lob ihres eigenen Auftretens [interessieren],“³²⁴ und geradezu von dem vornehmen Publikum, dem nach wie vor ästhetische Bildung und überzeugendes Geschmacksurteil fehlen. In diesem Augenblick, wo er der Auffassung ist, dass das Theater nicht mehr die Repräsentationsrolle, die von Melina als „pedantische Ideale“ (FA. 09, S. 721) unterschätzt wurde, spiele, sondern als nur eine Unterhaltungs- oder profitmachende Institut akzeptiert werde, und konsequenterweise sei „die Deckungsgleichheit von Adelswelt und Bildungstheater“³²⁵, wie oben zitierte Bemerkung von Serlo, nicht mehr glaubwürdig. Das Schauspielleben verliert aus Wilhelms Gedankenkreis an Bedeutung, weil unter der Prämisse die Bühnennarbeit nichts anderes als ein lästiges Handwerk ist, das „weniger als irgendein anders den nötigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene.“ (FA. 09, S. 715) Am Ende erscheint Wilhelms unausweichliche Fernhalten, nämlich „die endgültige Abkehr von der Bühne.“³²⁶

Nach dem Verabschieden von der Theaterreise wird seine Lebensbühne auf Lotharios und Oheims Schlösser verlegt, wo man eine andere Aspekt der Kontakterfahrung mit Adel offenlegt; hierzu wird zunächst die Unvereinbarkeit zwischen Bürger und Adel mit Bezug auf Wilhelms unvollendete Ehegeschichte nachvollzogen, obwohl die vereinbarten Verhältnisse zwischen ihnen, insbesondere im Bereich der Wirtschaft zu erwähnen sind, welche in den folgenden Abschnitten noch ausführlich behandelt werden.

³²⁴ Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens.“ Ein Versuch, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (wieder) einmal anders zu lesen, Goethe Jahrbuch, Bd. 113, Weimar 1996, S. 108-120, hier, S. 110,

³²⁵ Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman, S. 69.

³²⁶ Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman, S. 68.

Wilhelms EntschlieÙung, um Therese zu werben, geht weniger von einer passionierten Liebe, die er am Anfang des Romans mit Mariane erlebt hatte, als von der väterlichen Pflicht aus, die „auch alle Tugenden eines Bürgers“ (FA. 09, S. 881) erweckt. Er sucht in erster Linie nicht eine Frau, sondern „eine Ersatzmutter,“³²⁷ die sich seinem Sohn Felix und dessen Bildung hingeben kann. Lothario, der eigentlich Therese heiraten wollte und noch sie zu lieben scheint, sieht in ihr die Anlagen, „diese Klarheit über die Umstände; diese Gewandtheit in allen Fällen; diese Sicherheit im einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet,“ (FA. 09, S. 845) so hoch wie möglich zu entwickeln. Sie ist so tätig, „ökonomisch beschlagen, selbständig“³²⁸ und vernünftig, dass sie weiß, was sie auf jede Fälle ihrem Mann, wenn sie heiraten wird, für seine Tätigkeit besorgt. (Vgl. FA. 09, S. 844) Aus diesem Grund findet Wilhelm die richtige Mutter „nicht sicherer als in Theresen.“ (FA. 09, S. 883) In diesem Kontext orientiert sich seine Heiratsabsicht weniger auf eine Restaurierung der unerfüllten Liebe, sondern auf bestimmte zweckgerichtete Tätigkeiten, wodurch er glaubt, wieder in die Familie einzumünden, aus der er eigentlich austreten wollte.³²⁹

Parallel dazu wählt Therese nicht Liebe als den entscheidenden Faktor, um den Wilhelms Heiratsantrag anzunehmen. „Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl“ (FA. 09, S. 912) sind vielmehr die Wörter, auf die die Tochter des wohlhabenden Edelmannes setzt. In dem Brief an Natalie zitiert sie Jarnos Einschätzung ihrer Persönlichkeit, dass sie „[s]tatt des Glaubens, [...] die Einsicht, statt der Liebe die Beharrlichkeit und statt der Hoffnung das Zutrauen“ (FA. 09, S. 912) habe. Sie stellt ihrer Lebensbeschreibung „Vernunft, frohen Mut und guten Willen“ (FA. 09, S. 910) voran, aufgrund deren sie in der Lage ist, ihre Pflicht zu tun, das zu erfüllen „was man von [ihr] erwarten und hoffen kann“ (FA. 09, S. 912), und jede Situationen zu ertragen, in denen die durch ihren Ehestand verursachten Veränderungen passieren könnten.

Beim Nachsehen dieser Tugendliste erfasst man die Zweitrangigkeit des Standes-

³²⁷ Günter SaÙe: Der Sohn als Vater. Wilhelm Meisters Weg vom »unbefiederten Kaufmannssohn« zur »zweifelhaften Vaterschaft«. In: Klaus-Michael Bogdal / Ortrud Gutjahr / Joachim Pfeiffer (Hrsg.): Jugend. Psychologie-Literatur- Geschichte, Würzburg 2001, S. 133-146, hier, S. 140.

³²⁸ Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens,“ S. 112.

³²⁹ Vgl. Günter SaÙe: Der Sohn als Vater, S. 143.

problems; damit sie Wilhelm den ihren nennt, kommt es nicht auf „die Mißverhältnisse der äußern Zustände“ an, sondern auf „nur die innern Mißverhältnisse.“ (FA. 09, S. 911) Es ist nicht mehr die Hauptsache, ob der Stand gleich ist, sondern, dass das Lebensziel sich auf gemeinsame Zukunft, auf „eine zweckmäßige Tätigkeit“ (FA. 09, S. 884) richtet. Therese gesteht, dass sie sich vor „Mißheiraten“ geängstigt hat, das aber nicht aus „[der] Vermischung der Stände“ (FA. 09, S. 839) selbst, sondern daraus resultiert, dass es, abgesehen vom Standesunterschied, den Liebenden nicht gelingen mag, miteinander die verschiedene Lebensweise verständlich zu machen, die sich in Form „der angeboren, angewohnten und gleichsam notwendig gewordenen Existenz“ (FA. 09, S. 839) noch vergegenwärtigt.³³⁰ Zufolge dieser Anschauungswelt der Eheschließung ist Wilhelm, auch wenn er sie um Liebe bittet, nur „wenn's möglich wäre,“ (FA. 09, S. 885) der richtige Mann, der Theresens Zutrauen verdienen kann, indem sie seinen Lebensweg als „das edle Suchen und Streben nach dem Besseren, wodurch [er] das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen“ (FA. 09, S. 911) kann, bewertet.

In dieser Entwicklung der Eheschließung ist es bemerkenswert, dass Therese ihre freundliche Annahme zuerst nicht ihrem Bräutigam, sondern ihrer Freundin, Natalie mitteilt, die nach deren Behauptung die nicht geringe Auswirkung auf jene Entschließung dadurch gab, dass sie nötigen Rat anbot und die von jener noch gehegten einigen Zweifel beseitigte. (Vgl. FA. 09, S. 910) Erst danach bekommt Wilhelm zwar diese freudige Nachricht, aber in indirekter Weise, nämlich über Natalie, die inzwischen bezüglich der Heiratpläne alle Sachlage zur Kenntnis genommen hat. Dies ist teilweise der Grund dafür, dass er verstummt und blaß wird, als Natalie ihm Glück wünscht. Aber der wesentlichere Grund liegt in „ein[em] gewiss[en] Gefühl,“ (FA. 09, S. 909) nämlich „lebhaft[e]n Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen,“ (FA. 09, S. 911) was durchaus verhindern mag, sich mit ihr über die wichtige Heiratsabsicht zu beraten. Wie sein späteres Selbstbekenntnis, liebt Wilhelm Natalie, Lotharios Schwester³³¹ und fällt ihm wieder

³³⁰ Als ein überzeugendes Beispiel dafür ist gerade die Theresens Familiengeschichte anzugeben. Es ist somit plausibel, dass das unglückliche inkommensurable Familienverhältnis einen großen Einfluss auf ihren Grundkonzept der Eheschließung ausgeübt haben soll. (Vgl. FA. 09, S. 823ff)

³³¹ Trotzdem findet man, so Sorg, „wie groß im Bereich der zwischengeschlechtlichen Liebe die Rückschritte gegenüber seinen Liebeserlebnissen mit Mariane zu Anfang des Romans

ein, „was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann.“ (FA. 09, S. 949) Im Unterschied dazu ist Therese nicht ein Liebes-, sondern ein Verehrungsgegenstand. Nicht zuletzt müssen die Zusammenfügung von ihrer Klarheit und Klugheit und Wilhelms Pflichtbewusstsein als Vater zur schließlich täuschenden Entscheidung beitragen. Wie Therese mit Recht äußert, wurde sie von seinem Verstand gewählt, aber sein Herz fordert noch Natalie, (Vgl. FA. 09, S. 990) dementsprechend verbirgt die Gewählte nicht die herzliche Erinnerung und das täglich lebhaftes Gedenken an ihren alten Freund Lothario, was Wilhelm offenbar dadurch weiß, dass er gerade den Zusagebrief und die Briefe an Natalie durchgelesen hat. „Ihre edle Neigung zu Lothario mach[t]“ gleichwohl „ihm keine Bedenklichkeit,“ weil er vorher vernommen hatte, dass „ein sonderbares Schicksal“ (FA. 09, S. 883) die beiden voneinander für immer getrennt haben soll.

Gerade in diesem Zeitpunkt, in dem einerseits die Ehekonstellation, die allerdings nicht durch Liebe motiviert wird, sondern den auf der Tätigkeit fußenden Entwicklungshorizont im zukünftigen Zusammenleben erwartbar macht, und andererseits die seelische Instabilität, die sich daraus ergeben muss, dass Verstand und Liebe sich angesichts der Heiratsplne nicht einigen, sondern eher auseinandergehalten sind, unruhig kompliziert überkreuzen, wird eine überraschende Nachricht von Jarno geliefert: „Therese ist nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hindernis ist gehoben.“ (FA. 09, S. 914) Die zufällige dramatische Enthüllung dreht im ersten Anlauf das sonderbare Schicksal um, das aus dem Glaube folgt, dass Therese die Tochter der anziehenden Frau sei, mit der Lothario sich in „ein schnell vorübergegangen[es] Abenteuer“ (FA. 09, S. 837) verstrickt hatte. So muss die von der zufälligen Liebesaffäre gebrochene Verbindung wieder, und zwar so schnell wie möglich rehabilitiert werden, weil der junge Adlige seinen Willen geäußert hat, Therese immer noch zu besitzen, sofort nachdem er die Gewissheit über das erneut entrtselte Geburtsgeschichte hatte. Hierfür ist es nicht problematisch und sogar nicht erwähnenswert, dass sie ehrlich aus der bürgerlichen Wurzel der Mutterseite kommt, in dem Sinne, dass Lothario in ihr, wie oben ausgedrückt, das vertrauliche Herz, den klugen Verstand und reinen Sinn, nämlich „in erster Li-

sind.“ Klaus-Dieter Sorg, Gebrochene Teleologie, Heidelberg 1983, S. 78f.

nie [...] die Persönlichkeit“³³² sieht. Die Herausforderung, vor der Wilhelm steht, wäre unvermeidlich, aber bevor der mögliche Konflikt zwischen dem bürgerlichen Protagonist und der Hauptperson der Turmgesellschaft entsteht, und eben bevor der Baron diesen überraschenden Sachverhalt zur Kenntnis nimmt, entschließt Wilhelm sich, auf Therese als seine Ehegattin zu verzichten. Obwohl die Zusage des trefflichen Mädchens alle seine Hoffnung, mit der sich der mit Überlegung aufgestellte Plan und der Verstand völlig einigen, hätte erfüllen müssen, (Vgl. FA. 09, S. 914) ist seine Reaktion auf „das sonderbarste Geschick“ (FA. 09, S. 914) eher die schnelle Zurückhaltung, über die eine Aufklärung gefordert werden sollte. Lothario ist der Mann, der von Wilhelm hoch geschätzt wird und in keiner Weise mit anderen, die er vorher gekannt hat, vergleichbar ist. Der Eindruck, den Lotharios Dasein beim ersten Anblick Wilhelm eingeprägt hat, wirkt so erheblich, dass der große Respekt vor jenem in dieser Seele seither unverändert bleibt. Dadurch findet Wilhelm es wunderbar, sogar gnadenvoll, wenn der junge Bürger „an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes [...] Anspruch machen“ (FA. 09, S. 819) könnte. Wilhelm gibt zu, dass er sich der Wunscherfüllung mit allen Bemühungen hingeben würde, und dass die Bereitschaft, „der würdigsten Braut zu entsagen,“ nicht ausgeschlossen sein dürfte, denn Lothario „verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken.“ (FA. 09, S. 915) Aber die besondere Lobpreisung allein ist nicht eine genügende Erklärung; diese unbedingte Entsagung wird nun zur bedingten Resignation: „Lothario und seine Freunde können jede Art von Entsagung von mir (Wilhelm v. Verf.) fordern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand, verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung.“ (FA. 09, S. 943) Und seine grenzenlose Fügsamkeit wird in Aufmucken gegen die Turmgesellschaft umgewandelt.

Hierfür ist grundsätzlich, was Wilhelm dawischen beobachtet und erfahren hat. Abgesehen von seiner freiwilligen Entsagung, sieht er eine Spekulation der Turm-

³³² Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 35. Darüber hinaus redet man nur schwer von einer Mißheirat im Rahmen der Vermischung des Standes reden, weil sie ungeachtet ihrer unehelichen Geburt als rechtmäßiges Kind adliger Eltern unter der Bedingung der Einwilligung von allen eingeführt wurde. (Vgl. FA. 09, S. 941)

gesellschaft, die dafür sorgt, ihm Theresen zu entreißen, mutmaßlich um „das mögliche Glück Lothario's“ (FA. 09, S. 916) zu gegenwärtigen. Die erste Neigung Thesens zu Wilhelm und deren Verteidigungswille scheinen immer mehr abzuschwächen, insbesondere seit sie sich nach langer Zeit mit Lothario wieder traf und hörte, dass sein Schicksal ihr in die Hand gelegt werde. Es ist offensichtlich, welche Einstellung hierzu Natalie haben soll; sie bittet Wilhelm, nicht ihr zu entfliehen „wider [i]hren Willen,“ (FA. 09, S. 917) nicht zu Therese zu gehen, nämlich seine Entscheidung vorzubehalten, weil sie an das Glück ihres Bruders denken muss. Bisher hat „sie eigentlich nur für ihren Bruder“³³³ gelebt, so gesteht sie: „Mein Dasein ist mit dem Dasein meines Bruders so innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht.“ (FA. 09, S. 918) Und schließlich steht inmitten der konspirativen Situation der Abbé, der Bildungstheoretiker in dem Turm. Er denkt sich jetzt als Ehestifter einen neuen Plan aus, der mit Wilhelms Intention nichts zu tun hat, aber gerade für die unakzeptable Entscheidung würde dieser nachher am Ende des Romans jenem viel Dank schuldig sein. (Vgl. FA. 09, S. 934) Nun erfasst Wilhelm, dass die Turmgesellschaft keine Förderungsinstanz menschlicher Anlage mehr ist, sondern eine geheimnisvolle Machtinstanz, wo die aristokratischen Machthaber aus deren Perspektiv die von Wilhelm bestimmten Handlungen selbst mit strengster Diskretion manipulieren könnten und vor allem in diesem Fall die Heiratskonstellation bloß für Lothario gründlich rearrangieren wollen. Der hilflose Widersacher fühlt sich damit verlaufen, isoliert und desorientiert, gerade inmitten deren, die „was für einen seltsamen Zweck mit und an [ihm] ausführen sollten“ und was diese Eheschließung betrifft, beabsichtigt der Geheimbund nur „das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden.“ (FA. 09, S. 927f); „[a]n die Stelle von Sinngeißheit, Handlungssicherheit und Selbstbestimmung, [...] treten bei Wilhelm Sinnkrisen, Handlungsunsicherheiten und Fremdstimmungen,“³³⁴ selbst wenn er als ordentlicher Mitglied der Gesellschaft anerkannt worden ist. Im Rahmen dieser kontradiktorischen Beziehung zur Turmgesellschaft ist die sogenannte sich vollendene Bildung kein Weg in die teleologi-

³³³ Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens,“ S. 114.

³³⁴ Günter Saße: Der Sohn als Vater, S. 141.

sche Tätigkeit, „die gewissenhafte Erkenntnis der je eigenen Lebensaufgabe durchzuführen,“³³⁵ sondern „eine Tendenz des Seiner-Selbst-Vergessens,“³³⁶ die sich in anderem Sinne „als die Bereitwilligkeit zur Rücknahme des einst in gutem Glauben Erstrebten definieren [lässt].“³³⁷ Wilhelm, der in die ausweglosen Situation geraten ist, hätte jedenfalls an der tiefen Depression andauernd leiden sollen, ohne den deus ex machina, nämlich, ohne dass Natalie ihm die Hand angeboten hätte.

Es ist jedoch bis zum Ende des Romans unklar, welche Motivation sie Wilhelm als ihren Gatten wählen lässt. Obwohl sie „von Jugend an so teilnehmend, so liebevoll und hilfreich war,“ (FA. 09, S. 898) mangelt ihr die Liebe im Sinne der „individuell[en], einzigartig[en] Eigenschaften der Person.“ (LaP. S. 14) Die schöne Amazone hat tatsächlich keine Erfahrung des Wagestücks der Liebe, die ihr bloß ein bedeutungsloses märchenhaftes Wort in einem unbekanntem interesselosen Lebensbereich erscheint. Im Verlauf des Lebens, so ihr Bekenntnis, hat sie „nie oder immer“ (FA. 09, S. 919) geliebt. Friedrich, einer der Brüder von Natalie beschreibt ihre Charakteristik im Hinblick auf seine unkonventionelle Lebenshaltung so kritisch wie spöttisch: „[D]u (Natalie v. Verf.) heiratest nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du gibst dich alsdann nach deiner gewohnten Gutherzigkeit auch als Supplement irgendeiner Existenz hin.“ (FA. 09, S. 946) Unter diesen Prämissen ist es dann vermutlich, wozu sie die merkwürdigste Entscheidung getroffen hat, Wilhelm zu heiraten; dabei handelt es sich weniger um Liebe, als um die philanthropische Geisteshaltung. Ihre Verbindung mit Wilhelm hängt daher von der Erkenntnis ab, dass das Glück von Lothario, das ohne Zweifel ihrem eigenen vorgezogen werden soll, unmittelbar angebunden an dasjenige von Wilhelm ist, weil diese Entscheidung eine grundlegende Voraussetzung ist, unter welcher sich Therese entschließen kann, die Lotharios Werbung zu akzeptieren. (Vgl. FA. 09, S. 990) Außerdem trägt die andere Erkenntnis dazu bei, dass ihre charitative Natur sich nicht dem mutterlosen Sohn, Felix abwenden soll. So dadurch ist es noch fragwürdig, „ob Wilhelm in ihr wirklich „ein höchstes Glück“ gefunden

³³⁵ Klaus-Dieter Sorg, *Gebrochene Teleologie*, S. 57.

³³⁶ Klaus-Dieter Sorg, *Gebrochene Teleologie*, S. 82.

³³⁷ Terence James Reed: *Revolution und Rücknahme*, S. 38.

hat,³³⁸ oder, ob die beiden die ständische Ungleichheit überwinden und ihr Leben wie Lothario sagt „auf eine würdige Weise“ (FA. 09, S. 990) zusammenführen.

Blickt man in die bisherige „löbliche Absicht“ (FA. 09, S. 928) hinein, die Heiratskonstellation grundlegend und heimlich zu organisieren, sieht man darin auch, dass Wilhelms Kontakterfahrung mit den Adligen nur wenig fruchtbar gewesen ist; er bleibt nur als Außenseiter im Laufe dieser dramatischen Ereignisse, hat keine Gelegenheit, sich für eine Stellungnahme zu äußern, die wahrscheinlich die aktuelle Verschwörung beeinflussen könnte. Wilhelm ist umfassend aus dieser aristokratischen Interaktion exkludiert, während der unkonventionellste liberale Adlige, Friedrich selbst eine Rolle gespielt hat, auch wenn doch auf die unangenehme Weise der Belauschung. So gesehen geht seine endgültige Entsagung nicht mit der reinen Ehrfurcht vor der vornehmen Gruppe einher, sondern mit der Unüberwindlichkeit der gesellschaftlichen Widersprüche, die der Schatten der stratifizierten Differenzierung auszeichnet.

Fortan ist gleichwohl nicht zu übersehen, dass eine Veränderung, zumindest ein Zeichen der Veränderung in der Hochgesellschaft beobachtbar ist, was Wilhelm ungeachtet der widerstreitenden Kontaktmachung vernimmt. Wie in der soeben erwähnten Ehegeschichte gezeigt, motiviert die individuelle Liebesbeziehung das Ehebündnis immer stärker als die Pflicht der familiären Haushaltung, die auch im vorherigen Abschnitt dargestellt wurde. Die Ehe wird nunmehr nicht als gesellschaftliche Institution aufgefasst, sondern „als Eigengründung der sich Liebenden.“ (LaP. S. 199)

Dies ist ein vertretendes Beispiel vom Veränderungsaspekt, in dem verglichen mit der vormodernen Zeit neuartige Verbindungs- und Distanzierungsprozesse auftauchen, dadurch entwickeln sich das vorher ungesehene Kontaktprinzip und damit die neuen Formen des Zusammenschlusses und des Getrenntwerdens zwischen Menschen, unabhängig von ihrer gegebenen Zugehörigkeit. Der neue menschliche Weltbezug entsteht mithin nicht in Anlehnung an die Stratifikation, sondern an das individuelle Bedürfnis, dessen Erfüllung durch die Funktion, die über neu auf-

³³⁸ Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens,“ S. 114.

kommende Kommunikationsmedien verfügen kann, bedingt ist.

3.2. Funktional differenzierte Gesellschaft : Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten³³⁹

Wie bisher veranschaulicht wurde, ist es unabdingbar, dass der Zusammenbruch der europäischen Adelskultur bevorstehen soll, in gleichem Maße, wie der gesellschaftliche Umbau, der von stratifikatorischer auf funktional hin läuft, unvermeidbar ist. Der gesellschaftsstrukturelle und der semantische Untergang der Oberschicht bezieht sich wenig auf den Aufstieg einer neuen Klasse, sondern auf die De- und Umkonstruktion der Schichtbildung „durch die Ausdifferenzierung von Funktionssystemen“ (GG. S. 706f) der Gesellschaft. Dabei handelt es sich vor allem um die Probleme mit dem Kommunikationsanschluss. Die Interaktion³⁴⁰ als „interpersonal *vertieftes* Reziprozitätsverständnis ist mit *Funktionserfordernissen nicht mehr kompatibel*,“ (GS1. S. 122) weil ein solches schichtspezifische Kommunikationsprinzip allein für die höhere und stärkere Pluralisierung und Autonomisierung der funktionsspezifischen Kommunikationsinhalte nicht mehr sorgen kann. Eben die leitenden Edelmänner der Turmgesellschaft in den »Lehrjahren« und der Wanderergruppe in den »Wanderjahren« sind sich offensichtlich bewusst, dass die Kommunikation sogar innerhalb der gleichen Schicht auch schwierig sein mag, und dass diese Schwierigkeit wegen des Unverständnisses vom neuen Gesellschaftskriterium wächst. Aus diesem Grunde reagieren sie auf diese sozialen Änderungen „durch die allmähliche Entwertung der Differenz,“ die vorher auf den typischen Unterschied zwischen höheren und niedrigeren Schichten verwies, anders gesagt, doch „nicht in der Form einer Konkurrenz“ (GG. S. 712) mit etwa Bürgertum. Von da her verzichten sie darauf, ihre Identität „durch ihren sozialen Status und ihre invarianten Zugehörigkeiten“ (GG. S. 771) gesucht zu werden. Stattdessen werden Beruf, Leistung, Organisation und Institution immer wichtiger,

³³⁹ Dies ist die Jarnos, später Montans zeitgeistliche Proklamation, Vgl. FA. 10, S. 295.

³⁴⁰ Die Interaktion als Oberschichtenkommunikation verliert ihre Funktion, doch überlebt die funktional differenzierte Gesellschaft, wenn sie sich etwa einer Organisation oder einer Institution, die sich auf eine bestimmte Funktion richtet, anpasst.

indem diese funktionsgezielte Entwicklungsrichtung anfängt, eine geeignete effekt- und fruchtbare Rolle für die neuartige Gesellschaftsform zu spielen.

Die funktionale Differenzierung ist der Grundzug der modernen Gesellschaft, wie im ersten Kapitel kurz dargestellt wurde. Die moderne Gesellschaft wird als Weltgesellschaft angesehen, doch nicht in dem Sinne, dass ein „Supermedium, das alle Kommunikationen auf eine ihnen zugrunde liegende Einheit beziehen könnte,“ (GG. S. 359) die Gesamtgesellschaft beherrscht, sondern in dem Sinne, dass die je spezifizierten Medium benutzenden Teilsysteme, dadurch sie sich ausdifferenzieren, den vorgeblichen Riß der Gesamtgesellschaft auffüllen. In der modernen Gesellschaft gibt es somit keine gemeinsame Grundsymbolik, die alle Teilsysteme integrieren kann,³⁴¹ und „die Möglichkeit einer konkurrenzfreien Repräsentation der Einheit der Gesellschaft.“³⁴² ist also auch nicht sinnig. Anders gesagt, rückt nunmehr „[d]er azentrische oder polyzentrische Charakter“³⁴³ in den Vordergrund, weil der hierarchische Ordnungsaufbau, in dem es „eine nicht mehr überbietbare Spitze“ (GS1. S. 76) geben soll, nicht mehr zugelassen werden kann.

Diese Akzentverschiebung auf die Pluralität der Autorität gedeihenden Positionen befördert die Koexistenz verschiedener Wertordnungen; die moderne Gesellschaft fordert daher die voneinander unabhängigen Wertsphären,³⁴⁴ die sich im zueinander indifferenten Verhältnis befinden, das heißt: In der modernen Gesellschaft geht die verschiedene, selbstreferenziell geschlossene Wertsphäre, die sich durch eigengesetzliche Identitätszuweisung bestimmt und eigenständig operiert, auf gesellschaftliche Bestandsprobleme ein. Aus dieser neuen Identitätskonstruktion wird ein von spezifischer Funktion qualifizierter Wert, „sich nicht von anderen

³⁴¹ Vgl. Armin Nassehi/Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 2, Leverkusen 1997, S. 393-411, hier S. 396.

³⁴² Kneer, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 301-332, hier S. 320.

³⁴³ Kneer, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung, S. 318.

³⁴⁴ Innerhalb seines kommunikationstheoretischen Verständnisses hat Luhmann den Begriff »Wertsphäre« von Max Weber durch Umstellung auf den Begriff »binäre Codes« aufgefasst. Vgl. Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, S. 265ff.

Werten her begründet, sondern allein aus sich selbst heraus.³⁴⁵ Die Kunstdeutung erhält nun beispielsweise ihre Wertigkeit allein aus dem Künstlerischen heraus. Dadurch sieht sich in der Moderne „dieses wertspezifische Deutungsmonopol,³⁴⁶“ aber nicht im Sinne der vormodernen hierarchischen Merkmale, sondern der funktionalen.

Im Rahmen der funktionsspezifischen Zugangsbedingungen zu der Gesellschaft ist die Rede von sozialer „Konsensknappheit;³⁴⁷“ Bei der Benutzung der in der funktional differenzierten Gesellschaft verfügbaren Medien, nämlich der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien, die selbstbezüglich eigenes Operationsfeld etablieren, geht die Gesellschaft über die Reichweite der semantisch traditionellen Sphäre hinaus, wird die Begrenztheit der räumlichen oder sozialen Dimension nicht mehr sinnvoll. Die kommunikative Modernisierung rechtfertigt demgemäß eine Mehrzahl oder „ein[e] Multiplikation von Beobachtungsmöglichkeiten,³⁴⁸“ also plurale Perspektiven für die Teilnahme an der jeweilig betroffenen Kommunikationssituation. Im Anschluss daran ist zu betrachten, dass die Spaltungslinie zwischen je unterschiedlichen Wertsphären derart verläuft, dass der soziale Konsens in gleichem Maße abnimmt, eher der Dissens zunimmt.³⁴⁹

Es ist nun die Zeit gekommen, in der man die offenbare Ablösung der funktionalen von stratifikatorischen Prämissen sieht. Die moderne Zeit zeichnet sich durch die Steigerung der Dissenswahrscheinlichkeit aus und auch dadurch, dass soziales Desintegrationspotential soziales Integrationspotential hinter sich lässt. Hiermit sollte die einleitende Erwähnung über die funktionsrelevante Implikation mit Bezug auf die Charakteristik der modernen Gesellschaft eine Frage aufwerfen, in welchem Verhältnis dann Menschen und Gesellschaft zueinander stehen. Wenn die Menschen, Luhmann zufolge, nach wie vor nicht die Bestandteile der Gesell-

³⁴⁵ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, S. 266.

³⁴⁶ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, S. 266.

³⁴⁷ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, S. 285.

³⁴⁸ Kneer, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen. S. 320.

³⁴⁹ Dagegen erinnert man sich an die Funktion der Religion in der europäischen mittelalterlichen Gesellschaft.

schaft sind, wie wird der Zusammenhang zwischen ihnen reguliert? Für die mögliche Antwort und die weitere Themenentwicklung könnte zunächst die folgende Einführung des Luhmannschen neuen Begriffspaars dienen: Inklusion/Exklusion. Das Inklusions- und Exklusionskonzept erklärt nämlich, wie und inwiefern der Mensch sich in die selbst differenzierende Teilsysteme einbeziehen lässt. Auf dieser theoretischen Basis wird dann nachgezeichnet, wie Wilhelm und seine Freunde in der Übergangsphase von stratifikatorischer zu primär funktionaler Differenzierung die Kommunikations- sowie Teilnahmemöglichkeiten inmitten der mannigfaltigen Zusammenhängen verwirklichen.

3.2.1. Inklusion/Exklusion in der funktionalen Gesellschaft und das unheilbare Aspekt der sozialen Ungleichheit und Integrationskrise

Inklusion heißt eine Einbeziehungsweise der Person in eine Gesellschaft, genauer gesagt, bezieht sich auf die Art und Weise, in der sich die Person als ein Zurechnungspunkt auf soziale Systeme an Kommunikationskontext beteiligt. Hierbei stellt sich eine Frage, warum dann die Inklusion eines solchen Adressaten bedarf; Inklusion setzt immer, rückblickend auf die Luhmannsche Systemtheorie, die Bedingung voraus, dass „ein autopoietisches psychisches System, [...] seine Eigenkomplexität zum Aufbau sozialer Systeme zur Verfügung stellt,“ (GS3. S. 162) nämlich die Bedingung der emergenten Sinnproduktion. Aber das soziale System und das psychische System „gehen nicht nur an keiner Stelle ineinander auf, auch die Möglichkeit einer gemeinsamen Schnittmenge oder wechselseitigen Kontrolle entfällt.“³⁵⁰ Ein Gedanke, der von einem Bewusstseinsystem operativ selbstreferenziell produziert wird, kann daraufhin nicht unmittelbar in ein anderes Bewusstsein übertragen, übersetzt oder hineinkopiert werden. Und in gleichem Maße wird Kommunikation selbst nicht unmittelbar zugänglich zu Bewusstseinsinhalten gemacht. Erst anhand der Adresseabilität der Person wird die Inklusion, nämlich die Interpenetration der beiden Systemen, die zueinander im Umweltverhältnis stehen, ermöglicht und dadurch setzen sich die Kommunikationsanforderungen

³⁵⁰ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 15.

und -anschlüsse ohne Sinnverlust fort. In diesem Sinne geht die Inklusionsmöglichkeit immer von der co-evolutiven Verknüpfung psychischer und sozialer Systeme aus.

Exklusion ist gemeint mit Nicht-Einbeziehung der Person in eine Kommunikation, nämlich mit Ausgeschlossenensein aus einem Kommunikationsumfang wegen etwa einer einheitlichen Normativität. Exklusion zeigt damit die soziale Lage auf, in der sich die Person, die im Kommunikationszusammenhang und im konventionellen Sinne als Mensch bezeichnet werden kann, (Vgl. SA6. S. 229) mit einer Nicht-Angehörigkeit an die Gesellschaft konfrontiert und dadurch „die Existenz nichtintegrierbarer Personen oder Gruppen“ (GG. S. 621) offenkundig wird. Aus diesem Grund tragen nicht nur die Inklusion, sondern auch die exkludierende Funktion als Gegenstruktur der Inklusion dazu bei, die Bedingung für die soziale Ordnung zu spezifizieren, die Grundcharakteristik des Teilsystems zu erfassen. Es handelt sich dabei darum, nach welchen Normen die Begründungen für die Inklusions- und Exklusionsordnung aufgebaut werden. Dem Aufklärungsversuch dienen gerade die drei verschiedenen Differenzierungsformen.

In segmentärer Gesellschaft erfolgt die Inklusion/Exklusion durch die Segmentierung, für die die naturgeborenen Bedingungen wie Familien, Stämme und auch die territorialen Abgrenzungen entscheidend sind. In der älteren tribalen Gesellschaft, die prinzipiell aus den gleichförmigen Teilsystemen besteht, bedeutet eine Inklusion in eine bestimmte Teilgesellschaft die Exklusion aus anderer Teilgesellschaft, (Vgl. SA6. S. 241) das heißt: Etwa gleichzeitig doppelte Zugehörigkeit oder freiwillige Grenzüberschreitung ist erst nur nach strengen Regeln zu berücksichtigen. Die Menschen werden demgemäß nicht nach individueller Entschlossenheit oder Leistung, sondern nach der „Zuordnung zu bestimmten Segmenten der Gesellschaft“ (SA6. S. 229) aufgenommen. Dank der fest zugeschriebenen sozialen Ordnung findet man in der segmentären Differenzierung ein hohes Integrationsgrad und starke Gleichheitsprämisse, dementsprechend werden jedoch den Gesellschaftsmitgliedern die stereotypisierten Lebensformen gegeben, die sich durch „Kleinsteinheiten der Wohn- und Lebensgemeinschaften“ (SA6. S. 229) auszeichnen.

Die Inklusions- und Exklusionsregelung in stratifizierter Gesellschaft hängt von

sozialer Schichtung, nämlich Stratifikation ab, allerdings ist diese neue Norm wie jeher auf segmentärer Ebene aufgestellt. In gleicher Weise gilt es in der stratifikatorischen Differenzierung für den grundlegenden Modus, dass „*Inklusion in eine Schicht identisch [...] mit der Exklusion aus allen anderen Schichten [ist]*“³⁵¹, und dass die Inklusionsbedingung einer Person unmittelbar an die familiäre Status, nämlich an die Ordnung von Haus und Herkunft, doch nicht von Individuen angehängt ist: „Dieser Seinsbezug, der den Adligen als solchen bestimmt, wird mit dem Begriff der Natur umschrieben.“ (GG. S. 688) Die auf der Schichtordnung basierende Gesellschaft ist jedoch, anders als die erste, durch den festen, weitläufig wirkenden Rangunterschied zwischen Ober- und niedriger Schicht, insbesondere zwischen hohem Adel und gemeinem Volk gekennzeichnet, in dem Maße, wie die Rangdifferenz in größerem Ausmaß über die regionale Diversität hinausgehend die hierarchische Stratifikation konsolidiert. Diese Rangordnung beeinflusst somit sowohl die praktische Lebenserwartung als auch die verschiedenen Wertsphären, die sich erst seit dem Spätmittelalter erweitert und voneinander unabhängig spezifiziert haben.

Im Anschluss daran taucht das fortdauernde Problem von der Polarisierung der Lebensverhältnisse auf; die Menschen, die in der hierarchisch höheren Schicht inkludiert sind, kontrollieren alle Ressourcen, deren Verteilung an die Unterschicht also undenkbar ist, weil dies einfach als unnatürlich gilt. Demgemäß sieht man ihre Wesensbeschreibung in der monopolisierten Verfügung über Ressourcen, nicht nur im vermögensbezogenen Sinne, sondern auch im Sinne der Kommunikationsmedien wie Schrift, Macht, Recht, Geld und Wahrheit. Ihre hochkultivierte Semantik, in der wahrscheinlich „alle positiven Werte zusammenfallen,“ (GG. S. 362) ist auch aufgrund der Verfügbarkeit „materieller und immaterieller Vorteile“ (GG. S. 685) aufgebaut. Es ist somit selbstverständlich, dass die Bemühung um die Schließung und die innergesellschaftliche Reproduzierung der Oberschicht dazu führt, dass die grenzüberschreitende Reziprozität, sei es nach unten von oben, sei es nach oben von unten unnötig, unerwünscht und sogar verboten ist. Gesellschaftsstrukturell und „semantisch muß die Oberschicht sich gegenüber der

³⁵¹ Peter Fuchs: *Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall*, S. 416.

Unterschicht »distinguieren«,“ (GG. S. 686) das heißt: Die stratifizierte ständische Gesellschaft stützt sich darauf, dass das Gleichheits- und das Intergrationsprinzip innergesellschaftlich nicht beschädigt werden, sondern nach außen abge-sondert werden soll, was als ihre Inklusions- und Exklusionssemantik gilt. Diese Parallelisierung zwischen der „schichtinterne[n] Homogenität“ (GG. S. 686f) und der schichtexternen Heterogenität verliert jedoch nach und nach an Wertigkeit mit dem Übergang zum modernen Inklusions- und Exklusionsprinzip.

Das Zustandekommen der Inklusion/Exklusion in der primär funktional differenzierten Gesellschaft ist auf ganz anderer Ebene zu betrachten: „Inklusion bedeutet, daß alle Funktionskontexte für alle Teilnehmer des gesellschaftlichen Lebens zugänglich gemacht werden.“ (SA2. S. 160) Zuzufolge der neuartigen Einbeziehungsordnung können Gesellschaftsmitglieder an allen Teilsystemen teilnehmen, ohne eingeschränkt und diskriminiert zu werden, eben in der Weise, dass die Gesellschaft „auf eine gesellschaftseinheitliche Regelung von Inklusion verzichtet[et],“ (SA6. S. 232) das heißt: Sie können sich an allen diesen Funktionskommunikationen, und zwar gleichzeitig insoweit beteiligen, als sie die je Systemen entsprechenden Medien behandeln. Auf der Grundlage wird nun die alte Vorgabe, die der standesbezogenen Normativität die Regulierung der Inklusion/Exklusion erlaubt hat, nicht mehr sinnvoll. Es gibt somit keine allgemeine Zuordnungsregelung, nach der eine Person nur einem Teilsystem allein angehören soll, und „keine Zentralinstanz mehr, [...] die die Teilsysteme in dieser Hinsicht beaufsichtigt,“ (GG. S. 630) nämlich „kommt keinem Teilsystem eine primäre Inklusionsfunktion für die Gesamtgesellschaft zu.“³⁵² Die moderne Gesellschaft hat demzufolge keinen Wert darauf, „den Teilsystemen ein gemeinsames Differenzschema zu oktroyieren,“ (GG. S. 745) um sich für die Inklusionskapazität zu entscheiden. Die Ermöglichung der Zunahme der verschiedenen Einbeziehungen der Personen, die als Adressaten in den Funktionsgesellschaften auf weitere Kommunikationen und deren Kopplungsarbeit zu neuer Sinnproduktion eingehen, hat demnach zur Folge, dass das Inklusionskonzept keine Repräsentativität widerspiegelt. Es gibt nunmehr keine vorbildliche Funktion, die alle übrigen Funktionen übergreifen

³⁵² Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 45.

kann, also „keine allgemeingültige, für alle Teilsysteme verbindliche Rangordnung der Funktionen.“ (GG. S. 747f) Diese Verhältnisse zwischen Funktionen liegen daher nicht in einer über- oder untergeordneten Konstellation, sondern in Nebeneinander, dies zwar in funktional aufeinander beziehungsloser Weise: „Die Form der Partizipation im politischen System“, zum Beispiel, „reguliert nicht die Inklusionsmodi der anderen Funktionsbereiche.“³⁵³ Auf dieser Basis beschreibt die moderne Inklusionsanforderung keine hierarchischen Mechanismen bei ihrer Operationslogik, sondern die voneinander entkoppelte Funktionsleistung und -erfüllung, ohne an „Bestandsvoraussetzungen,“ (GG. S. 747) zu denken. Im Horizont dieses systemtheoretischen Verständnisses optimiert die moderne Gesellschaft die Inklusionsmöglichkeit in die Kommunikationen, die je nach Funktion spezifisch hochdifferenziert sind. Sie verwirklicht dadurch die Multi- oder Vollinklusion „als gleichzeitige und unvermittelte Teilhabe von Menschen an unterschiedlichen Funktionszusammenhängen.“³⁵⁴ Im weiteren Sinne postuliert die Moderne die vollkommene Freiheit, anhand deren den Personen sowohl freiwillige Entscheidung zum sozialen Kontakt zugeschrieben wird, ohne irgendeiner Vorbedingung folgen zu lassen, als auch vollkommene Gleichheit als die höchste Herstellung und Versicherung dieses Freiheitsgrads.

Aber man zweifelt, ob diese Argumentationsfigur an die empirische Welt zuverlässig gekoppelt wird, weil man eher eine große Abweichung der Theorie von der wahrgenommenen Realisation findet, worüber Luhman auch gesprochen hat; „[F]unktionale Differenzierung kann, anders als die Selbstbeschreibung der Systeme es behauptet, die postulierte Vollinklusion nicht realisieren. Funktionssysteme schließen, wenn sie rational operieren, Personen aus“ (GS4. S. 148). Folglich der Logik der Inklusionsstrategie hätte es auf keine Fälle Exklusion in der Gesamtgesellschaft geben sollen. Aber die empirische Beobachtung bezeugt dahingegen, dass „es zur Vollinklusion aller Gesellschaftsmitglieder nicht kommt, vielmehr vielfältige Exklusionen beobachtbar sind“³⁵⁵. Die Gesellschaft nimmt näm-

³⁵³ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 45.

³⁵⁴ Armin Nassehi/Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 396.

³⁵⁵ Rudolf Stichweh: Zur Theorie der politischen Inklusion. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 8, Heft 4, Opladen 1998, S. 539-547, hier, S. 541.

lich unschwer und in großem Umfang die Lage in den Blick, in der die Person mit irgendwelchen Gründen für die Teilnahme an einem bestimmten Teilsystem disqualifiziert werden kann.

Die dieser Inklusionspostulat gegenüberstehende Situation führt somit zur Konsequenz, dass die funktionale Differenzierung, sobald sie das Vollinklusionsengagement zum Ausdruck bringt, diese Problemlage, die aus dem Auseinanderhalten von der Theorie und der Faktizität abgeleitet ist, entdecken soll. In diesem Zusammenhang wird dann die Theorie, doch nur revidierend weiterhin entfaltet; die funktionale Differenzierung exkludiert nicht gesellschaftliche Exklusionen. Es existieren die Exklusionen als die Aspekte „von geringen bzw. nicht vorhandenen Teilhabemöglichkeiten.“³⁵⁶ Aus kommunikationstheoretischer Perspektive bedeutet diese Nicht-Einbeziehung den Sachverhalt, dass der Person „keine Kommunikationen mehr zugerechnet und keine mehr an [sie] adressiert werden“³⁵⁷, wenn sie keine entsprechende Bedingung befriedigt.

Hierfür ist ein Gedankenspiel anzuführen: In der funktional differenzierten Gesellschaft kann jeder Arzt werden, aber gleichmäßig kann nicht jeder Arzt werden. Im Rahmen des Erziehungssystems kann jeder Student werden, aber gleichmäßig kann nicht jeder Student werden. In der Wirtschaftsgesellschaft kann jeder ein neues teures Auto kaufen, aber kann nicht jeder dasgleiche Auto kaufen, usw.³⁵⁸

Worum handelt es sich dann bei diesen Mechanismen? Dafür sind zwei Faktoren mit Blick auf die Besonderheiten der funktionalen Differenzierung zu berücksichtigen. Die erste Analyse geht von der Verfügbarkeit über Kommunikationsmedien aus; die Funktionsgesellschaft garantiert allerdings den Zugang aller Personen zu allen Funktionen „nach Maßgabe funktionaler Betroffenheit.“³⁵⁹ Aber innerhalb der betroffenen Teilgesellschaft erfolgen die verschiedenen Reaktionen des Teil-

³⁵⁶ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 58.

³⁵⁷ Rudolf Stichweh: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und Weltgesellschaft. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 1, Leverkusen 1997, S. 123-136, hier, S. 133.

³⁵⁸ Siehe zu verschiedenen Aspekten der Exklusion aus den modernen Funktionssystemen. Markus Göbel / Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 4, Heft 1, Leverkusen 1998, S. 87-117, hier, S. 104ff.

³⁵⁹ Markus Göbel / Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares, S. 109.

nehmers, genauer gesagt, dessen psychischen Systems auf die behandelten Ereignisse, indem er darüber nachdenkt, ob er nach wie vor über das dafür benutzte Kommunikationsmedium disponiert, ob er die dafür notwendigen Kommunikationsanschlüsse ermöglicht, oder, ob er sich auf die Funktionserfüllung freuen oder von dem Funktionserlebnis enttäuschen wird. Dadurch gerät die Person, die sich bei der Operation mit dem Bewusstseinssystem stets strukturell koppelt, in unablässige Selektionsbeschäftigung, um sich zu entscheiden, ob sie funktionspezifisch bleibt oder das betroffene Funktionssystem verlässt. Die bewusste Person muss nämlich überlegen, ob eine Exklusion selegiert werden soll, weil sie wahrnimmt, dass sie die hochselektiven, -spezifizierten Kommunikationsmedien verstehen soll, um sich an der weiteren Kommunikation zu beteiligen, sonst würde sie in einer sinnlosen Kommunikationswelt bleiben. Aus dieser Perspektive wird einigen Personen die Inklusionsmöglichkeit in einzelne oder mehrere Teilsysteme beschränkt³⁶⁰ und ferner blockiert, je nachdem, „wie sie agieren und reagieren,“ nämlich je nach der personalen Relevanz, nach der „sie als mitwirkungsrelevant oder als nichtmitwirkungsrelevant bezeichnet werden“ (SA6. S. 244) können.

Der zweite Blickpunkt bezieht sich auf die Differenzierung innerhalb eines Funktionssystems, was ohne Zweifel das Agieren und Reagieren der Person beeinflusst: Je mehr das Teilsystem sich ausdifferenziert, demnach je komplizierter die Kommunikationsverhältnisse werden, desto niedriger wird das Verständnisgrad der Person und auch schwieriger verhält sie sich mit Blick auf Funktionsspezifikation, da diese Innendifferenzierung höhere Komplexität ausmacht, dadurch stößt der Teilnehmer so auf ein Kapazitätsproblem, dass die Kommunikationskompetenz sich im Prozess der Verfügung über die Medien in Inkompetenz umwandeln mag. Beispielsätze dafür sind fortzusetzen: Jeder kann an einem funktional medizinischen System teilnehmen. Es gibt einen Teilnehmer, sogenannte einen Arzt, der die anderen medizinisch operiert. Es gibt einen anderen Teilnehmer, sogenannte Patienten, die sich operieren lassen. Ophthalmologe kann Augen operieren, aber Augenoptiker nicht; der Ophthalmologe kann sich auf eine Augentransplantation be-

³⁶⁰ Vgl. Armin Nassehi / Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 397.

ziehen, aber kaum oder nicht auf eine Lebertransplantation, weil er keine Kommunikationskompetenz über Leber besitzt.

Hier findet man einen Berührungspunkt mit der ersten Argumentation; sobald dem Teilnehmer bewusst ist, dass er sich, im Blick des Bewusstseinsystems, nicht auf die redundante Informationsmenge einlassen kann, wird das Selektionserfordernis gefordert und kommt schließlich der Prozess der Verhaltensänderung ins Spiel. Dabei handelt es sich um den Erwartungshorizont der Person, infolge dessen eine bestimmte Information, die eine bestimmte Kommunikation produziert, in einem Fall als funktionspezifisch in den Funktionszusammenhängen noch wertvoll bleibt, in einem anderen Fall die Information als funktionsirrelevant nicht mehr ins psychische System penetriert wird. Gerade auf der Ebene des Funktionssystems wird die Person sodann unabhängig von ihrem Willen, Wunsch oder Vorhaben ausgeschlossen, weil sie innerhalb des Teilsystems bloß funktionsunspezifisch irritiert wird.

Auf diesem Beobachtungsfeld wird die plausible Behauptung aufgestellt, dass man die Inklusion in die funktionale Gesellschaft als selektierte Inklusion bezeichnet, in dem Sinne, dass die Inklusionsmöglichkeit in dieser unterschiedlichen Verhaltensvernetzung, die aus unterschiedlicher Kontakterfahrung mit dem sich selbst ausdifferenzierenden Funktionssystem resultiert, selektiv eingeräumt wird. Parallel dazu wird Exklusion auch als selektierte Exklusion aufgefasst, die daran liegt, dass das Ausgeschlossenensein der Person in Abhängigkeit von personaler Kommunikationsrelevanz und -kompetenz und von personalen Handels- und Leistungsfähigkeiten, nach deren Kriterien die Annährungsweise an die jeweilige Funktionswelt diskriminiert, partikularisiert und diffusiert wird,³⁶¹ kontrolliert wird. Diese Exklusionskonstellation, in der „bestimmt[er] Ausschluss bestimmter Personen aus dem Kommunikationszusammenhang“³⁶² erfolgt, hat damit „Rollenasymmetrien“ (WG. S. 347) in einer Organisation und weiterhin die Ausdifferenzierung der Organisation zur Folge, worüber im Weiteren eine kurze Ergänzung gegeben wird.

³⁶¹ Vgl. Markus Göbel/Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares, S. 105.

³⁶² Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 98.

Die vergleichende Perspektive zwischen Theorie und Praxis lässt sich schließlich erkennen, dass die generelle Inklusionssemantik, infolge deren eine Person an mehreren Funktionssystemen, und sogar zum gleichen Zeitpunkt teilnehmen kann, de facto der limitierten Verfügbarkeit über Kommunikationsmedien, also der Exklusionspotenzialität gegenübersteht. Die plurale Zugänglichkeit kann daher auf die plurale Unzugänglichkeit, einerseits mit Bezug auf die kognitive Limitation der Person, andererseits mit Bezug auf entweder die Funktionserfüllung oder Funktionsaufgaben umgestellt werden. Gerade inmitten dieser funktionalen Differenzierung, die „Inklusion, also Zugang für alle, als den Normalfall“ (GG. S. 844) in Szene setzt, befindet sich auch Exklusion, jedoch nicht als ein funktionales Ereignis, sondern als „ein Nicht-Ereignis, [ein] Nebeneffekt von Inklusion,“³⁶³ in dem Sinne, dass sobald die Teilnahme eines Ereignisses abgelehnt ist, sich das Ereignis als das unauffällige nicht mehr für die betroffene Funktionsgesellschaft eignet. In diesem Kontext wird die Inklusions- und Exklusionskonstellation „innerhalb der einzelnen Funktionssysteme wechselseitig limitiert,“³⁶⁴ variabel, partiell, nicht dauerhaft und demgemäß immer noch komplizierter, im Vergleich zur älteren Differenzierungsform, innerhalb deren die Adresseabilität der Person nur auf der Ebene der ständischen Ordnung den langdauernden determinierten Effekt hat.

Die höhere Komplexität der modernen Inklusions- und Exklusionsverhältnisse verdeutlicht sich durch die Zunahme der „stellenreichen Apparates organisatorischer Implementation.“ (SA6. S. 238) Organisation ist eins der sozialen Systeme, die anders als Interaktion „die Mitgliedschaft an bestimmte Bedingungen knüpft[t], also Eintritt und Austritt von Bedingungen abhängig mach[t].“ (SA2. S. 12) Sie regelt nämlich Mitgliedschaftsbedingungen, nach denen die „Verhaltensanforderungen des Systems und die Verhaltensmotive der Mitglieder“ (SA2. S. 12) problemlos miteinander korrelieren müssen, und dadurch wird die Differenzierung von Inklusion und Exklusion auf die Steigerung der Funktionspezifizierung abgestimmt. Dieser Sachverhalt besagt somit, dass Organisationen in Hinsicht auf die

³⁶³ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 98.

³⁶⁴ Markus Göbel/Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars, S. 109.

Kommunikationskonzentration den Möglichkeitsspielraum einschränken, wo z. B. einige Personen auf die funktionsrelevante Kommunikation zugreifen und damit ihre Mitgliedschaftskriterien aktualisieren,³⁶⁵ nach denen doch andere aus „de[n] hochselektiv ausgewählten Mitglieder[n]“ (GG. S. 844) ausgeschlossen werden. Auf diese Unterscheidungsweise wird die Gesellschaftsfunktion an unterschiedlich differenzierten Organisationen delegiert, in denen die inkludierte Person die komplexitätshöheren Positionen einnimmt, oder gleichzeitig dagegen sich die Zugangsrestriktion, nämlich „die ‚Kanalisierungsfunktion‘ von Organisationen,³⁶⁶ entweder in Form der Rollen- oder der Berufsdifferenzierung erfolgt. Aus diesem „Diskriminierungsprogramm des Funktionssystems mittels Organisation“³⁶⁷ ist es somit überzeugend, dass die Anforderung der Inklusion/Exklusion im modernen Sozialsystem nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch von der Organisation veranlasst wird, sodass die organisatorische Inklusion auf partielle limitierte Zugehörigkeit und die organisatorische Exklusion auf „[einen] notwendig[en] Normalfall bei gleichzeitiger Inklusion in die Funktionssysteme“³⁶⁸ umgedeutet werden.

Im Laufe dieser Prozesse bleibt noch das Problem der sozialen Ungleichheit und Desintegration in zweifacher Hinsicht erhalten: Die horizontale und die vertikale. Was die erste Form der Ungleichheit betrifft, liegt die Begründung zunächst darin, dass es in einer Funktion mehrmalige Organisationen geben kann, bekanntlich um eigenspezifische Kommunikationsabilität zu optimieren, wobei eine funktional differenzierte Gesellschaft für eine Funktion zuständig ist. Etwa in wissenschaftlicher Gesellschaft finden sich unterschiedlich differenzierte Organisationen, sei es geisteswissenschaftliche, sozialwissenschaftliche, sei es naturwissenschaftliche usw. Dabei können „jeweils völlig inkommensurable Ungleichheitsverhält-

³⁶⁵ Vgl. Armin Nassehi / Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 400.

³⁶⁶ Markus Göbel / Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars, S. 101.

³⁶⁷ Markus Göbel / Johannes F. K. Schmidt: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars, S. 101.

³⁶⁸ Armin Nassehi / Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 402.

nisse³⁶⁹ entstehen, aber doch nicht im Sinne der Diskriminierung oder Hierarchiebildung, sondern der Inkompatibilität oder Unabhängigkeit von je Wissenschaften. In einem solchen Fall könnte daher z. B. einem Kunsthistoriker weniger Forschungsplatz im Bereich der naturwissenschaftlichen Organisation angeboten werden als einem Naturwissenschaftler, nicht wegen Fragwürdigkeit jener Leistungsfähigkeit, sondern wegen bloß ungleicher Forschungsgegenstände.

Die andere vertikale Ungleichheit geht davon aus, dass das organisatorische Arrangement mit Blick auf den Konstitutionszweck die Kommunikationen mehrerer Funktionssysteme in sich zusammenfügen kann. Während die Operation der funktionalen Differenzierung sich prinzipiell auf „die Nichtkonvertierbarkeit der ordnungsspezifischen Ressourcen und Kompetenzen“³⁷⁰ zwischen Systemen beruft, lässt die Organisation demgegenüber den Konvertierungskreislauf der Kommunikationsressourcen zu, dadurch werden die Übertragung und die Kumulation der horizontal ungleichen Ressourcen bzw. kommunikativen Mittel möglich gemacht. Für diese kumulative Dynamik tritt nun die organisatorische Instanz, nämlich Mitglied als Person, die nicht nur die Potenzialität aller verschiedenen Kommunikationsmedien, sondern auch strukturelle Kopplungen zwischen den Kommunikationen aktivieren, in den Vordergrund. Die Mitglieder in einer Organisation sind doch, wenn auch sie mittels gleicher Teilnahmeordnungen inkludiert sind, vom bereits erwähnten Organisationswesensprinzip aus gesehen nicht alle gleich, weil sie das je nach der Rollen- und Statusposition entsprechende Verhaltensmuster prägen sollen, nämlich sie aufgefordert werden, nach Maßgabe von der Organisationsordnung die zweckmäßige Kommunikation zu verwenden. Alle Mitglieder werden daher verpflichtet, sich den Organisationsregeln zu unterwerfen, nach denen etwa „differenzierte Ämterstrukturen und Kommunikationsschranken, Rechte auf Mittelgebrauch und Verantwortlichkeiten, Weisungsketten und Kontrollmechanismen eingerichtet werden“ (SA2. S. 12) können, um gemeinsames Interessenverhältnis zu beschützen, sonst hätten sie ausgeschlossen werden können.

Im Kontext von der Theoriearchitektur ist dann die Realwelt zu beobachten, in der

³⁶⁹ Thomas Schwinn: Inklusion und soziale Ungleichheit. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 10, Heft 4, Opladen 2000, S. 471-483, hier, S. 477.

³⁷⁰ Thomas Schwinn: Inklusion und soziale Ungleichheit. S. 474.

es jedenfalls unterschiedliche diskriminierende Rollen- und Positionskonstellation gibt; was z. B. Meinungszusammenfassung, Entscheidungskompetenz oder innerliche Konfliktlösung betrifft, sind einige Mitglieder näher an machtbezogenen Ressourcen als andere angeschlossen. Dies impliziert, dass jene die höheren stärkeren Statuspositionen mit Bezug auf Ressourcenbehandlung und -aufteilung in Besitz nehmen. Die Turmgesellschaft und die Wanderergruppe sind demnach, blickt man auf die Goetheschen Meister-Romane zurück, die Organisationen, wo die Rollengefälle zwischen Mitgliedern, nämlich die Skalierung von Entscheidungskompetenz und Verhaltensweise offenbar sind. Die wichtige, auf den Organisationszweck orientierte Entscheidung wird somit vornehmlich von wichtigen Mitgliedern getroffen, selbst wenn davor wechselseitige Meinungsäußerungen und Netzwerk der freien Kontakte nicht vollständig ausgeschlossen werden, was im Folgenden durchgeschaut wird.

Unter diesen Prämissen ist es klar, dass in der modernen Gesellschaft eine ausbalancierte Ressourcenverteilung unmöglich ist. Offensichtlich ist diese nicht ausgewogene Lage auf der empirischen Welt par excellence; gerade die mächtigen Mitglieder haben einen größeren Einfluss darauf, wie man das Organisationsziel motiviert, herausarbeitet und erreicht. In dem Sinne, dass sie funktionale Kommunikationsmittel wie Macht, Geld, Recht und Wahrheit überwiegend lancieren können. Die Unvermeidlichkeit der ungleichen Rollenverteilung gibt daher Anlass zu heterogenisierter Positionsdifferenzierung, nämlich zu „Positionshierarchie“³⁷¹ und diese Lage ist unmittelbar an die Generierung von neuartiger Schichtbildung bzw. Klassenbildung angebunden. (Vgl. SA6. S. 233) Innerhalb der Organisationsordnung ist es damit erlaubt, privilegierte und unprivilegierte Position, leitende und nicht leitende Rolle zu unterscheiden, ähnlich wie Stratifikationsdifferenzierung.

Aus diesem Sozialphänomen fällt eine Deutungsperspektive ins Auge: In der funktional differenzierten Gesellschaft ist die Ungleichheit doch nicht außergewöhnlich, vielmehr normalisiert sich, nämlich „ist mit zunehmender Gleichheit auch die Ungleichheit gestiegen, ebenso wie mit zunehmender Unabhängigkeit

³⁷¹ Armin Nassehi / Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 403.

der Teilsysteme auch ihre wechselseitige Abhängigkeit.“ (SA2. S. 160) Darüber hinaus ist die Tendenz auffällig, dass „Teilexklusion weitere Exklusionen nach sich ziehen,“³⁷² anders gesagt, dass einmal angesetzte Ablehnung der Partizipation an einer Funktion weiteren Exklusionseffekt erhöhen kann.³⁷³ Darauf folgend ist nicht schwer einzusehen, in welchem Zusammenhang die Ungleichheits- und die Integrationsverhältnisse stehen. Die funktionale Spezifikation, wie bereits impliziert, pocht nicht mehr auf eine integrierende Ordnung, weil sie nicht nur die voneinander unabhängigen Aktionen voraussetzt, sondern die Exklusion als Bedingung der Operationsgrundlage verallgemeinert, und damit „kommt es [...] zu einer erheblichen *Lockerung der Integration*.“ (SA6. S. 242) Konsequenterweise trägt diejenige Differenzierungsform zur Ausweitung „generalisierter Unzugänglichkeit von Sozialkontexten“³⁷⁴ bei. Es geht nunmehr nicht um Integration, sondern um Desintegration, die „geradezu als *Normalfall* der gesellschaftlichen Moderne angesehen werden“³⁷⁵ kann.

Das bisher argumentierte Verhältnis der Menschen zur modernen Gesellschaft erscheint als ambivalent, weil die Vollinklusionssemantik als Garant der gleichen Sozillage gleichzeitig das Exklusionserfordernis, das soziale Ungleichheit und Desintegration zur Folge hat, auf den Punkt bringt. Im Weiteren greift der widerspruchsvolle Zusammenhang noch eine Überlegung auf, die hinsichtlich der weiteren Beschäftigung mit der Romananalyse wichtig ist; ist es mit diesem Theorie-defizit möglich, von Individuum und Individualität zu sprechen? Wie bezieht man daneben die funktional differenzierte Gesellschaft auf das Konzept der Individualität,³⁷⁶ wenn es auch möglich ist, das Verhältnis zwischen Menschen und Gesell-

³⁷² Peter Fuchs: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall, S. 426.

³⁷³ Wir weichen in dieser Theoriearchitektur von dem interessanten Thema insoweit ab, als diese unerwünschten Folgewirkungen sich noch deutlicher zeigen in der gegenwärtigen Zeit als im 18. Jahrhundert. Siehe zur ausführlichen Themenentfaltung. Klaus Kuhm: Exklusion und räumliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, Heft 1, Stuttgart 2000, S. 60-77, insb. S. 65ff.

³⁷⁴ Klaus Kuhm: Exklusion und räumliche Differenzierung, S. 63.

³⁷⁵ Armin Nassehi / Gerd Nollmann: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie, S. 396.

³⁷⁶ Zu einem detaillierten Überblick zur historisch und kultursoziologisch kondensierten Individualitätssemantik. Vgl. Niklas Luhmann: Individuum, Individualität, Individualismus. In: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M 1989, S. 149 - 258.

schaft auf dasjenige zwischen Individuen und Gesellschaft umzustellen?

In erster Linie hat es „[f]ür Luhmann [...] Individuen immer schon gegeben und haben Menschen Merkmale der Individualität aufgewiesen.“³⁷⁷ Die Bedeutungsetzung dieser Aussage geht davon aus, dass ein Bewusstseinssystem derart individuell ist, dass es „auf Grund einer operativen Schließung und Selbstreproduktion seines eigenen Erlebens“ (GG. S. 872) von keinem anderen identisch ist. Die selbst isolierte Anwesenheit des Systems behauptet jedoch nicht seine Einzigartigkeit. Kein System allein kann in einem solchen Zustand zu seiner Individualität berechtigt sein, nämlich wenn das psychische Individuum um sich umher keinen Beobachter findet, der die Individualität wahrnimmt, darstellt, ab- oder anerkennt. Ohne ihn kann es daher als unvergleichbare Eigenwertigkeit des Systems, sei es im Gedächtnis anderer Bewusstseinssysteme, sei es in kommunikativen Gesellschaftssystemen auf keine Fälle verglichen, beurteilt und belebt werden. Aus diesem Grunde bedarf das psychische System einer Adresse, gleichsam einer Zurechnungsinstante auf soziale Systeme, die es erst ermöglicht, seine individuellen Eigenschaften in sozial kontaktierbare Systeme einzuführen, indem sie das Bewusstseinssystem durch ihre Kommunikationsfähigkeit auf seine Umwelt, also die Sozialwelt aufmerksam macht. Der Adressat ist schon als Person genannt worden, mithilfe deren das psychische System „durch die Interpenetration“ zwischen sich und sozialem System „auf Teilnahme und Anerkennung als Individuum in sozialen Kontexten angewiesen“³⁷⁸ wird.

Von nun an handelt es sich um die individuelle Person, nicht mehr um das individuelle Bewusstsein, um einzelne Individualität in der Welt aufzuzeigen, und dafür wird die zweite Aussage dienstbar gemacht: Die menschliche „Individualität heißt ja gerade nicht Singularität des Bewusstseins, sondern ist eine soziale Kategorie.“³⁷⁹ Sie heißt nicht etwa naturgeborene unveränderbare Einzigartigkeit des Menschen, also nicht „wortsinngemäß gemeinte [...] Unteilbarkeit seiner Substanz, seiner Seele,“ (GS3. S. 175) vielmehr bildet sie sich erst nur in der Kopplungskonstellation mit Sozialsystem. Ihre Herausbildung beruht sozusagen auf den In-

³⁷⁷ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, Frankfurt 2000, S. 256.

³⁷⁸ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 31.

³⁷⁹ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 32.

klusions- und Exklusionsverhältnissen, die je nach den gesellschaftlichen Differenzierungsformen unterschiedliche Aspekte haben. Aufgrund der allgemeinen Erklärung bedarf man noch einer ausführlichen Ergänzung, um diese traditionsunabhängige Definition deutlich zu machen.

Die Individualität eines Individuums in der vormodernen Zeit wurde durch die Zugehörigkeit zu einer familiären Gruppe, vor allem in der primär stratifikatorisch differenzierten Gesellschaft durch die Schichtzugehörigkeit, die an ständische Ordnungen angebunden ist, gestaltet. Dabei waren die individuellen Ansprüche immer und in vollem Umfang von standesgemäßer Lebensführung gefesselt. Dadurch wies ein sozialer Status der Oberschicht die Individualität zu, dadurch war es unvorstellbar, dass man ein privates Individuum, das die sozialen Hintergründe nicht voraussetzen muss, behauptet. Diese private „Individualität in Anspruch nehmen hieße: aus der Ordnung herausfallen: Privatus heißt inordinatus.“ (GS1. S. 72) In diesem Verständnis wird das individuelle Individuum wohl nicht vom kollektiven unterschieden in dem Maße, dass die soziale Ordnung es verbietet, dass das Individuum sich in unterschiedlichem Ausmaß aufgrund der Eigenlogik entfaltet; es „handelt sich also, [...], um einen Kollektivindividualismus und nicht um einen das Einzelwesen betonenden Individualismus.“ (GG. S. 435) Und nebenbei distinguert sich das so bestimmte Individuum nur selten gegenüber dem repräsentativen, eher fügen die beiden ineinander, da die Individualität nur auf der Ebene des die Repräsentation fordernden Ordnungsprinzips zur Geltung gebracht wird.

Mit dem Übergang zu funktional differenzierter Gesellschaft entgeht die undifferenzierte Individualitätssemantik dem Pflichtbewusstsein der Identifizierung mit dem Kollektiven und zugleich dem Repräsentativen. Entscheidend ist, dass für die Verschiebung der einheitlichen Konstruktion des Individuums dem neuartigen Inklusions- und Exklusionserfordernis großes Gewicht beigemessen werden soll. Während in älterer Gesellschaft die Inklusion in eine hierarchisierte Teilgesellschaft lediglich die Individualität formt, schließt die Konstruktion der modernen Individualität die Exklusionsrolle nicht aus, eher setzt sie die kombinierenden Passungsverhältnisse der Einbeziehungs- und Nicht-Einbeziehungsweise vor-

aus.³⁸⁰ Wie gesagt garantiert die moderne Gesellschaft im Prinzip die Möglichkeit, an allen Funktionssystemen aller Individuen teilzunehmen, aber es fällt eben da-durch schwer, nur mittels der Inklusionssemantik „die besonderen oder gar einzig-artigen Merkmalskonstellationen“ wahrzunehmen, die einerseits „ein Individuum im Vergleich zu anderen auszeichnen,“ andererseits es „durch seine *Beziehung zu sich selbst*“ (SA6. S. 122) als Reaktion auf gesellschaftliche Umwandlung charakterisieren.

Erst durch den Einsatz der Exklusion in die Gesellschaft werden dann die distinktiven Merkmale in dem Maße benutzbar, dass die Exklusion paradoxerweise die Individuen „unter je spezifischen Gesichtspunkten wieder in die sozialen Systeme“³⁸¹ einzieht, nämlich ihnen durch diese Filterung die unterschiedliche Teilnahmemöglichkeit an jeweils funktionsrelevanten Organisationen und Teilgesellschaften zuschreibt. So gesehen liegt die Exklusionsrolle nicht in der Vertreibung der Individuen aus der Teilgesellschaft, sondern in der Aussonderung bzw. darin, dass die Exklusion die Bedingung bietet, deren zufolge je funktionspezifisch und je organisatorisch die individuellen Rollen, Situationen, Interessen, Leistungen und Lebensführungen rearrangiert werden können. Mit Bezug auf diese Lage ist plausibel: Exklusion darf nicht die vollkommene Alternative zu Inklusion sein, vielmehr macht die Summe der wechselseitigen Inklusions- und Exklusionsselek-

³⁸⁰ Anders als dies wird „das Individuum,“ Luhmann zufolge, „nicht mehr durch Inklusion, sondern nur noch durch Exklusion definiert.“ (GS3. S. 158) Hiermit wird zunächst von der Luhmann angegebenen Begründung zitiert: Da die Gesellschaft aber nichts anderes ist als die Gesamtheit ihrer internen System/Umwelt-Verhältnisse und nicht selbst in sich selbst als Ganzes nochmals vorkommen kann, bietet sie dem Einzelnen keinen Ort mehr, wo er als »gesellschaftliches Wesen« existieren kann. Er kann nur außerhalb der Gesellschaft leben, [...]“ (GS3. S. 158) Die bekannte, doch problematische These sollte aber durch drei Gründe widerlegt werden; erstens soll die Anwendung der Inklusion/Exklusion sich immer auf Innengesellschaft beziehen, weil Außengesellschaft, die nur Totalexklusion bewirkt, nichts anderes als die Bewusstseinsisolation, dann wäre das geschlossen bleibende Individuum sinnlos. Zweitens soll man nicht übersehen, dass die Inklusions- und Exklusionsverhältnisse sich nicht nur auf Gesellschaft, sondern auch Interaktion und Organisation anwenden lassen. Die Überlegung zu Gesellschaft allein könnte Anlass zu der Vernachlässigung der letzten beiden Grundfaktoren für soziale Systeme geben. Drittens soll man die mehrdimensionale Funktion der Organisation in der funktionalen Differenzierung berücksichtigen; es ist die Voraussetzung und gleichzeitig Folge, dass die Exklusion eines Individuums aus einer Organisation die Inklusion anderer Individuen in die Organisation bedeutet. Es existieren nicht die Organisationen, wo nur Exklusion herrscht. Vgl. Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 247, insb. Anm. 107.

³⁸¹ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 247.

tion „die einzelne Person erst als Individuum erkennbar.“³⁸² „Wenn somit das Verhältnis der Gesellschaft zu Individuen von Inklusionsindividualität auf Exklusionsindividualität umgestellt wird, so gilt“ (GS3. S. 160) dies durchaus nicht im Sinne von Ablösungs- sondern von Mischungskonstellation.³⁸³

Zur tiefgründigen Erfassung dieser modernen Individualitätssemantik sollte man jedoch noch das, was als das Problem von Begriffsbestimmung übrig bleibt, nachsehen: Das Verhältnis der Identitäts- von Individualitätsprägung. Die Annahme oder die Ablehnung einer Funktion erfolgt partiell, temporal, limitiert, wiederholbar und situationsweise, das heißt: Die durch die Einbeziehungsregelung gestaltete Individualität, nämlich das dadurch gesammelte distinktive Merkmal kommt dementsprechend partiell, temporal, limitiert, wiederholbar und situationsweise vor, daher wird es „nur als temporale Vernüpfung einer Mehrheit sich wechselseitig mitbedingender Einzelereignisse gedacht.“³⁸⁴ Aus diesem Grunde kommt der in den funktionellen Gesellschaften typische Sachverhalt zum Vorschein, dass das Individuumserfordernis „nicht mehr durch Unteilbarkeit, sondern durch seine »Teilbarkeit[«]“³⁸⁵ erfüllt wird: „Das Individuum wird durch Teilbarkeit definiert.“ (GS3. S. 223) Diese innovative Perspektive verweist nicht mehr auf Stabilität, in der das Individuum sich in Form der einheitlichen Permanenz finden soll, sondern auf Prozess, in dem es unablässig „sich in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten“ (GS3. S. 223) zerlegt, um sich in den zunehmend beschleunigten Umwandlungen der Gesellschaft an neuartigen sozialen Situationen anzupassen. Auf dieser instabilen Grundlage, in der sich die Temporalisierung und die Fragmentarisierung umfassend finden sollen, wird dann die Frage aufgeworfen, „wie das Individuum diese verschiedenen, multiplen Selbstes miteinander in Einklang bringt,“ anders gefragt, „wie sich ein Selbst trotz individueller Existenz noch Individualität zusprechen kann.“³⁸⁶

³⁸² Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 32.

³⁸³ Im weiteren Anschluss an die Anm. 213 ist hier die folgende Bemerkung auch gültig: „Diese Verknüpfung von Inklusion und Exklusion bei der Konstitution von Individualität wird jedoch in der Luhmannschen Fassung der Exklusionsindividualität kaum ausgearbeitet.“ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 32.

³⁸⁴ Klaus Kuhm: Exklusion und räumliche Differenzierung, S. 65.

³⁸⁵ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 267.

³⁸⁶ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 267.

Für eine mögliche Lösung greift man auf die Zusammenarbeit von Bewusstsein und Person zurück; Individuum als Teilnehmer an verschiedenen Funktionen versteht, was seine einzelne Kommunikationsleistung innerhalb der Funktionsgesellschaft bedeutet, aber bis zu diesem Zeitpunkt versteht doch nicht, wie die zerstückelt bleibenden Funktionserfahrungen nur „als Aufeinanderfolge verschiedener Sequenzen des Abbrechens der personalen Kontakte zu mehreren Funktionssystemen“³⁸⁷ zusammengefügt werden können, weil sie bislang nur noch als temporalisierte Strukturen, in denen sie, sobald sie operieren, in Vergessenheit geraten können, stehen bleiben.

Aber die aufeinander beziehungslosen Ereignisse fließen erst gerade über die Person in diesem Fall als Zurechnungsinstanz auf ein psychisches System ins Bewusstseinssystem hinein, nämlich über den Adressaten treffen das individuelle Bewusstsein und die individuelle Person zusammen, die im funktionalen System eigenspezifisch operiert, und identifizieren sich miteinander. Mit anderen Worten wird die Vielzahl der verschiedenartigen Inklusions- und Exklusionsergebnisse des Individuums erst dann im psychischen System umgeformt zu dem, was als Identität gedacht werden kann, allerdings setzt dabei die Identitätsbehauptung voraus, dass die schon mit dem Bewusstsein identifizierte individuelle Personen „wieder in kommunikative Zusammenhänge eingeführt und dort bestätigt oder verworfen werden,“³⁸⁸ und zwar kontinuierlich. So gesehen ist zu beachten, dass diese Identitätshaltung auf keiner Stabilität der psychischen Struktur, sondern auf der sozialen Dynamik, die das psychische System auf sich immer ändernde Funktionslage beziehen soll, beruht. In diesem Sinne wird die Identität als die vom Bewusstsein geforderte und bearbeitete Aufgabe bezeichnet, „aus offenbar unhintergebar Vielheit an dem Anspruch auf Einheit fest[zuh]alten.“³⁸⁹

Individualität ist darauffolgend als das Bedürfnis des Individuums definiert, die Identität beizubehalten, nämlich dessen Bemühung darum, aus differenziert erfahrenen Bruchstücken der Kommunikationsteilnahme durch die strukturelle Koppelung über die kommunikative Instanz, Person eine semantisch einheitliche Exis-

³⁸⁷ Klaus Kuhm: Exklusion und räumliche Differenzierung, S. 65.

³⁸⁸ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 32.

³⁸⁹ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 267.

tenz herauszubilden. In gleichem Maße wie diese Identitätsbestimmung wird somit die Individualitätsbestimmung „weder auf ein bestimmtes Ziel hin sozialisiert noch auf bestimmte Verhaltensweisen hin festgelegt,“³⁹⁰ vielmehr „kommt [sie] aber nur als Variable in Betracht“ (SA6. S. 128), denn sie soll sich immer im Rahmen der sozialen Evolution entwickeln, die aus der Notwendigkeit resultiert, dass die Gesellschaft parallel zu ihren Differenzierungsaspekten auf die höhere Wahrscheinlichkeit des Kommunikationserfolgs zielt. Die so angesammelten semantisierten Eigenwertigkeiten werden dann auf die oben genannte zirkuläre Weise als eigenartige Individualität aufgefasst. Aus der Theorielogik ergibt sich die Schlussfolgerung, dass das Individuum durch die Evolution seiner Individualität evoluiert, mit anderen Worten, dass es seine „Lebenskarriere [...] in Form eines sachlich und zeitlich je [unterschiedlichen] Managements einer Vielzahl wechselnder Rollen“³⁹¹ aufbaut, indem es sich auf immer neue Selektionsmilieu, die diese gesellschaftlichen Umwandlungen verursachen, einlässt.

Gerade diesem Verständnishorizont folgend können im Weiteren die Verhältnisse des sozial funktionsrelevanten Umbaus zu der neuen Gestaltung der menschlichen Individualität, nämlich derjenigen der Romanfiguren in den »Meister-Romanen«, vor allem innerhalb politisch, wirtschaftlich differenzierter Gesellschaft näher analysiert werden, aber davor nehmen wir einen kurzen Umweg zu einem Versuch, der in Hinsicht auf die bisher dargestellte Individualitätssemantik eine geeignete Anwendung bieten mag, also das tragische Schicksal von Mignon, dessen „sonderbare Natur [...], beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht [besteht],“ (FA. 09, S. 901) zu veranschaulichen, in Anlehnung an die Inklusions- und Exklusionskonjunktur.

Mignon ist die Romanfigur, die scheint, totalexkludiert aus allerartigen Gesellschaftssystemen zu bleiben; zunächst segmentär und stratifikatorisch gesehen befindet sich in ihrem Bewusstseinssystem keine Bezeichnung von Familie, Stamm, Herkunft, geschweige denn von sozialem Stand. Ihr wesentlicher Charakter wird gerade durch die Zugehörigkeit zu keinem haushalts- und standesgebundenen Zusammenhang ausgezeichnet. Auf die gleiche Weise ist Mignon aus jeden funktio-

³⁹⁰ Markus Schroer: Das Individuum der Gesellschaft, S. 281.

³⁹¹ Klaus Kuhm: Exklusion und räumliche Differenzierung, S. 67.

nallen Gesellschaften ausgeschlossen, einerseits kann und will sie doch keine modernen Kommunikationsmedien besitzen, behandeln und verstehen, nämlich im Bewusstsein gibt es keinen Raum dafür, andererseits überwältigt ihre Person die große Angst vor „Kontakt [...] zu allen übrigen Romanfiguren,“ außer zu Wilhelm, dem sich Mignon innerhalb der auf liebesleidender Intimität basierenden Interaktion gewidmet hat, in dem Maße, dass er allein der Gegenstand ihrer Sehnsucht ist und „ihre Beziehung [zu ihm] die einer unmittelbaren Abhängigkeit.“³⁹² Aus dieser kontaktlosen sozialen Isolierung erfasst man, wie die Individualität als die Kontinuität der Identität des Individuums aufgebaut wird; die individuelle Gestaltung Mignons besteht nicht in der Selbst-Enthüllung, sondern der Selbst-Verhüllung, anders ausgedrückt, eigentlich nicht in Kommunikation, sondern Schweigsamkeit, wie der befehlsförmige Appell in ihrem Gedicht, „das Mignon mit großem Ausdruck einigemal rezitiert hatte:“

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich mögte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht“ (FA. 09, S. 726)

Diese Lebenshaltung, in der es sich nicht um die An- und Teilnahme, sondern um die Verweigerung aller Kommunikationsabsichten handelt, wurzelt in ihrem Gedächtnis, in dem sich nicht nur die grausame Erfahrung von der Entführung „in sehr früher Jugend, durch die Gesellschaft Seiltänzer“ (FA. 09, S. 902), sondern auch die daraus erwachte grundlegende Verzweiflung an menschlichem Vertrauen verwickelt finden. Von da an verschließt „das arme Geschöpf“ seinen Mund vor „lebendigen Menschen,“ (FA. 09, S. 902) verbietet sich demnach die strukturelle Kopplung zwischen Bewusstsein und Kommunikation, weil für Mignon die Kommunikation mit anderen, bzw. die Öffentlichkeit des Gedankens nichts anderes als die Lebensbedrohung bedeutet. Eben die traumatisierende innere Verletzung ver-

³⁹² Hellmuth Ammerlahn: Wilhelm Meisters Mignon – ein offenes Rätsel. Name, Gestalt, Symbol, Wesen und Werden. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, Jg. 42, Heft 1, Stuttgart 1975, S. 89-116, hier, S. 90.

stärkt ihre seltsamen Gewohnheiten, die Auffälligkeit der unregelmäßigen physischen Bildung (Vgl. FA. 09, S. 451) und geheimnisvolle Gebärdensprache und Grüße, wodurch Mignon hätte herausfinden sollen, wie sie die Wille zur Sich-Entfremdung kontinuierlich behält, doch ohne Kontakt mit der Außenwelt nicht voll und ganz zu verlieren. Beispielsweise erklärt diese mitleiderregende Anomalie, warum „sie ein gebrochenes mit französisch und italienisch durchflochtenes Deutsch spr[icht]“ (FA. 09, S. 463). Die ungeschickte mangelhafte Sprachfähigkeit ist unmittelbar an das sich entfremdende Bewusstsein angebunden, weil das Bewusstsein, wie eine noch nicht differenzierte embryonale Stammzelle abgekapselt bleibt, ohne den sprachlichen Verkehr und ohne die jeweilig ausdifferenzierten Kommunikationsmedien zu nutzen, keine Differenzierung, die eigentlich fast unendliche Potentialität der Sinnproduktionen stimuliert, erfahren soll.

Aus dieser kontaktlosen Gedankenwelt von Mignon, die ausschließlich von der instinktnahen realitätsblinden Sehnsucht nach dem jungen Dramatiker und ihrer Heimat gefesselt ist, wird die Gestaltung der individuellen Identität abgeleitet; das Individuum spiegelt ihr isoliertes Bewusstsein und ihre mangelhafte unheilbare Anpassungsfähigkeit an die Gesellschaft wider. Sogar kann und will sie nicht auf die gesellschaftliche Differenzierung, die sich in Richtung auf die funktionsrelevante Moderne fortsetzt, reagieren. Der immer höhere Teilnahmedruck der Gesellschaft konfrontiert sich umso kräftiger mit der Entgegenwirkung des Individuums, denn je größer das Inklusionserfordernis von der Außenwelt wird, umso stärker verriegelt sie sich. In diesem Verständnis besteht die Individualität somit aus der mangelhaften sozialen Inklusion, anders gesagt, aus den „Routinen der Exklusion.“³⁹³

Die Verfolgung ihrer Lebensspur sollte gründlich außerhalb der Inklusionsgesellschaft, nämlich nur innerhalb der exkludierten Sozillage geschehen. Im Kontext davon gewinnt diese Erläuterung schließlich an Plausibilität, dass man an Mignons Tod nicht denkt, ohne die „Heimatlosigkeit,“ die von inzestuöser Liebeswahl ihrer Eltern veranlasst wurde, und ohne die „soziale Ortlosigkeit,“³⁹⁴ aufzugrei-

³⁹³ Peter Fuchs: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall, S. 417.

³⁹⁴ Hannelore Schlaffer: Wilhelm Meister. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos, Stuttgart 1989, S. 49.

fen, deren Zustand in der Übergangsperiode zur funktional differenzierten Gesellschaft nicht beständig sein dürfte, um jene gesellschaftliche Umwälzung zu überleben. Im Kontrast dazu deutet die folgende Nachvollziehung der Lebensspur anderer darauf hin, dass der Aufbau der Individualität in Korrelation mit Einbeziehung ihres Bewusstseins in die funktional interessierende Eigenwelt realisiert wird.

3.2.2. Wer trifft kollektiv bindende Entscheidungen? : Politiksystem

Politiksystem ist eine funktional differenzierte Gesellschaft, die symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium Macht als sein Eigentümliches benutzt. Im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie liegt die wesentliche Funktion vom Politiksystem in „*Bereithalten der Kapazität zu kollektiv bindendem Entscheiden.*“ (PG.³⁹⁵ S. 84) Was ist damit gemeint? Meinungsverschiedenheiten in der Gesellschaft sind ein unabdingbares Phänomen, wenn es auf „Diversität der Interessen von Individuen“ (PG. S. 333) ankommt; die unbegrenzte Ausweitung der Interessensspielräume, in denen die Ausnutzung der individuellen Einzelentscheidung in höchstem Maße zugelassen werden kann, sollten jedoch Kontroverse und Konflikte, deren Steigerung unmittelbar soziale Diskriminierung und Desintegration zur Folge haben könnte, hervorrufen, weil unter dieser Bedingung eine rational regelnde Entscheidung, etwa für die Verteilung der von Grund auf knappen Ressourcen, sei es Material oder sei es Kommunikationsmedien, unerreichbar sein soll.

Die Gesellschaft hat daraufhin die Aufgabe, dieses Sonderproblem zu behandeln, das sich aus den immer unbalancierter gewordenen Entscheidungsprämissen ergibt. Insbesondere muss die Politik diese möglichen Konflikte dadurch lösen, dass sie eine angemessene Kapazität für das Entscheiden bereithält. Man rechnet damit, dass „die Möglichkeit, zur Fixierung von Einzelentscheidungen auf andere Entscheidungen oder Nichtentscheidungen vorzugreifen oder zurückzugreifen,“ (PG. S. 85) in Aussicht gestellt werden kann. Im Weiteren soll die problemlösende po-

³⁹⁵ Niklas Luhmann: die Politik der Gesellschaft, Frankfurt/M 2000.

litische Entscheidung kollektiv bindend getroffen werden, in dem Sinne, dass eine Entscheidung selbst nicht nur mit Blick auf Effektivität als vorausgesetzte Prämisse für weitere Entscheidung fungieren, sondern auch „eine Systemreferenz, die den Entscheidenden selbst einschließt,“ (PG. S. 85) garantieren soll. Anhand dieser politischen Funktion entsteht die „Zentralisierung der Entscheidungskompetenz auf bestimmte Rolle,“ (PS.³⁹⁶ S. 41) mit deren Erfüllung es der gesamten „Gesellschaft gelingt, den in bestimmten Rollen und Rollenzusammenhängen ablaufenden selektiven Prozessen die Verbindlichkeit für andere Rollen zu verschaffen,“ (PS. S. 39) womit das politische System unabhängig von anderen Systemen über jeweilige entscheidungsbedürftige Situationen verfügen kann. Bei dieser Formalisierung geht es um das Medium Macht.

Macht ist „als ein Handlungsvermögen zu beschreiben, das sich gegen erwarteten Widerstand kausal durchsetzt,“ (PG. S. 21) und setzt Freiheit, die Absicht und Wirkung der Handlung optimalisiert, voraus. Aber diese Machtfreiheit mag in ein Kontrollproblem geraten, wenn es üblicherweise geschieht, dass ein Handeln immer auf das Handeln von anderen stößt. Daraus kommt die Typisierung in Betracht, dass eine Machtbildung immer in das Verhalten anderer einbezogen wird, und dies die Notwendigkeit der „Einschränkung auf Bewirkung des Verhaltens anderer bedeutet.“ (PG. S. 39) Die Macht wird dadurch in sehr verschiedenen Formen wie Gewalt, Zwang, Befehl, Ignorieren praktiziert, doch sie tritt in der politisch differenzierten Gesellschaft vornehmlich als Einfluss derart auf, dass „andere etwas tun, was sie anderenfalls nicht tun würden.“ (PG. S. 39) Diese Machtausübung hat demnach nichts mit „einer expliziten Drohung,“ wie physischer Gewalt, zu tun, wenn sie es auch braucht, „ein Drohpotential sichtbar zu machen.“ (PG. S. 46) Eine solche Einflussform beruht vielmehr auf der symbolisch generalisierten Drohmacht, deren Ausführung eben in sozialer Kommunikation artikuliert wird. Wenn und soweit ein Einfluss als politische Macht mitgeteilt wird, dann sollte er verstanden werden, und demzufolge kommt die politische Entscheidung, ob der Einflusseinsatz angenommen oder abgelehnt wird. Schlussfolgernd ist zu bemerken, dass aufgrund der Kommunikationskonstellation die moderne

³⁹⁶ Niklas Luhmann: Politische Soziologie, Frankfurt/M 2010.

Gesellschaft die Macht als politische Ressource verwendet, darauf gezielt, die „unbestimmte übermäßige Komplexität [zu] reduzieren,“ (PS. S. 261) also den Entscheidungswunsch zu verwirklichen, der auf die Aufhebung des Auseinanderlaufens von Entscheidungen angewiesen ist.

In älterer Zeit gab es demgegenüber eine andere Machtsemantik: „[S]olange Stratifikation das dominante Differenzierungsmuster“ (GS3. S. 74) war, war das enge Verhältnis von Politiksystem und Ständeordnung ein Normalfall. Anders gesagt, liegt es auf der Hand, dass die Politik sich auf die hierarchische Ordnung stützte, und ferner „politische Herrschaft als die Ordnung der Gesellschaft selbst“ (GG. S. 714) erschien. Diese politische Macht verweist nicht auf die politische Selbstlegitimation, eben nicht auf die selbst begründete Erforderlichkeit, vielmehr auf die in der Spitze der Hierarchie liegende Herrschaft, in der nicht sowohl diese Entscheidungsdominanz, als auch gesamtgesellschaftliche Vorgabe gesucht werden. Dementsprechend konnte der Herrscher eine Entscheidung treffen, ohne sich selbst in den Entscheidungskontext einschließen zu müssen. Dies heißt, dass der Herrscher, dessen Entscheidungsreichweite über die eigentlich politischen Bereiche, aber doch sich selbst ausgenommen, bis in alle sozialen Teilsysteme hinausreichte, im Zentrum der Machtposition, sogar des Machtmonopols stand. Und dadurch identifizierte sich sein Einfluss auf die Politik mit demjenigen auf die ganze Gesellschaft.

Im Laufe der Geschichte ändert sich jedoch die Lage; die Abhängigkeit der Politik von der hierarchischen Ständeordnung nimmt immer mehr ab. Stattdessen, um sich zu artikulieren, sucht sie nach eigenem Konstellationsraum, in dem die politische Zurechnung nicht von herrschender Spitze, sondern von Politik selbst bestimmt wird. Der erste Schritt dafür ist der Unterschied von Öffentlichem und Privatem. In dieser Übergangszeit zur Moderne sieht der Herrscher nunmehr die Unterscheidungsnotwendigkeit, nämlich Haushalts- bzw. Familienangelegenheiten „trotz aller politischen Bedeutung“ (GS3. S. 103) von den öffentlichen abzukoppeln, weil er bloß mit der familieninternen Politik die immer höher gewordene machtbezogene Komplexität nicht erfassen kann: Die von Privatheit gegründete Entschließung allein garantiert nicht mehr seine Herrschaft. Daraufhin baut die politische Ordnung „vom Haushalt des Fürsten getrenn[t]“ (PG. S. 334) eine ei-

gene Struktur auf, worunter sich das befindet, was man Staat nennt.

Staat ist seit der frühen Neuzeit eine neu differenzierte Form politischen Systems, welche politisch funktionale Zentralisierung verstärkt. Wenn man von Staat spricht, ist in größerem Maße die Rede von „Selbstbezeichnung einer politischen Ordnung,“ (PG. S. 190) in dem Sinne, wie die staatliche Bildung immer weniger auf Schichtungslogik beruht, als auf selbstbeschreibender Souveränität, etwa Staatsräson, infolge deren politisch spezifizierte Angelegenheiten durchgezogen werden. Staatsräson weist auf den Geltungsanspruch der „rechtmäßig[en] Herrschaft“ (PG. S. 199) hin, die sich auf Frieden, Gerechtigkeit und Sicherheit als grundlegende staatliche Zielsetzung richten soll. Der Staat soll damit die Aufgabe erledigen, einen Ruhestand zu gewährleisten, „in de[m] jeder seinen Platz einnehmen und ungestört der ihm zukommenden Beschäftigung nachgehen“ (GS3. S. 83) kann, weil „[d]er Perfektionszustand,“ (PG. S. 200) in dem die Verwirklichung des konfliktfreien menschlichen Zusammenlebens ermöglicht wird, nicht mehr von der Natur, sondern von staatlichen Ordnungen stabilisiert werden kann. Auf der Basis vom neuen Weltverständnis stellt sich das Verhältnis von Herrscher und Staat erneut, aber variierend auf, anders ausgedrückt, „[a]m Begriff der Staatsräson werden gelegentlich Herrscherperson und Staat geschieden,“ (GS3. S. 101) selbst wenn die Intention, dass der Herrscher sich mit dem Staat identifiziere, nicht vollständig aufgegeben wird. Der Herrscher soll nun als staatlicher Regierender somit seine Regierungsmacht unmittelbar auf die Verteidigungspflicht gegen eine unruhige Welt beziehen, dementsprechend soll er nicht seine Regierungsgewalt ausnutzen, auch nicht zwecks der Verteidigung seiner Privilegiertheit allein dem Staatsräson gegenüberstehen. In der politischen Rolle sieht man eine Diversifizierung der Rolle, nämlich taucht die Notwendigkeit auf, herrschenden Herrscher und Individuum in einer Person zu unterscheiden, anschließend daran auch das Privatvermögen und öffentliches Vermögen, und ferner Haushaltspolitik und Staatspolitik.

In Anbetracht des sequentiell differenzierbaren Verhaltens wird der Staat als „Riesenorganisation im politischen System“ (GG. S. 841) verstanden, das seinerseits schichtunabhängig, genauer gesagt adelsunabhängig, eher die in Richtung auf mediumsrelevante Spezifizierung umorientierte Gesellschaftsstruktur aufbaut. Nicht

die Stratifikation, sondern die Machtausübung zeichnet nun den Staat aus, in dem die „Durchsetzung der Unterscheidungen von Regierenden/Regierten“ (GS3. S. 87) sich nicht mehr von Schichtzugehörigkeit, sondern von Binarisierung des Machtcodes, anhand dessen „machtausübende und machtunterworfenene Kommunikationen“ (PG. S. 322) geltend gemacht werden, verwirklicht. Werden diese Aspekte, in der die staatliche Politik dank der machtabhängigen Neuregulierung die Selbstrechtfertigung erreicht, akzeptiert, ist es dann verständlich, dass der Adel auch in die Rolle des Untertanen für den Staat gezwungen werden kann. (Vgl. PG. S. 202) Hiermit ist auffallend die staatliche Auffassung von Lothario; er zeigt sich dem Staat untergeordnet, um seine Lebensentfaltung fortzusetzen.

In seinem Bewusstsein liegt der feste Gedanke, dass er nicht mehr seinen Wohlstand auf den Stand, gleichsam „die beschränkten und beschränkenden Vorrechte“ (FA. 09, 887) stützen solle, sondern „auf den Staat als die neue Mitte der Gesellschaft.“³⁹⁷ Er zögert bestimmt nicht, „von sich aus auf die Steuerfreiheit, ein altes Privileg des Adels, [zu] verzichten“³⁹⁸, weil das herkömmliche Privileg des Lehnswesens selbst als obsolet angesehen wird, und man nur damit nicht mehr die politische wirtschaftliche Sicherheitsgarantie erhalten kann. Anders ausgedrückt: „Gegenüber dem adeligen Steuerprivileg tritt er für eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten ein, weil ihm nur so auch der Grundbesitz sicher und legitimierbar zu sein scheint.“³⁹⁹ Die Steuerfreiheit soll daher in die Steuerpflichtigkeit umgesetzt werden. Anschließend daran bringt Lothario das Problem der „Rechtmäßigkeit,“ (FA. 09, S. 886) bzw. der rechtmäßigen Gleichheit auf die Bühne, was seinen Geschäftspartner, Werner, überrascht: „Mir (Lothario v. Verf.) kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Teil abträgt.“ (FA. 09, S. 886) Für den intellektuellen Edelmann ist die politisch bindende Entscheidung diese Rechtmäßigkeit, die ihm verspricht, „mit [seinen] Gütern nach Belieben zu schalten [...] alle in eine lebhaftere, freie Tätigkeit zu versetzen.“ (FA. 09, S. 887) Gerade darin liegt die Aufgabe des Staates; „durch die Er-

³⁹⁷ Fink, Gonthier-Louis: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 26.

³⁹⁸ Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte, S. 368.

³⁹⁹ Wilhelm Vosskamp: Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen, S. 232.

hebung einer gleichmäßigen Steuer“⁴⁰⁰ soll der Staat dem Manifest der Gleichheit diese Rechtmäßigkeit zuweisen, damit Lothario und andere Adligen, vom alten „Lehns-Hokus-Pokus“ (FA. 09, S. 887) befreit, die Verfügung über das Eigentum, konkret gesagt, die Kapitalisierung seines Grundeigentums durchführen. Der Staat soll dadurch seine politische Initiative auf „Glücksbeschaffung“ (PG. S. 206) aller richten und, als deren Voraussetzung, nicht den aristokratischen und bürgerlichen Besitz diskriminieren.

Konfrontiert mit dieser schwierigen Situation, in der sich Lothario um seine Finanznöte kümmern soll, will er schließlich ein staatlicher Bürger,⁴⁰¹ nämlich „ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.“ (FA. 09, S. 887) sein, falls diese starke Abhängigkeit von dem Staat, der seinerseits die Verantwortung für „die Gründung einer Assekuranz“⁴⁰² übernehmen soll, dazu beiträgt, „die Sicherheit des Besitzes“ (FA. 09, S. 886) zu legitimieren, während Wilhelms Schwager, Werner, der „für ein ökonomisch weit, aber politisch wenig entwickeltes Bürgertum“⁴⁰³ ist, „in [s]einem Leben nie an den Staat gedacht ha[t].“ (FA. 09, S. 887) Die reformatorische Haltung Lotharios deutet somit auf die soziale Umstrukturierung hin, in der das Interesse an Adelsgehörigkeit auf dasjenige an Staatsgehörigkeit umgestellt wird. Dies heißt, dass die Änderung sich unmittelbar auf die Notwendigkeit neuer Maßnahmen bezieht, mit denen er ständige, sogar größere Freiheit bei sich aufbewahren könnte, doch allerdings nicht direkt auf die Vorstellung, wie das Problem des Schichtkonfliktes gelöst werden, also wie „eine Verbürgerlichung des Adels und eine Nobilitierung des Bürgertums“⁴⁰⁴ verwirklicht werden kann, wenn auch die Problematik der ungültig gewordenen Schichtordnung nicht verborgen ist. Konsequenterweise fokussiert der Entwurf seiner sozialen Reformation weniger auf Abschaffen des Schichtunterschieds, als auf das bessere Verstehen, wie das selbstproduzierende Politiksystem funktioniert, wodurch die aktivere Teilnahme an der machtbezogenen Kommunikation, hierzu an dem staatlichen System, das inzwischen über die alten

⁴⁰⁰ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 28.

⁴⁰¹ Vgl. Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 26.

⁴⁰² Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 29.

⁴⁰³ Wilhelm Vosskamp: Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen, S. 230.

⁴⁰⁴ Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte, S. 368.

stratifikatorischen Kriterien hinausweicht, ermöglicht wird, sodass sein politischer Einfluss sich nicht abschwächen lässt.

Unter diesem Analyseversuch beobachtet man zwei Organisationen in den »Meister-Romanen«, die mit Blick auf die Entscheidungsfunktion politisch differenziert sind. Aber darin ist die privilegierte Position der adligen Gesellschaft doch noch nicht aufgehoben: Die eine ist die Turmgesellschaft in den »Lehrjahren«, die andere die Wanderergruppe in den »Wanderjahren«.

3.2.2.1. Turmgesellschaft nicht mehr als Bildungsinstanz, sondern als politische Organisation

Die Turmgesellschaft ist eine Organisation, die durch strenges Inklusionsprinzip gekennzeichnet ist, nach dem die Bedingung der Mitgliedschaft unter strikter Kontrolle reguliert wird. Lydie klagt entsagend über die Unzugänglichkeit zur „Turm-Loge“⁴⁰⁵ geschweige denn räumlich, auch auf kommunikativer Ebene: „[I]ch hatte beobachtet, daß sie (der Abbé, der Arzt und Jarno v. Verf.) ein Geheimnis verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum kann niemand zu dem großen Turm gelangen? Warum verbannten sie mich, so oft Sie (Wilhelm v. Verf.) nur konnten, in meine Stube?“ (FA. 09, S. 839f) Nicht allein Lydie, sieht auch Wilhelm dass „eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich“ (FA. 09, S. 871) gewesen ist. Bevor er bestimmt sicher als ihr Mitglied angesehen und in ihr geheimes Vorhaben eingeführt wird, nimmt er schon das ähnliche Ausgeschlossenwerden wahr, als „sie manchmal in vertrauten Gesprächen, [...], auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben.“ (FA. 09, S. 871) Bis zur Lossprechung der Turmgesellschaft ist es ihm nur begrenzt erlaubt, dem Geheimbund räumlich, sozial und kommunikativ näherzukommen.

Eine der Inklusionsbedingungen liegt in der Antwort auf die Frage, auf welchem Grad die Bildung des betroffenen Menschen steht; wie weit er, nach Jarnos Verständnis, bereit ist, „sich in einer größern Masse verlieren [zu] lern[en], [...] um

⁴⁰⁵ Franziska Schöbler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 132.

anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergessen,“ (FA. 09, S. 871) Der pädagogische „Anspruch auf das verpflichtende Tun“⁴⁰⁶ wird schon lange von dem Arzt, der in den »Bekennnissen einer schönen Seele« erwähnt wurde, geltend gemacht: „Tätig zu sein, [...], ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genötigt ist, sollte er anwenden eine deutliche Erkenntnis der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Tätigkeit erleichtert.“ (FA. 09, S. 788) Dabei kommt es auf die dialektische Kopplung von Tätigkeit und deren Reflexion an, nämlich auf „Denken und Tun, Tun und Denken,“ wie Jarno, später Montan in den »Wanderjahren« wiederholt unterstreicht; „das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen,“ (FA. 10, S. 535f) weil man nur dadurch „erst sich selbst kennen [lernt]“ (FA. 09, S. 871) und die Erkenntnis von Handlungsweise und seinem Stellenwert in einer Gesellschaft erhält. So sind die Gebildeten „redliche, gescheite und entschlossene Leute, die einen gewissen allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der gesellige Sinn entstehen kann,“ (FA. 09, S. 944) in dem Maße, dass ein solcher Mensch als zweckrationaler Tatmensch weiß, wie er seine Handlungen sinnvoll ausführt.⁴⁰⁷

Berücksichtigt man diese Teilnahmebedingung, dann ist auffällig, dass es nicht darum geht, ob Wilhelm tatsächlich tätig geworden ist, sondern darum, ob er von der leitenden Gruppe als tätig beurteilt wird; „[g]eeignete Personen werden [demgemäß] rekrutiert, ungeeignete hingegen ferngehalten.“⁴⁰⁸ Wie Jarno eingesteht, wird diese Lossprechung „nur nach [ihrer] Art“ deklariert. Es ist nämlich nicht die Sache zu beweisen, sondern zu entscheiden, ob die Kandidaten tatsächlich „sich genug geübt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen,“ (FA. 09, S. 930) und nach diesem Kriterium lässt sich Friedrich noch außer Acht, wobei Wilhelm die Entscheidung über sich selbst als über-

⁴⁰⁶ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 81.

⁴⁰⁷ Vgl. Marcel Krings: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", 166.

⁴⁰⁸ André Lottmann: Arbeitsverhältnisse. Der arbeitende Mensch in Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen und in der Geschichte der Politischen Ökonomie, Würzburg 2011, S. 133.

reilt zynisch einschätzt.

Es ist um so auffälliger, wenn man beobachtet, dass die private Angelegenheit von Wilhelm in dem Entscheidungsbereich des Turms eingeschlossen ist. Wie oben erläutert, steht Wilhelm inmitten der Heiratspolitik, in der seine Entscheidung für die Werbung an Therese vergebens getroffen worden ist. Der in der Tat mit Abhängigkeit von seinem echten Willen geplante Lebensweg soll sich dem Urteil der zweckmäßig handlungsbestimmenden Männer unterwerfen, wenn auch der Gehorsam im Romanschluss zufällig mit dem Glück koinzidiert, „das [er] nicht verdien[t] und das [er] mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“ (FA. 09, S. 992) Der uneingeschränkte Einfluß auf Wilhelms Innenleben wirkt bis in die wichtigste Frage hinein, ob Felix wirklich sein Sohn ist. Der skeptische Zweifel an seiner Vaterschaft wird nicht durch die Bezeugung von Barbara, der Augenzeugin, die Wilhelms Liebesunglück durchaus gesehen hatte, vertrieben, auch nicht durch die „mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens“ (FA. 09, S. 860) flehenden, aber doch zu spät erreichten Briefe von Mariane, sondern eher vom Abbé: „[...] schwör ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn.“ (FA. 09, S. 875f) Das kurze Manifest allein befriedigt und erfreut den jungen Vater, der dem „sonderbaren und weisen Menschen, dessen Blick in so viele Geheimnisse dringt,“ (FA. 09, S. 875) mindestens bis zu diesem Zeitpunkt blind vertraut. Wilhelms Pflichtbewusstsein für die Vaterschaft wird demnach nicht von weiterem sachbezogenem Beweis, sondern von der Manifestation erweckt, in der man einen großen Einfluss auf einen Mann findet, der von der Notwendigkeit überzeugt sein soll, auf seinen bisherigen Lebensgang von Grund aus fraglich und skeptisch zurückzublicken.

Das dankbare und vertraute Gefühl dauert aber gleichwohl nicht länger an, da Wilhelms Entscheidungssphäre des Zukunftsplans von der Turmgesellschaft unwiderstehlich vorbestimmt ist. Der von Jarno vorgelegte Vorschlag zu Mitreise nach Amerika soll zwar positiv akzeptiert werden, für Wilhelm ist er „aller Überlegung wert,“ (FA. 09, S. 945) aber nur sarkastisch und ironisch. Der andere Vorschlag, dass er als Dolmetscher einen Markese, den Oheims Freund, der in kommenden Tagen die Familie von Lothario besuchen und durch Deutschland reisen will, begleiten würde, entrüstet ihn noch im Herzen, denn der gilt als eine zwingende „Verabredung, ihn bald möglichst los sein zu wollen.“ (FA. 09, S. 948) Jar-

nos Rat, nämlich, dass „eine große Reise zu tun [sei] für einen jungen Mann äußerst nützlich,“ (FA. 09, S. 945) bedeutet nichts anderes als einen drohenden Machteinsatz. Niemand wendet etwas gegen den Reiseplan ein, außer Wilhelm, der nun „sich unweigerlich, schmerzhaft [...] den Regressionen des Turms ausgesetzt [sieht].“⁴⁰⁹ Anfänglich entschließt er sich doch fest, sich von der vom Turm entworfenen Großreise zu entfernen und mit Felix allein „in der Welt zwecklos hin[zu]spielen,“ (FA. 09, S. 950) aber es stehen der sofortigen Abreise zwei Hindernisse im Wege, deren Auflösung nach wie vor vom Erlaubnis und der Entscheidung, die bloß als ein „Ausdruck eines Willens“ (PG. S. 235) vom Turm spontan getroffen werden können, abhängt: Das Verabschieden von verstorbener Mignon und nähere Information über ihren Vater, den Harfner. Wilhelms Widerstandswille wächst nicht mehr, wird eher zur Resignation, als der Abbé ihm den Vorschlag, doch mit Befehlsform gibt: „[...] lernen Sie jedoch wenigstens diesen Mann (den Markese v. Verf.) kennen, der Ihnen [...] auf alle Fälle nützlich sein kann.“ (FA. 09, S. 952) Der Versuch Wilhelms, „[sich] von so mancherlei Banden loszureißen, die [ihm] eine ewige, elende Gefangenschaft drohen,“ (FA. 09, S. 949) wird vergebens unternommen, weil er schon weiß, „daß er länger an sich zu halten nicht imstande sei,“ (FA. 09, S. 949) sodass diese Erkenntnis zum entsagenden Eingestehen führt: „Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, [...]; es ist vergebens in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben. [...] Ich überlasse Ihnen (dem Abbé v. Verf.) ganz, [...], was Sie über mich beschließen,“ (FA. 09, S. 976f)

Folgt man diesem machtausübenden Sachverhalt, dann betrachtet man, dass die Eingliederung in den Turm selbst dem neuen bürgerlichen Mitglied nicht die entsprechende Einflussmacht anbietet, mit der es vermögen würde, die politische Organisation zu verändern und zu reformieren.⁴¹⁰ Hierin soll Wilhelm kein Entscheidender, sondern nur Betroffener der Entscheidung sein, nämlich soll er bloß die Wahl annehmen, weil die schlichte Akzeptanz die einzige Voraussetzung ist, unter der er sich ihnen anschließen kann. Seine Handlungen sind dadurch, bei aller Eigentümlichkeiten, „aus der Perspektive der Turmgesellschaft bereits im vor-

⁴⁰⁹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 137.

⁴¹⁰ Vgl. Klaus-Dieter Sorg, Gebrochene Teleologie, S. 74.

aus entschieden.“⁴¹¹ Wilhelms Inklusion ist von da aus nur begrenzt erlaubt, und der Isolationszustand ist in dem Sinne noch nicht beendet, dass seine Rolle so passiv in Anspruch genommen wie hemmungslos kontrolliert wird. Eine solche Passivität oder sogar der hilflose Widerstand liegt nicht daran, dass Wilhelm die aristokratische Vornehmlichkeit der Hauptfiguren sowie des Abbés, des Oheims, Lotharios und Jarnos anerkennt, sondern daran, dass ihm das Medium Macht innerhalb des zweckmäßigen Geheimbundes umfassend mangelt und daraufhin keine Erhöhung der Einflussstärke zugelassen wird. Wird das politische Medium als Präferenzcode aufgefasst, ist er Nicht-Machthaber, der sich nach wie vor in die Schwierigkeit geraten findet, ein Einflussgebiet zu erweitern, demgegenüber stehen die leitenden Männer der Turmgesellschaft als Machthaber, deren Machtein-satz in dieser Gesellschaft deutlich beobachtbar ist.

Diese Machtdemonstration scheint, wie erwähnt, die adlige Hausherrschaft in der stratifizierten Gesellschaft nachzuvollziehen, wo die aristokratische Existenz einerseits durch das Machtmonopol, das mit nicht öffentlicher haushaltsinterner Bindung der Entscheidungen gewährt wurde, andererseits dadurch gekennzeichnet ist, dass deren Einflusspektrum umfangreich bis hin zu Privatangelegenheiten einer Person erschien. So gesehen könnte man darauf hinweisen, dass die Turmgesellschaft als politische Organisation in der Machterzeugung besteht, die aus dem ständischen Vorrecht stammend auf der noch ungenügend differenzierten politischen Herrschaft beruht. Allerdings darf die reformatorische Charakteristik der als Loge in Erscheinung tretenden Gesellschaft nicht unterschätzt werden, in dem Maße, wie sich der Geheimbund nicht länger unter ständische und feudalherrschaftliche Konsistenzzwänge setzt. Aber gleichwohl, gerade inmitten der Konkretisierung der innovativen Ideenvorräte, zeichnet sich noch die ungleiche Machtverteilung ab. Anders ausgedrückt ist das diskriminierende Verhältnis zwischen Machthaben und Nicht-Machthaben in dem Turm unzweifelhaft deutlich, selbst wenn er „den Feudalabsolutismus, die Souveränität des absoluten Herrschers wie die Ständegesellschaft im Namen einer gleichen Menschheit nachhaltig

⁴¹¹ Klaus-Dieter Sorg, *Gebrochene Teleologie*, S. 81.

unterminiert.⁴¹² „Gleichheit heißt,“ also im Kontext von dieser ambivalenten Situation, „nicht Gleichmachung noch Gleichstellung mit der Masse,“⁴¹³ die seit dem Zeitalter der Stratifikation, insbesondere politisch, zur Einflussausweitung schwächere Leistungen als die Oberschicht gezeigt hatte, sondern die gleiche Zugänglichkeit aller zu sich differenzierenden medienbezogenen Ressourcen.

Daraus ist schließlich erkennbar, in welche Richtung sich die gesellschaftliche Reform entwickeln soll. Die turmgebundenen Reformer wollen und sollen die konventionellen Machtverhältnisse, deren Legitimierbarkeit immer eingeschränkter wird, verlassen, weil die haushaltsmäßige adlige Herrschaft, wie sie wissen wohl, nicht mehr geltend gemacht ist. Sie sollen an der Stelle des unsicher gewordenen Privilegienwesens ein neues Kriterium vorwegnehmen, das sich durch die Ausdifferenzierung verschiedener Kommunikationsmedien und deren selbstreferenzielle Funktion gestaltet, und sich ferner für die daraus folgenden gesellschaftlichen Umwälzungen eignen, die die neuartige Semantik wie Bildung, Tun, Einsicht und Vernunft in Anspruch nehmen.⁴¹⁴ Im Rahmen der neuartigen Machterhaltung nimmt man dann das Reformpathos der Organisation in den »Lehrjahren« auf, welches in zweifacher Weise, einerseits in Richtung auf die wirtschaftliche, andererseits auf die bildungstheoretische Durchsetzung analysiert wird.

Der selbständige Reformplan, der jedenfalls auf „adlig[er] Geburt und ererbte[m] Reichtum,“⁴¹⁵ fußend entworfen ist, zielt darauf ab, die ökonomischen Privilegien zu bewahren, mittels der Verfügbarkeit der Macht, also im Sinne der Verstärkung einer Einflusskonstellation auf andere Teilsysteme, doch nicht des Verharrens in der autokratischen Herrschaft. Dabei handelt es sich um die bewusste Erkenntnis und aktive Akzeptanz von den Medien. Die Erkenntnis geht davon aus, dass „de[r] Boden nicht als alleinige Quelle des Reichtums“⁴¹⁶ betrachtet wird, nämlich, dass „ein noch feudalrechtlich geordnetes Grundeigentum als Sicherheit für Kredite [nicht mehr] dienen könne.“ (PG. S. 382) Lothario, der Landbesitzer und Zentralfigur des reformorientierten Bundes ist hiermit der Auffassung, dass die Grund-

⁴¹² Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 135.

⁴¹³ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 27.

⁴¹⁴ Vgl. Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 27.

⁴¹⁵ Klaus-Dieter Sorg, Gebrochene Teleologie, S. 81.

⁴¹⁶ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 147.

herrschaft unter Berufung auf das Lehnswesen kein wesentlicher Baustein der Vorteile mehr sei. Der feudalistische Grundbesitz sei nichts anderes als eines der rückschrittlichen Vorrechte, um „welche zu genießen,“ so bemerkt er spöttisch, „wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen.“ (FA. 09, S. 887) In gleichem Maße können die Profite aus Bodenprodukten allein seine Zukunftsvorsorge kaum mehr in Sicherheit bringen, obwohl er seine Güter besser zu nutzen vermag und so höhere Einkünfte zu erwarten sind als die ältere Generation. (Vgl. FA. 09, S. 807) Es ist offenkundig, dass dem unerfüllten Bedürfnis der Ökonomie seine entschlossene Absicht entwächst, den Grundbesitz „in „Immobilien“ umzugestalten[;]“⁴¹⁷ denn die dadurch ermöglichte „Pachtung von Land, sein Kauf und Verkauf gelten als lukratives Unternehmen,“⁴¹⁸ mit dem sich „die Veränderungen,⁴¹⁹ [...] die [er] auf [s]einen Gütern machen will,“ (FA. 09, S. 806) beschleunigen könnten. Es ist nunmehr die Rede davon, dass „der adlige Grund und Boden kapitalisiert“⁴²⁰ werden sollte, wodurch Lothario die Vorstellung der Landwirtschaft hinter sich lässt und stattdessen die Geldwirtschaft in den Vordergrund tritt.

Aber die freie Geldbeschaffung und -verwendung müssen politisch konditioniert werden, nämlich wird die wirtschaftliche Entwicklung unbedingt mit der von politischer Machtkonstellation entschiedenen Sozialstruktur gekoppelt, selbst wenn die Konstruktion der geldwirtschaftlichen Eigendynamik zutage kommt. Diese Erkenntnis ist Lothario in der Tat bewusst und für deren Praktizieren hängt er daher vom Staat, der in seine Reformpläne bereits miteinbezogen wird, nicht länger von der alten Feudalordnung ab. Der Staat solle sich dafür, wie oben betont, der Realisierung der neuen Staatsräson, bzw. seiner neuartigen Aufgabe widmen, „die Glückseligkeit aller zu fördern,“ (PG. S. 206) und für die Konsolidierung der Rechtmäßigkeit sorgen, aufgrund deren nicht nur die Bewilligung der adligen Gü-

⁴¹⁷ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 144.

⁴¹⁸ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 147.

⁴¹⁹ Darunter ist auffällig, dass der Landbesitzer auf einige „Befugnisse, [die] [ihm] zwar vorteilhaft, aber nicht so unentbehrlich sind“ verzichten will, sodass er „davon [s]einen Leuten auch was gönnen kann[;]“ (FA. 09, S. 807) „dies[e] wachsenden Vorteil[e] sollen erstmals zum Vorteil für die Bauern ausfallen.“ Marcel Krings: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", 163.

⁴²⁰ Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 216f.

terbesteuerung, sondern auch die Abschaffung „d[er] Verbote, für Bürgerliche, sich in den adeligen Grundbesitz einzukaufen,“⁴²¹ vollzogen werden, um die Abweichung zwischen aristokratischer und bürgerlicher Eigentumskonstellation zu beseitigen.

Die Bedeutungslosigkeit der Standesschranke ist demnach für den Reformadel scheinbar offensichtlich. Die Koalition mit dem Bürgertum, dem seinerseits bereits die Geldzirkulation und die daraus entstehende, Vorteile geläufig sind, ist notwendig und wird dahin als „Bedingung einer prosperierenden Wirtschaft“⁴²² verstanden, in dem Maße, wie diese Allianz dazu dient, die von dem Turm gewünschte Geldpolitik in Wirklichkeit zu ziehen. Sein Wunsch danach, „die Standesvorurteile außer Kraft [zu] setzen,“⁴²³ knüpft jedoch nicht unmittelbar an eine Politikimplikation an, die etwa politische Souveränität des Bürgertums behauptet. Lotharios Reformprojekt setzt in erster Linie auf die neu geforderte Normativität, mit der er die unerschöpfliche Geldquelle suchen will. Anders ausgedrückt richtet sich sein Weltblick hauptsächlich auf den Aufbau der neuen Beziehungsgeflechte mit dem Staat, der „den uneingeschränkten Marktverkehr durch die Erhebung einer gleichmäßigen Steuer garantieren“⁴²⁴ soll, und ferner auf die daraus resultierende freie Eigentumsnutzung, deren Durchführung anhand von der problemlosen Kooperation zwischen Bürgerlichem und adeligem Landbesitzer katalysiert wird, aber durchaus nicht auf die ausgeglichene politische Machtverteilung zwischen den beiden. Es geht somit um die Frage, mit wem dann Lothario und seine Gesellschaft für das „wichtig[e] Geschäft [...], das bei [dem Turm] schon lange vorbereitet ist,“ (FA. 09, S. 944) zusammen arbeiten, mit wem sie „das Turmideal des rationalen Ökonomen“⁴²⁵ teilen können. Die Fragestellung ist konsequent angeschlossen an die Anspruchnahme neuer Beurteilungskategorie, nach der sich die Inklusions- in die und Verbindungsbedingung mit der Turmgesellschaft bestimmt, worüber nun im Rahmen der menschlichen Bildung als zweiter Perspektive der Machterhaltung gesprochen wird.

⁴²¹ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 147.

⁴²² Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 146.

⁴²³ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 26.

⁴²⁴ Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 210,

⁴²⁵ Marcel Krings: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", S. 166.

Die Turmgesellschaft geht hierfür als Bildungsinstanz auf eine pragmatische Lebensführung ein, die durch „[d]as Tun der Menschen,“ das als „fundamentaler Interessensgegenstand des Oheims und schließlich des Turms“⁴²⁶ gilt, verkörpert wird.⁴²⁷ Im Gespräch mit der schönen Seele äußert der Oheim: „Ich verehere den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß“ (FA. 09, S. 777f). Was den Menschen vereherungswürdig macht, sei „Entschiedenheit und Folge,“ (FA. 09, S. 778) die eben in der Lebenspraxis das „Resultat von „Tätigkeit“, d. h. ein Produkt bewußten Handelns“⁴²⁸ herausbildet.

In der Tat zeichnet die Erziehungstheorie der Turmgesellschaft von dem Hauptarchitekt der Bildungsphilosophie, dem Abbé, der Wilhelm „besonders in Gunst genommen“ (FA. 09, S. 931) hat, durch die Tätigkeit aus: „[D]as erste und letzte am Menschen sei Tätigkeit, und man könne nichts tun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe.“ (FA. 09, S. 900) So müsse ein Erzieher den Menschen in der Tätigkeit zu beobachten wissen, anhand deren dieser „seine Neigungen und Wünsche [...] sobald als möglich [...] befriedigen, diese, sobald als möglich [...] erreichen“ (FA. 09, S. 792) wolle. Seine Tunphilosophie fußt vor allem auf „einer Pädagogik des Irrtums“⁴²⁹. Dementsprechend ist er überzeugt davon, dass „die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse“ (FA. 09, S. 900), die die Menschen auf Irrwege führen mag. Der Erzieher müsse die Rolle des Wegweisers, „gewisse Gesetze auszusprechen,“ (FA. 09, S. 907) aufgeben, eher sich selbst den Menschen ausbilden lassen, selbst wenn dieser „Mißgriffe tun [...] unglücklich in die Irre verlieren“ (FA. 09, S. 907) möge, denn „der Irrtum könne nur durch das Irren geheilt werden.“ (FA. 09, S. 931) „[D]ie unglaubliche Toleranz“ (FA. 09, S. 907f) oder sogar Interesselosigkeit an „entschieden ausgesprochen[em] Gesetz“ (FA. 09, S. 907) wird von dem Landgeist-

⁴²⁶ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 139.

⁴²⁷ An diesem Punkt beginnt die neuhumanistische Bildungsidee der vollkommenen harmonischen Entfaltung der Individualität ausgeblendet zu werden, wonach sich der Protagonist von ganzem Herzen gesehnt hat. Stattdessen wird zweckrationale „Sozialutopie“, in der je politische und je ökonomische Teil-nahme aller zu einem bestimmten Ziel realisiert werden könnte, eingesetzt. Vgl. Wilhelm Vosskamp: Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen, S. 235.

⁴²⁸ Claus Günzler: Bildung und Erziehung im Denken Goethes, Philosophische Grundlagen und aktuelle Perspektiven einer Pädagogik der Selbstbeschränkung, Köln 1981, S. 93.

⁴²⁹ Klaus Gerth: „Das Wechselspiel des Lebens,“ S. 111.

lichen, der mit Wilhelm und seiner Theatergruppe die lustige Wasserfahrt im 2. Buch in den »Lehrjahren« genossen hatte, und mutmaßlich Zwillingsbruder des Abbés ist, bekräftigt: „nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschen Erziehers, sondern den irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschurfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer.“ (FA. 09, S. 873) Erst durch die Großzügigkeit, in der die intensive Beobachtung vom Erzieher allein, nicht dessen Intervention erlaubt ist, nimmt der Irrende einen innerlichen Anspruch auf kontemplatives Verhalten wahr, das dazu beiträgt, dass er zunächst die Differenzierung von Tun und Denken entdeckt, dann sich mit der Notwendigkeit, die Wechselwirkungen von dem tuenden und dem denkenden Ich zu stimulieren, befasst, da nur diese Zusammensetzung von dem denken-gebundenen Tun und dem tun-gebundenen Denken, wie „Frage und Antwort [...] eins ohne das andere nicht stattfinden [sollte],“ (FA. 10, S. 536) die Selbstreflexion, von der aus die Menschenbildung heranreifen soll, erreicht. Dies bestätigt wieder nachher Montan: „Wer sich zum Gesetz macht, was [...], das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“ (FA. 10, S. 536)⁴³⁰

In Rücksicht auf das Bildungskonzept „über die Selbsthingabe an die pflichtmäßige Tätigkeit für andere“⁴³¹ wird Lothario als ein gebildeter Mensch anerkannt. Er sei, nach Jarnos Auffassung,⁴³² ein so trefflicher Mann, dass er „sein[en] Überblick und seine Tätigkeit unzertrennlich miteinander ver[binden]“ (FA. 09, S. 934) könne. Lothario, wie der Oheim „diese[m] neuen Weltbürger“ seit der Geburt eine glückliche Ausbildung der Anlagen gewünscht hat, (Vgl. FA. 09, 785) sei „immer

⁴³⁰ Im Fall Wilhelms scheint es plausibel zu sein, dass er erst in den »Wanderjahren«, erst nach „d[er] auferlegt[en] Wanderschaft [...] seines Freundes Forderungen sich gleich[stellt]“ und die entsprechende Reife erlangt, sodass er „dem wahren Zweck einer vollständigen Ausbildung gemäß“ die Gelegenheit nicht versäumt, sein Tun und Denken umzuformen, „um ein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.“ (FA. 10, S. 537)

⁴³¹ Claus Günzler: *Bildung und Erziehung im Denken Goethes*, S. 142.

⁴³² Der „gute Medikus“, der bereits in den »Bekanntnissen« vorgestellt wurde, ist nun von Jarno als „die entgegengesetzte Natur“ bezeichnet, in dem Sinne, dass jener, anders als Lothario, der „nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, [...] seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge [richtet],“ um mehr die Mittel zur Tätigkeit zu verschaffen, weniger um die Tätigkeit hervorzu- bringen und zu beleben. Diese Beurteilung impliziert, dass die Turm innerhalb deren tunorientierten Bildungsphilosophie den mit Blick auf Lebenspraxis unterschiedlich erreichten Bildungsvorbildern die entsprechende Berechtigung einräumt.

im Fortschreiten“ und führe, „wo er auch sei, eine Welt mit sich, seine Gegenwart beleb[e] und feuer[e] an.“ (FA. 09, S. 934) Der reformatorische Edelmann⁴³³ selbst behauptet, dass der Gebildete „auf eine würdige Weise tätig sein“ müsste, nämlich nicht nur „seine Pläne in die Wirklichkeit umsetzen“⁴³⁴, sondern auch für andere „ohne herrschen zu wollen,“ tun könne, in der Weise, dass er „sie zu ihren Zwecken führt, die sie meistens recht gut im Auge haben, und nur meist die Wege dazu verfehlen.“ (FA. 09, S.990)

Fasst man nun die bisherige Erläuterung zur Tätigkeit zusammen, die sich auf den Aufbau der Selbsterkenntnis beruft, wodurch der Mensch sich selbst kennt und weiß, wie er sich der pflichtmäßigen Tätigkeit in einer Gesellschaft hingibt, so ist es festzuhalten, dass die Turmgesellschaft zweifelsfrei die erzieherische Charakteristik darbietet, doch im Grunde genommen als eine sich politisch bestimmende Organisation aufgefasst wird, in dem Sinne, als sie der Funktion der Entscheidungsmacht eine wichtigere Position bietet. Der geheime Reformbund blickt ohne weiteres in eine neue Gesellschaft hinein, für deren Verwirklichung vor allem die Fortsetzung der wirtschaftlichen Überlegenheit, darüber hinaus die neuartige Bildungsabsicht und das ihr entsprechende Menschenbild notwendig sind.

Konsequenterweise, um sein Telos in die Praxis umzugestalten, bedarf der Turm der Entscheidungsdominanz, mit der sie die vielseitigen Entscheidungsgegenstände, die sich nicht nur in politischen, ökonomischen, sondern auch in bildungstheoretischen Bereichen befinden und noch über Privatangelegenheiten hinausreichen, in Richtung auf das eigene Ziel arrangiert. Gerade daran liegt die Forderung der Machtkonzentration, die den politischen Charakterzug des Turms deutlich macht. Die Turmmitglieder sollen allerdings nicht außerhalb ihrer Funktionsleistungen stehen; sie sollen als Entscheidende nicht von dem Entschiedenen ausgeschlossen werden, eher sich an die von ihnen getroffene, nämlich sich bindende Entscheidung halten. Diese Regelung impliziert somit die Anpassung des Adels an die neue Lebensbedingung, in der der Adlige die Rolle der Regierenden nach wie vor nicht übersehen will, in dem Maße, dass er, schneller und besser als Bürger-

⁴³³ Nach seinem Kriterium ist seine Schwester Natalie ein lebhaftes Beispiel, selbst wenn sie bei der Erziehung ihrer Mädchen die pädagogischen Grundsätze der Männer nicht annahm.

⁴³⁴ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 28.

tum, an die politische Macht, die von da her nicht mehr von Naturrecht, sondern von Mediumsverfügbarkeit abhängt, herankommt,⁴³⁵ doch ohne ihr feudalistische Ideengut vollständig zu verlassen. In der Wanderergruppe in den »Wanderjahren« ist auch diese ähnliche Tendenz zu betrachten, die im folgenden Abschnitt erörtert wird.

3.2.2.2. Andersartiges Urteil der Verbannung : Wanderergruppe

Nach der politischen Auffassung, die von Luhmanns Theorie herkommt, ist die Wanderergruppe in den »Wanderjahren« wie die Turmgesellschaft als politische Organisation bezeichnet, in dem Sinne, dass sie auf kollektiv bindende Entscheidung eingeht. Sieht man die Mischungskonstellation der Gesellschaftsdifferenzierung in Goethes Alterswerk, wird man in erster Linie auf die Fragestellung aufmerksam, wer der Machthaber ist, der sich berechtigt, die Entscheidung für „allgemein[e] Fortwanderung“ (FA. 10, S. 664) oder „[d]as bedeutende Werk“ (FA. 10, S. 690) zu treffen, und wie diese Berechtigung zum großen Projekt erlangt werden kann.

An „de[m] höchst bedeutende[n] Tag,“ (FA. 10, S. 664) wo man Lenardos Auswanderungsrede erwarten soll, und gerade in dem Moment, wo dieser Veranstalter der Auswanderung, Friedrich und der Amtmann,⁴³⁶ die von dem Erzähler als Vorgesetzte bezeichnet werden, im Begriff sind, „den gebührenden Platz einzunehmen,“ (FA. 10, S. 665) tritt „ein Mann von einnehmendem Wesen“ (FA. 10, S. 665) zum ersten Mal in die Romanhandlung. Man überlässt dem Unbekannten, dessen Name Odoard lautet, „einen Ehrenplatz,“ bloß weil „sein Betragen“ „so gesittet,

⁴³⁵ Mit der Argumentation wendet sich diese Romananalyse von dem traditionellen Konzept über die Harmonisierung des Klassenunterschieds, insbesondere mit Blick auf das Politiksystem, ab, da die Oberschicht die jeweils sich differenzierenden Kommunikationsmedien mit dem Bürgertum nicht ganz freiwillig teilen will, und dahingehend wird dieser Aspekt in den »Wanderjahren« doch nicht ausgeblendet.

⁴³⁶ Als der Amtmann im ersten Kapitel im 3. Buch Wilhelm vorgestellt wurde, bezeichnete man jenen als dritten Vorsitzenden, wahrscheinlich Lenardo und Friedrich folgend. Aber nach Odoards Anschließung an die Wanderergruppe soll der Amtmann ihm bereits seinen Platz nachgeben, wie der Planer der Binnenwanderung in seinem Vortrag proklamierte: „So sind unser Drei über ansehnliche Landesstrecken zu gebieten befugt[.]“ (FA. 10, S. 692) Dies impliziert, dass „das *Band*,“ (FA. 10, S. 592) das „ein[] oder mehrere Vorgesetzte“ (FA. 10, S. 593) heißt, eine hierarchische Charakteristik hat, die sich nicht ganz von stratifikatorischen Ständeordnungen verabschiedet.

zuvorkommend und freundlich [ist].“ (FA. 10, S. 665) Nicht nur die Vorsitzenden, sondern auch alle Anwesenden wenden nichts dagegen ein. Eher ist seine Bitte, an der Abschlussveranstaltung teilzunehmen, unmittelbar an die weitere Erlaubnis angebunden, „sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen [...], oder eine besondere Sitzung [zu] verlang[en],“ (FA. 10, S. 673) während der Titelheld Wilhelm als Zuhörer in der Versammlung stumm bleibt und lediglich die Rolle des anonymen Publikums übernimmt. Der Erzähler informiert die Leser doch nicht, ob Wilhelm auch „de[r] gebührend[e] Platz“ (FA. 10, S. 665) geboten wurde.

Erstaunlicherweise scheint diese improvisatorische Entscheidung, Odoard anzunehmen, nicht durch langfristig entworfene Planungen, sondern bloß durch seine „imposante Gestalt, welche sowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen Leben hindeutete,“ (FA. 10, S. 665) begründet zu werden. So gesehen erlaubt es ihm nicht eine planmäßige Zwecksetzung, sondern die scheinbar höhere aristokratische Anmut, die bei den Führern mit dem ersten Blick anerkannt wird, „[s]eine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren und sie von der Zuverlässigkeit [s]einer Sendung zu überzeugen.“ (FA. 10, S. 674) Odoard wird sofort zu einem „vorzüglichen Menschen“ (FA. 10, S. 674) und taucht als Führer des „binneneuropäisch[en] Siedlungsprojekt[s]“⁴³⁷ auf. Darüber hinaus besteht kaum Zweifel an der Repräsentationsberechtigung der Adligen, als die Masse, meistens Handwerker, mit den Führern übereinstimmt, nämlich die Arbeiter in den beiden Fällen Leonardos und Odoards mit sprachlosem Zuhören und nach dem Vortrag mit dem Gesang der harmonisierten Stimme zur stimmungsvollen Veranstaltung beitragen.

Hierbei zurückkehrend auf die insbesondere in dieser Situation aufgegriffene Frage, wer der Machthaber ist, sollte die Antwort unter Berücksichtigung der sozialen Umwandlung, in der der Adel als Privilegierter seine existentielle Krise wahrnimmt, gesucht werden. Was die repräsentative Legitimation angeht, sollte zuerst die herrschaftliche Machtkonzentration erwähnt werden; die politische Repräsentation beruft sich noch auf die „Ableitung aus nichtpolitischen Geltungsgründen,“ (PG. S. 333) also auf „die feudalistischen Besitzverhältnisse,“⁴³⁸ die in dem

⁴³⁷ Günter Saße: *Auswandern in die Moderne. Tradition und Innovation in Goethes Roman ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹*, Berlin/New York 2010, S. 224.

⁴³⁸ Henriette Herwig: *Das ewig Männliche zieht uns hinab: ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹*, S.

alten totalitären Machtgesetz verankert wurden, doch im Laufe der Gesellschaftsdifferenzierung in die Bewahrungskrise geraten. In der Tat sind die Führer noch damit im Begriff, den Menschen „ein hinreichendes Tagewerk auf mehrere Jahre anzubieten“ (FA. 10, S. 674) und dadurch ihre Siedlungsprojekte in die Tat umzusetzen.

Wie gesagt geht es um die überlappende Situation in der Gesellschaft. Ungeachtet des noch verbliebenen Hintergrundes dürfen sie jedoch nicht mehr Feudalherren sein, weil das Vorrecht als naturelle Gegebenheit seine Gültigkeit verloren hat. Aus diesem Grund soll sich die adlige Gesellschaft an neuförmiges Machtgesetz, das auf einen politisch spezifizierten Teilbereich setzt, gewöhnen. Der neuartige Machteinsatz wird daher nicht durch die Notwendigkeit der Schichtdifferenzen, auch nicht durch Oberschichtensemantik wie Tugend, Prestige oder höfische Moral, sondern durch die Sinnproduktion bestimmt, die bloß im Fall der Politik veranschaulicht wird, in dem Maße, wie eine Entscheidung Einfluss auf das Verhalten anderer ausübt, aber doch gleichzeitig die Bezugnahme auf die Macht generalisiert werden muss, weil nur damit das politische Medium über die Ständeordnung hinweg stehend seine Überzeugungskraft optimalisieren kann. Das heißt: Der Entscheidende muss sich selbst in das Entschiedene einbeziehen. Demnach wird in der Aus und der Binnenwanderungsgruppe das sich bindende Entscheidungsprinzip zum Zweck der strikten Mitgliedschaftsbedingung praktiziert.

Daran anschließend ist die grundsätzliche Frage aufzuwerfen, wer sich dann an dem großen Unternehmen beteiligen kann, nämlich „wer zum selbstbestimmten Mitglied der Arbeitsgesellschaft wird und wer nicht, [...] in welchem Maß jemand ein solches Mitglied sein darf und in welchem nicht.“⁴³⁹ Die Voraussetzung der Verbindung liegt darin, dass „in irgend einem Fache“, Friedrich zufolge, „einer vollkommen sein [muß]“ (FA. 10, S. 613). Dies bestätigt auch Lenardo: „Niemand tritt in unsern Kreis, als wer gewisse Talente aufzuweisen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Gesellschaft dienen würden.“ (FA. 10, S. 632) Gemäß dieser Mitgliedschaftsregelung können Philine, die man bisher für „das unnütze Geschöpf von der Welt,“ gehalten hat, und Lydie, die aus der Turmgemeinschaft in

166.

⁴³⁹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 229.

den »Lehrjahren« gründlich ausgeschlossen war, zusammen „das nützlichste Glied der großen Kette“ (FA. 10, S. 613) des Auswandererbundes werden, weil jene als Schneiderin, diese als Näherin, nämlich sich sachbezogen ausgebildet haben und sie sich damit mit ihrer zweckmäßigen Tätigkeit beschäftigen können. Ebenso darf Wilhelm die Mitgenossenschaft erst in Anspruch nehmen, wenn er jeden Augenblick „seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt“ (FA. 10, S. 555), nämlich entschließt er sich, wie oben erwähnt,⁴⁴⁰ Wundarzt zu werden, statt sich die allseitig harmonische Bildung zu wünschen.

Die Vorgesetzten selbst sollten keine Ausnahme auslösen, damit sie, wie Friedrich⁴⁴¹ sagt, „zu einem würdigen Mitglied dieser großen Karawane“ (FA. 10, S. 612) werden. Er ist selber bereit, als ein geschickter Protokollant zu arbeiten und weiterhin „wo's Not tut, gleich eine ganze Kanzlei“ zu sein, weil ihn „niemand an Gedächtnis übertreffe, niemand an einer schnellen leichten leserlichen Hand.“ (FA. 10, S. 613)

Lenardos Fähigkeit zum Technischen wird schon von seiner Tante Makarie angedeutet: „Von Jugend auf entwickelte sich in ihm (Lenardo v. Verf.) eine gewisse muntere, technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntnis und Meisterschaft fortschritt.“ (FA. 10, S. 391) Aber er fühlt sich allerdings nicht veranlasst, sich einer handwerklichen Arbeit hinzugeben, sondern die Handwerkstätigkeit zu unterstützen. Sein „gewisser Trieb zum Technischen“ (FA. 10, S. 614) entwickelt sich nämlich in eine Richtung der tieferen Einsicht des Notwendigsten und des sichersten Ziels, denen man sich widmen muss. So führt ihn das praktische Lebensverhalten auf die Auffassung, dass man sich mit tieferem Ernst auf „alle[s], was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist,“ (FA. 10, S. 615) einlassen muss. „Unter dem Gesichtspunkt der Machbarkeit“⁴⁴² der Welt kommt Lenardo zur weiteren Erkenntnis, dass man in zwischenmenschlicher Gesellschaft der menschlichen Tätigkeit und Leistung höheren Stellenwert als Besitz einräumen sollte, in dem Sinne, dass

⁴⁴⁰ Siehe Kap. 2.1.

⁴⁴¹ Siehe Kap. 3.1.1. zur kurzen Darstellung über seinen ungewöhnlichen Bildungsgang, der sich anders als seine Geschwister abzeichnet hat.

⁴⁴² Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 199.

„[d]ie Leistung als Teil der Person externalisiert, zu seinem »zweiten Selbst« gemacht, das dem »ersten Selbst« entspringt, [wird]“⁴⁴³ wie Montan bereits diesen Identifikationsgedanken im ersten Buch äußert. (Vgl. FA. 10, S. 295) In Anlehnung an das Weltverständnis reduziert sich seine Fähigkeit, „etwas zu wirken und zu schaffen“ (FA. 10, S. 615) auf Personalmanagement; Lenardo, der „den Typus des Technikers [repräsentiert],“⁴⁴⁴ hat einen feinsinnigen Blick, mit dem er es zu schätzen weiß, welche eigentümliche Technik wem zur Verfügung steht und zudem in welchem Bereich sie gefordert und gefördert wird. Darüber hinaus versteht er sich schon als Knabe auf die Menschenbehandlung, mit deren Taktik er seine Intention, die handwerkliche Gabe des einzelnen Menschen zu nutzen, sei es durch „Rechnung,“ „Anforderungen“ oder durch „Überzeugung“ (FA. 10, S. 615) bis zum höchsten Grad einverleiben kann, um den von ihm geplanten Weltbund zu schließen und zu gründen.⁴⁴⁵ Zugunsten des großen Projektes handelt es sich schließlich darum, dass „[a]lle brauchbaren Menschen [...] in Bezug unter einander stehen [sollen]“ (FA. 10, S. 672), was man für den Inbegriff der Auswanderungsrede Lenardos hält.

Wie bisher dargestellt ist die Vollkommenheit in einem Fach eine grundlegende Voraussetzung für die Mitgliedschaftschance. Hierbei soll es zwar keinen Unterschied und kein Vorrecht geben, aber doch schreibt diese instrumentelle Fertigkeit allein nicht jedem eine gleiche Teilnahme an dem Entscheidungsprozess mit Bezug auf Wanderungsunternehmen zu. Nämlich in dem Wandererbund „ist die volle Gleichheit freilich noch nicht durchgeführt“⁴⁴⁶. Es ist dabei die Rede von Besitzverhältnis; der Grundlinie zufolge ist „Besitzenden wie Besitzlosen [...] der

⁴⁴³ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 247.

⁴⁴⁴ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 162.

⁴⁴⁵ Odoard ist auch derjenige, der „alle seine Kräfte [...] in Tätigkeit setzen“ (FA. 10, S. 679f) kann, aber im Vergleich mit Lenardo besteht sein Vermögen im Wesentlichen darin, „gut Haus zu halten“ (FA. 10, S. 691), weniger in der technischen Tätigkeit. Der junge Führer hat, wie die Novelle »Nicht zu weit« zeigt, bisher durch seine „umfassende Bildung des Geistes, des gesellschaftlichen Anstands und des Verhandlungsgeschicks“ die verwaltungsbezogenen Leistungen erfolgreich erbracht. Vgl. Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 320.

⁴⁴⁶ Gustav Radbruch: Wilhelm Meisters sozialistische Sendung. In: Klaus Lüderssen (Hrsg.): Die wahre Liberalität ist Anerkennung. Goethe und die Jurisprudenz, Baden-Baden 1999, S. 101-122, hier, S. 112.

Eintritt in den Bund möglich,⁴⁴⁷ doch zugleich wächst der Unterschied zwischen den beiden Menschengruppen in dem Maße, wie jene als Kapitalisten die Geldvorsorgung für den Aufbruch in eine bessere Zukunft ermöglichen; man könnte die Wanderungspläne kaum verwirklichen, ohne das ökonomische Mittel bereitzustellen. So gesehen sind die „Inklusionshierarchien“ (PG. S. 70) unvermeidbar. Unter dieser Prämisse soll daher die Zielsetzung des Bundes größtenteils zu dem Erwartungshorizont der Geldgeber, die von Geburt aus basierend auf Grundbesitz den Wirtschafts- und Machtvorteil erhalten haben, tendieren. In Hinsicht auf die ungleiche, doch politisch unübersehbare Entscheidungskontellation in den Wanderungsgruppen bleiben noch einige Fragen übrig, die im vorliegenden Abschnitt schließlich gestellt werden sollten: was und wie wird dann entschieden?

Die Entscheidung der Vorsitzenden des Aus- und des Binnenwandererbundes besteht in der wirtschaftlichen Sicherheit, die parallel zur gesellschaftlichen Umwälzung in eine Krise geraten ist. Geschweige denn die niedrige Schicht sieht sich die höhere mit der Notwendigkeit konfrontiert, „die *wirtschaftliche* Grundlage ihres Lebens zu sichern,“ die gerade mit „d[er] *ontologisch[en]* Sicherheit“⁴⁴⁸ verknüpft ist. Für die Existenzsicherung initiiert Lenardo die „Bereitschaft zur Mobilität,“⁴⁴⁹ dadurch könnte der von ihm konzipierte Weltbund endgültig verkörpert werden, demgegenüber fokussiert Odoard auf die alte Welt, in der noch mehr und besserer Anbau als bisher gefordert wird. Es handelt sich nunmehr darum, dass zum Erfolg der beiden Großprojekte die adligen Projektplaner gemeinsam, wenn auch sie „dem ›zentrifugalen‹ Migrationsprojekt des Auswandererbundes das ›zentripetale‹ Gemeinschaftskonzept einer binneneuropäischen Kolonie entgegen[stellen],“⁴⁵⁰ Arbeiter, vor allem Handwerker bedürfen, denen auch „ein[e] Entscheidung mit vermutlich lebenslangen Konsequenzen“⁴⁵¹ bevorstehen.

Vor dem Hintergrund schließt sich die Entscheidung der Führer an die Entschei-

⁴⁴⁷ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagen“, S. 86.

⁴⁴⁸ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 187.

⁴⁴⁹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 172.

⁴⁵⁰ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 183.

⁴⁵¹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 165.

dungen der Handwerker an. Aber die Entscheidungsbindung soll nicht durch ausweglose hierarchische Befehls- oder gewaltige Machtsform, die in stratifizierter Hofgesellschaft geläufig war, erfolgen, stattdessen durch die Entscheidung selbst, die mit Unterstützung von der Kommunikationsform wie Meinungswechsel, Überzeugung, Aufruf oder Überreden, doch nicht von der offenbloßenden Forderung unbedingten Gehorsams ihre Eigenlogik aufbauen kann, dabei findet sich der Geltungsgrund dieser Operation darin, dass die politisch motivierte Macht als ein kommunikativ zu verstehendes Medium in ein Bewusstsein hineinfließt, sodass die bewusste Person entschließt sich, entweder die vom Medium gelieferte Information anzunehmen oder abzulehnen. In diesem symbolisch generalisierten Kontext von Macht ist demnach die Entscheidungsmanipulation der beiden Leiter Leonardo und Odoard in dem Sinne auffallend, dass sie in der Lage sind, diese Machtausübung als Konditionierung der Komplexität der politischen Sachverhalte durch Kommunikation anzuwenden. Offenbar steht die modernisierte Funktion der Macht ihnen zur Verfügung und zwar sieht man diese Charakteristik in den Reden der beiden Kolonisationsführer vor dem Publikum.

Zunächst kommt es bei Lenardos Auswanderungsrede im 9. Kapitel im 3. Buch auf den größeren Wert an, der nicht durch Grundbesitz, auch nicht durch Sesshaftigkeit, sondern durch bewegtes Leben gewonnen wird.⁴⁵² Es sei die Zeit gekommen, wo man den Menschen, insbesondere den Jüngern „ein[e] gewiss[e] Beweglichkeit“ zulassen und „die ungeduldige Lust nicht [...] unterdrücken [solle], [...] Platz und Ort zu verändern,“ (FA. 10, S. 667) weil es der unverdeckte Naturtrieb der Jugend sei, dass sie nach ihrer Bildung „sich sogleich getrieben [fühlt], weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgendeine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaschen könne.“ (FA. 10, S. 667) Daher gelte es als das unzeitgemäße Verhalten, dass man die verbreiteten Blicke verschließt, mit denen die Jünger sehen, wie „unermeßliche Räume der

⁴⁵² Man könnte sich fragen, warum sich die in der ersten Fassung verkündete negative Haltung der Wanderergruppe gegenüber dem Auswanderungsmotiv in der später erschienen Fassung zur positiven verändert. Das liegt m. E. weniger an dem politischen, sondern an dem wirtschaftlichen Zusammenhang; Leonardo und seine Freunde als Machthaber hätten sich ohne Zögern dafür entschieden, wenn ein größerer Vorteil sicher gewesen wäre. Siehe zu dem veränderten Siedlungsprojekt. Kap. 3.2.3.2.

Tätigkeit [vor ihnen] offen stehen.“ (FA. 10, S. 666) Aber diese Lustbarkeit wird sogleich von der Angst geleitet; der monadische Lebensweg kann nämlich, selbst wenn er als „ei[n] zeitlos gültig[es] Verhaltensmuster“⁴⁵³ der Menschen anerkannt wird, wie Lenardo in seiner Rede mit der Aufzählung verschiedenartigen Berufslebens nachvollzogen hat,⁴⁵⁴ dem Kampf gegen „Trennungsschmerz“⁴⁵⁵ von Familie, Unbekanntheit oder Fremdheit nicht aus dem Weg gehen.

Gerade in der ambivalenten Lage, wo sich die lustvolle Zukunft mit der Ängstlichkeit vermischt, wird das Ziel der Rede herausgefunden: Lenardo hat deutliche Intention, die Ängste der meistens jungen Anwesenden zu mildern.⁴⁵⁶ Sein Überzeugungsversuch geht von der Notwendigkeit aus, dass die menschliche Geschichte diejenige der Mobilität gewesen sei. Die Bewegung und Wanderung als „eine übergeschichtliche Konstante“⁴⁵⁷ ist eher sowohl eine gewöhnliche Lebensform, als auch ein grundlegendes Bedürfnis, womit die Menschen ihre „Aufmerksamkeit dem zusammenhängenden, weiten, breiten Boden so mancher Länder und Reiche“ (FA. 10, S. 666) zugewandt und erst danach Bebauung, Bepflanzung, Verschönerung und Verteidigung des Bodens möglich gemacht haben. Der hohe Wert des Grundbesitzes ist allerdings keineswegs zu verneinen, aber die Bodenkultivierung soll das Bewegliche voraussetzen, in dem Maße, dass es den meisten und höchsten Teil der Güter ausmacht. Diese Akzentsetzung wird noch „durch eigene Übervölkerung,“ (FA. 10, S. 666) verstärkt, nämlich in Europa, wo man in die bedrohende Situation geraten ist, in der man sich „einander innerliche dräng[t] [...] das Urteil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.“ (FA. 10, S. 666)

Aufgrund der Zeiterkenntnis überzeugt der Führer der Auswanderungsorganisation die Zuhörer, die ihrerseits durch die Inklusion von einer besseren Zukunft

⁴⁵³ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 202.

⁴⁵⁴ Die von Lenardo konturierten mannigfaltigen Tätigkeiten können insoweit auf „eine Typologie der Arbeit“ reduziert werden, als er der Auffassung ist, dass der Aufbau der Arbeitswelt die wesentliche Bedingung für die Entwicklung der Kolonisation, solange, als der arbeitende Mensch vom Auswanderungsplaner hochgeschätzt wird. Vgl. André Lottmann: Arbeitsverhältnisse, S. 214.

⁴⁵⁵ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 170.

⁴⁵⁶ Vgl. Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 200.

⁴⁵⁷ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 202.

träumen, von dieser Migrationsbewegung, deren Realisierung anhand der Synthesisierung der zeitlosen Notwendigkeit und der Lustbarkeit, die aus Neuigkeit, Neugierige und Wißbegierde entspringt, immer konkreter werden könnte. Aber diese große Initiative bleibt nicht nur als „die Züge eines abenteuerlichen Neubeginns“⁴⁵⁸ übrig, denn „[d]ie Zeit ist vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte.“ (FA. 10, S. 671) Daraufhin hängt Lenardos Ermutigung nicht von der bloßen „Leidenschaft, noch [von] irgend einer andern Nötigung, sondern [von] einer dem besten Rat entsprechenden Überzeugung,“ (FA. 10, S. 667) ab, mit der die mögliche Lebensangst getilgt und dagegen die mobile Leistungsmöglichkeit erhöht werden kann.

Trotz der positiven Aussicht für die kommende Zukunft fehlen doch dieser „genau kalkuliert[en] Rede“⁴⁵⁹ die vertrauensvollen Einzelheiten, die eine Erklärung geben sollen, wie das große Unternehmen dann den einzelnen Kolonisationsmitgliedern die Lebensversicherung, die vor allem von wirtschaftlicher Stabilität unterstützt ist, garantiert. Mit anderen Worten ist es noch fragwürdig, ob das Auswanderungsmotiv Lenardos mit dem der Arbeiter identifiziert werden kann, und wie das persönliche und das gemeinschaftliche Interesse miteinander zusammenhängen und arrangieren können. Die ähnliche Provokation ist im Vortrag von Odoard auch enthalten.

Wie gesagt richtet sich der Führer der Binnenwanderer auf den Siedlungsplan, zwar gegenüber Lenardo, „[i]n der alten Welt“ (FA. 10, S. 691) um das Ziel zu erreichen, aber analog wie Lenardo, „die wirtschaftliche Raumnutzung zu verbessern“⁴⁶⁰ und dafür ist die handwerkliche Arbeit nötig. Anschließend daran pocht Odoard in seiner Rede darauf, dass die versammelten Handwerker an dem von ihm durchgedachten Großprojekt teilnehmen sollen. Es geht dabei um seine bemerkenswerte Überzeugungsstrategie,⁴⁶¹ in der zweifache Charakteristik zum Vorschein kommt; einerseits durch die Selbstdarstellung als „ein[] omnipotente[r]

⁴⁵⁸ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 214.

⁴⁵⁹ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 200.

⁴⁶⁰ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 339.

⁴⁶¹ Abgesehen von dem hier erwähnten politischen Aspekt soll die wirtschaftliche Inanspruchnahme auch nicht ausgeschlossen werden, in dem Sinne, dass das Siedlungsprojekt nicht einen einzi- gen, sondern mehrdimensionalen Erfolgsfaktor berücksichtigen muss. Siehe Kap. 3.2.3.2.

»Führer[]«⁴⁶² und andererseits durch „Lob des Handwerks“⁴⁶³ als strenge Kunst.

Im einleitenden Teil der Anwerbungsrede hält er als anerkannter Verwalter einer Provinz von seinem Fürst seine wirtschaftliche politische Zuverlässigkeit und Kompetenz nicht geheim. Es gebe keine leichtere Verpflichtung als diese, für die Sicherheit des Haushalts zu sorgen. Seine Tüchtigkeit und das ausreichende Bildungsniveau gewöhnen sich daran, „Mißbräuche zu beseitigen, menschlicher Fähigkeiten sich zu bedienen, den Bestrebsamen nachzuhelfen.“ (FA. 10, S. 691) Er wolle auf der Basis von der glücklichen Statthalterschaft weiter zu dem Besseren und zu „d[em] Wünschenswerteste[n]“ (FA. 10, S. 691) erlangen. Aber es war unmöglich, dieses Reformvorhaben in Wirklichkeit zu setzen, weil ihm die Gewohnheiten und das überkommene Machtverhältnis einen Riegel vorschoben haben. Er ist nämlich von dem Herkömmlichen gefesselt worden und sich nur „innerhalb [s]einer Lage am besten gehalten“ (FA. 10, S. 692) hat. Inzwischen liegt es ihm eine Erkenntnis vor, dass eine neue Zeit herankommt. So bekennt der Statthalter: „[I]ch bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe.“ (FA. 10, S. 692) Das von ihm erwähnte Jahrhundert ist nichts anders als die Zeit, „die [...] an die Stelle der Vernunft treten und in einem erweiterten Herzen der höhere Vorteil den niedern verdrängen [soll].“ (FA. 10, S. 693) Von dieser Zeiterkenntnis aus soll man daher nicht mehr in der Gegenwart verbleibend suchen, was er zu tun hat, sondern eine Zukunft, in der man mit erweiterter Weltanschauung größeren Vorteil als kleineren verfolgen kann, erschaffen. Dies könnte jedoch nicht dem Einzelnen, wenn auch er am intelligentesten und sein Verstand am durchdringendsten wäre, gelingen, weil „die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen.“ (FA. 10, S. 692) Die Menschen sollen sich deshalb dem neuen Jahrhundert in dem Sinne zuwenden, dass die Zeit „die Geister frei macht, [...] zugleich ihren Blick in‘s Weitere [öffnet], und im Weiteren [...] sich das Größere leicht erkennen [läßt],“ (FA. 10, S. 692) dadurch könnte das Problem der Uneinigkeit als „eins der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen“ (FA. 10, S. 692) gelöst werden.

⁴⁶² Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 227.

⁴⁶³ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 236.

Mit der Unterstützung von der Notwendigkeit der aufkommenden neuen Ära und von dem resümierten Selbstporträt verdeutlicht Odoard in der Rede seine Position als unersetzbare Führerschaft für die Binnenkolonisation. Es gibt keinen Raum, wo man an seiner Befugnis zweifeln darf, auch keine Gründe, von dem Großprojekt abzuweichen, von dessen Redlichkeit und Nützlichkeit seine Fürsten und Minister bereits überzeugt waren. So gesehen macht ein solcher Überredungsversuch anhand der willensstark dargebotenen Selbstinszenierung zwar auf der einen Seite die zuverlässigen „Gestaltungsmöglichkeiten“⁴⁶⁴ von Odoard anschaulich, aber auf der anderen Seite deutet er die über Anbieten und Empfehlen hinauslaufende Aufforderung an. Die Arbeiter sollen dem Führer folgen, nicht aufgrund der Freiwilligkeit, sondern der Verpflichtung. Hierfür ist nicht zu übersehen; seine politische Karriere wäre nicht denkbar, ohne Anteil an dem geerbten Besitz- und Machtverhältnis, das in der herrschaftlichen Region noch lebendig ist, anders gesagt, ohne über die „unumschränkt[e] Vollmacht“ (FA. 10, S. 691) zu verfügen.⁴⁶⁵ Die eingehende Beschreibung „d[es] Beamtenbündnis[ses]“⁴⁶⁶ und der autoritären Führung in der Rede impliziert schließlich, dass „[f]ür die Siedlungsprojekte [...] der Handwerkerschaft bedingungsloser Gehorsam abgefordert [wird],“⁴⁶⁷ wie sich das von Odoard selbst gedruckte Lied, das von allen Anwesenden nach der Rede gesungen wird, zeigt.

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tücht'gen gleich,
Wo wir Nützlichendes betreiben
Ist der werteste Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
Wer gehorchet der erreicht es,
Zeig' ein festes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band! (FA. 10, S. 695f)

⁴⁶⁴ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 225.

⁴⁶⁵ Vgl. Gustav Radbruch: Wilhelm Meisters sozialistische Sendung, S. 111.

⁴⁶⁶ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 238.

⁴⁶⁷ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 239.

Die Inanspruchnahme des Gehorsams, anhand dessen Odoard „alle Mitwirkenden vereinigen“ (FA. 10, S. 693) will, lässt sich scheinbar mit der Hochschätzung des Handwerks kontrastieren. Es soll als Kunst und zwar strenge Kunst, die „von de[r] »freien« entschieden getrennt und abgesondert“ (FA. 10, S. 693) wird, benannt werden. Jene Bezeichnung ist eigentlich angemessen und richtig, weil strenge Kunst wie Handwerk bei sich ein inneres Gesetz haben und dasgleiche einhalten soll, ansonsten würde irgendein Schaden entstehen würde. Demgegenüber darf der freien Kunst die Nichtbeobachtung des Gesetzes erlaubt werden, so muss sie nicht überprüfen, ob „sie gut oder schlecht betrieben“ (FA. 10, S. 694) wird. In einem solchen Sinne kann „die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten.“ (FA. 10, S. 694) Doch diese neue Begriffsbestimmung ist ins solange nur bedingt gültig, als die Handwerker, insbesondere die bauhandwerklichen Arbeiter den von dem Führer „bezeichneten Boden betreten,“ (FA. 10, S. 693) oder anders gesagt, erst durch die Erfüllung der Leistungsanforderung und die Demonstration der Fachkompetenz kann diese hochgeachtete, doch kalkulierte Kunstdefinition akzeptiert werden. Die rhetorische Würdigung ist somit nicht zuletzt eine andere Art von Überzeugungsstrategie „um die Handwerker, noch dazu eine bestimmte Gruppe von Handwerkern, für sich zu gewinnen.“⁴⁶⁸

Bei dem weiteren Vergleich von strenger und freier Kunst ist es ebenso auffallend, dass der Schwerpunkt der Äußerung von Strenge der Kunst auf Strenge des Handwerks verlagert wird: „Wer sich einer strengen Kunst ergibt muß sich ihr für's Leben widmen.“ (FA. 10, S. 695) In Bezug darauf müssen „[d]ie Stufen von Lehrling, Gesell und Meister [...] auf's strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten.“ (FA. 10, S. 694) Daraus geht es hervor, dass was sich in dem Begriff Strenge darstellt, geht in die Form der Hierarchie über, demgemäß Odoard als Führer mit uneingeschränkter Vollmacht an der Spitze der Baugesellschaft stehen soll. Er ist der Einzige, der auf die Planung für die Zukunft eingeht und die Bauarbeiter auffordert, „*ins Ganze zu stimmen*,“⁴⁶⁹ um ihre Leistungsfähigkeit im Griff zu haben. Der Grund, warum er „den Gesichtspunkt hie-

⁴⁶⁸ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 237.

⁴⁶⁹ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 190.

rarchischer Funktionalität ins Zentrum [stellt],⁴⁷⁰ ist offensichtlich, denn ohne diese stratifikatorisch stimmenden Arbeitszusammenhänge, die zur Entwicklung „eine[r] vereinte[n] Tätigkeit nach allen Seiten“ (FA. 10, S. 693) führen sollten, wäre der von ihm entworfene Siedlungsplan unrealisierbar.

Aus diesem Grund müssen sich die Handwerker seiner Führerschaft unterordnen, um „de[n] übergeordnete[n] Zweck“⁴⁷¹ zu erreichen. Vor ihnen liegt bloß ein gemeinsames Ziel, für dessen Erreichen haben sie nicht nur dem adligen Vorgesetzten zu vertrauen, sondern auch die von ihm verteilten Aufgaben durchzusetzen. Im Prozess der Praktizierung ist demnach Meinungsdivergenz unerwünscht. Die Arbeiter „können höchstens im Kleinen überschauen, was nützlich ist,⁴⁷² während vermag ihr Führer ebenso in hohem Maße die Zeiterkenntnis zu erlangen, wie „im Großen zu überblicken,⁴⁷³ wie sich das Ziel und die Mittel miteinander zusammenschließen. Hinsichtlich der Strenge der Hierarchie Odoards ist somit der arbeitende Einzelne als ein kleines Teil einer großen Ganzheit, in der das kollektive Bewusstsein einer individuellen Autonomie vorgezogen wird,⁴⁷⁴ angesehen, nämlich wird der individuelle Wohlstand der gemeinschaftlichen Zwecksetzung unterworfen.

Eben inmitten dieser Situation, in der die Untrennbarkeit zwischen individuellen und kollektiven Ansprüchen fundamentales Gewicht erhält, müssen sich die Handwerker entscheiden. Und gleichzeitig befinden sie sich darin, dass ihr Entscheidungsspielraum wie zuvor noch beengt bleibt; „[d]ie Adressaten haben nur die Wahl, „sich ihm (Odoard v. Verf.) anzuschließen oder sich von ihm abzuwenden,⁴⁷⁵ das heißt: die Entscheidung für Inkludieren oder Exkludieren. Selbst wenn die Freiwilligkeit für die neue Sesshaftigkeit, zumindest anscheinend, zugelassen wird, gibt es de facto keine andere Wahl als die Inklusion, weil das Ausschlossensein zu kontinuierlichem ökonomischem Lebensrisiko führt: „Wer mitmacht, soll sich dem Willen des Führers überlassen, Abweichler werden nicht ge-

⁴⁷⁰ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 228.

⁴⁷¹ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 228.

⁴⁷² Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 229.

⁴⁷³ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 229.

⁴⁷⁴ Vgl. Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 187.

⁴⁷⁵ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 346.

duldet⁴⁷⁶, so Eppers. Daraufhin ist das Nein undenkbar, denn den versammelten Handwerkern mangeln die Medien, mit denen sie selbständig das auf die Risikoverminderung gerichtete wirtschaftliche System konzipieren könnten: Sie haben kein Geld. Demgegenüber stellen Odoard und seine leitenden Kollegen das vom aristokratischen Stamm herkommende Vermögen zur Verfügung.

Wird das ökonomische Anliegen Odoards in den Blick genommen, ist es offenbar, dass sein Lob des Handwerks als eine Propaganda aufgefasst, mittels deren er sein „Arbeitsregime“⁴⁷⁷ gründen will, um den Traum von der Binnenkolonisation zu verwirklichen. Der Führer scheint allerdings „das ökonomische win-win“⁴⁷⁸ versprochen zu haben, jedoch liegt ihm mehr am Herzen, die ökonomischen Vorteile zu verteidigen, als etwa für die Vertragsbedingungen der neuen potenziellen Siedler zu sorgen. Unter der Prämisse tritt Odoard nicht einfach als gleichsam ein „gewiefter Rhetor“,⁴⁷⁹ der weiß, wie schwierig die wirtschaftliche Lage der Bauarbeiter ist, wie wenig sie Wahlmöglichkeiten haben, und daher wie leicht sie zu manipulieren sind,⁴⁸⁰ sondern auch als autoritärer Innenpolitiker, dem es endlich gelingt, die Handwerker von dem Großprojekt zu überzeugen, so berichtet der Erzähler: „[...] richteten die sämtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, anstatt abzuziehen, [...] sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein zutrauliches Lied sangen“ (FA. 10, S. 695).

Zurückblickend auf die vorherigen Abschnitte, kommt in den »Meister-Romanen« eine gesellschaftliche Änderung, die sich aus einer neuen Form der Politik, nämlich der politisch differenzierten Teilgesellschaft ergibt, die von der stratifikatorischen Ordnung abweicht, ans Licht. Dieses Phänomen ist, insbesondere in der Turmgesellschaft und in der Wanderergruppe, derart eklatant, dass die politisch funktionsspezifische Macht die unbegrenzte Vollmacht der alten Herrschaft ersetzt; bei den Vorsitzenden der beiden Organisationen handelt es sich nicht mehr um das

⁴⁷⁶ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 192.

⁴⁷⁷ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 238.

⁴⁷⁸ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 240.

⁴⁷⁹ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 194.

⁴⁸⁰ In Hinsicht auf Odoards Verwaltungsstrategie spricht Lottmann von „eine[r] ›Diktatur der Verwaltung‹“ oder „gleichsam eine[r] Diktatur über Arbeit.“ Nach Lottmann gibt es eine solche radikale Konzeption, die von einigen Romanforschungen akzeptiert wird. André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 235 und S. 238, insb. Anm. 1152.

Beharren auf der herkömmlichen Gegebenheit, sondern um schnellere Anpassung an die kommunikationsbezogene Machtausübung, damit sie die erwünschten Großpläne realisieren. Abgesehen von dem Bewusstsein von dieser Umwälzung entsteht jedoch nicht vollständige Resignation der ständischen Vorzüglichkeit, eher bleibt noch die Tendenz, in Anlehnung an die hegemoniale Geltung die Arbeitsgemeinschaft aufzubauen. Anders gesagt befinden sich die Adligen in einem ambivalenten Zustand, in dem sie „dem Schicksal [ihres] Standes nicht entrinnen, [...] trotz entgegengesetzter Gesinnung an den Feudalismus“⁴⁸¹ können.

Gegenüber den adligen Führern, die die Rolle der Regelungsinstanz spielen wollen, bleiben die Handwerker noch in hierarchisch unten, politisch und wirtschaftlich ungünstiger Lage und sogar existieren sie als Anonymität. Obwohl sie an dem politischen System mit ihrem eigenen Medium in Form der Entscheidung oder der Wahl teilnehmen können, ist diese Tragweite, wie oben gezeigt, nur begrenzt, in dem Maße, dass die Konsensbildung von der Oberschicht, die aufgrund ihrer Herkunft über das politische Medium verfügt, monopolisiert, manipuliert werden kann. Konsequenterweise ist weder die Vorstellung von der gleichen Machtverteilung noch die Gründung einer oppositionellen Organisation nicht zu erwarten.

Diese überlappende soziale Charakteristik, in der innerhalb der Politik eine Mischung der Entscheidungszwänge und der freiwilligen Wahlmöglichkeiten offenkundig ist, zeigt sich auch in der wirtschaftlich funktionalen Gesellschaft, die im folgenden Abschnitt behandelt wird. Für weitere Themenvertiefung ist vor allem zu beachten, dass die Menschen im Wirtschaftssystem in den »Meister-Romanen« auf noch aktivere Kooperation zwischen Schichten eingehen, als im Politiksystem, nämlich sich die immer aktivere Mitbenutzung des wirtschaftlichen Mediums abspielen.

3.2.3. Am Anfang war ungleiche Verteilung der Güter : Wirtschaftssystem

Die Luhmannsche Erklärung vom Wirtschaftssystem, dessen Sachlage sich in den Goetheschen Romanen unverkennbar deutlich wahrnehmen lässt, geht von dem

⁴⁸¹ Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 212.

menschlichen Bedürfnis aus. Der Begriff ist jedoch im Rahmen der Systemtheorie nicht einfach anthropologisch oder psychologisch zu verstehen, vielmehr universal in dem Sinne, dass das Bedürfnis „das »natürliche« Verhältnis des Menschen zu seiner Zukunft“ (WiG⁴⁸². S. 60) enthält. Das Bedürfnis muss allenfalls erfüllt werden, aber dies ist in größerem Umfang schwierig, sogar unmöglich, weil sich die Befriedigung mit der Bedürfniserfüllung immer mit Temporalisierung konfrontiert, das heißt: Die gegenwärtige Erfüllung des Bedürfnisses wird sofort, gerade wegen deren Gegenwärtigkeit auf Unerfüllung umgeformt. So dadurch garantiert die gegenwärtige Erfüllung nicht die künftige, sondern vielmehr ist diese gegenwärtige Befriedigung bloß an die künftige Unbefriedigung angebunden. Die unerwünschte, aber unvermeidliche Bindung des Bedürfnisses an die Zukunft lässt demnach ein weiteres Problem in den Vordergrund rücken: Das Problem von Knappheit. Alle Bedürfnisse müssen auf „Vorsorgebedürfnis[se]“ (WiG. S. 64) reduziert werden, nämlich auf langfristiges zeitbeständiges Vermehren aller Güter, sei es Material, Energie oder sei es Arbeits- oder Leistungsfähigkeit, damit die konstante Bedürfnisbefriedigung bewahrt werden soll. Gerade diese zeitenthobenen Bedürfnisse verursachen die Knappheit unter der Bedingung, in der einer in Besitz nehmen möchte, was ein anderer auch in Besitz nehmen will, oder noch in Besitz nimmt, aber in einem solchen Fall könnte fortdauerndes Interferieren miteinander passieren: „Jeder stimuliert und stört den anderen“ (WiG. S. 64), weil er immer mehrere Güter als der andere reservieren will, um künftige Befriedigung zu ermöglichen, demgegenüber sind die Güter und Leistungen in der Welt nur in begrenzten Mengen vorhanden.

Die so definierte Knappheit setzt Zugriff als Gegenposition voraus. Wer seine Zukunft sichern möchte, will allenfalls auf Güter und Leistungen so viel wie möglich zugreifen, genauso wie andere, denen auch die Knappheit durchaus bewusst ist. Die zugreifende Aktion muss daher dazu dienen, die Knappheit zu vermindern. Im Laufe dieser Operation findet sich jedoch diese Theorielogik in einer Paradoxie; „[d]er Zugriff erzeugt [eher] Knappheit, während zugleich Knappheit als Motiv für den Zugriff fungiert“ (WiG. S. 179) und ferner je stärker sich der Zugriff in-

⁴⁸² Niklas Luhmann: Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M 1988.

tensiviert, umso mehr nimmt die Knappheit gerade wegen seiner Zunahme zu, denn: „Für den, der zugreift, verringert sich die im Zugriff vorausgesetzte Knappheit. Für alle anderen vergrößert sie sich.“ (WiG. S. 181) Der Zugriff, der in der Weise „die Möglichkeit weiterer Zugriffe beschränkt“ (WiG. S. 179), macht konsequenterweise die Knappheit weniger knapp, zugleich gilt vielmehr als Katalysator für die weitere Erzeugung der Knappheit: „Der Zugriff schafft das, was er beseitigen will“ (WiG. S. 179), so Luhmann.

Unter Berücksichtigung dieser Situation, in der die Knappheit als „soziale Wahrnehmung von Beschränkungen“ (WiG. S. 177) durch die dynamischen Zusammenhängen von dem Vorsorgen zunimmt, wird der sozialen Welt eine Aufgabe zugeschrieben; die Gesellschaft muss dieses Beziehungsproblem zwischen der Minderung und der Mehrung der Knappheit konditionieren, weil eine mögliche überwältigende Knappheit sonst zu sozialer Unruhe führen könnte. Demnach differenziert sich die Gesellschaft in Richtung auf eine Durchsetzung der wirtschaftlich motivierten Funktion, die den Mechanismus kennzeichnet, „der *eine zukunftsstabile Vorsorge mit je gegenwärtigen Verteilungen verknüpft*“ (WiG. S. 64). In dieser komplexitätssteigerenden Konjunktur, in der die problematisch ineinandergreifende Struktur der Knappheit und des Zugriffs stehen bleibt, bringt nun das wirtschaftlich differenzierte System, das nicht mit anderen Teilsystemen substituiert wird, seine eigenspezifische Funktion zur Geltung, deren Grundcharakter in „Regulierung von Knappheiten zur Entproblematisierung künftiger Bedürfnisbefriedigung“ (WiG. S. 65) liegt. So gesehen reagiert das Wirtschaftssystem auf die Frage, „[u]nter welchen Bedingungen *andere*, die ebenfalls interessiert wären, es hinnehmen, daß jemand auf knappe Ressourcen zugreift.“ (WiG. S. 253) Aber wie funktioniert das?

In erster Linie bedarf das Wirtschaftssystem eines bestimmten Kommunikationsmediums, um über den Zugriff auf knappe Güter und Leistungen zu disponieren: Geld. Geld ist ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, sowie Macht, Wahrheit, Liebe und Kunst. Im allgemeinen Sinne ist das neuartige Medium derart symbolisch, dass es zwei verschiedene Elemente in einen Sinngehalt transformiert, „also beide auf dasselbe [...] bezieh[t]“ (EiG. S. 147) und zugleich derart generalisiert, dass der symbolisierte Sachverhalt „nicht nur einmal ver-

wendbar [ist]“ (EiG. S. 147). Auf dieser allgemeinen Ebene übernimmt die wirtschaftliche Gesellschaft die Aufgabe, die Beziehungen zwischen Motivation und Selektion zu konditionieren,⁴⁸³ nämlich durch die unterschiedlichen Elemente übergreifende Konfiguration macht die Gesellschaft „die Annahme- bzw. Ablehnungswahrscheinlichkeiten“ (GG. S. 317) der Kommunikation höher.

Diese wirtschaftliche Motivation zum Zugriff geht daher vom Bedürfnis der Güter und Leistungen aus und deren Selektion wird durch Zahlung konditioniert, das heißt: Der Zugriff auf Ressourcen hängt von Zahlungsfähigkeit ab, die als wesentlicher Faktor für die Verminderung der Knappheit gilt. Jemand, der interessiert an einer Ware ist, z. B. vermag andere, die auch dieselbe Ware besitzen wollen, nur insoweit auszuschließen, als er mehr als andere zahlt; erst durch die Zahlung, mit der jener, kommunikationstheoretisch gesagt, ein Verstehen der Kommunikation erlangt, konvergieren sich Motivations- und Selektionswert. Hierfür ist das Medium Geld einzusetzen. Geld kann erstens als symbolisches Tauschmittel „die Verschiedenheit des Verschiedenen überbrücken,“ (WiG. S. 233) nämlich die verschiedenen Möglichkeiten des Werturteils anhand von Preise in Einheit bringen, dabei kondensiert sich die Wertäquivalenz zwischen den mit Geld getauschten Gütern und dem mit den Gütern getauschten Geld: „[A]lles, was überhaupt auf wirtschaftliche Verwendung hin angesehen wird, [wird] auf eine Geldausdruck reduziert“ (WiG. S. 238). Mit der Kondensierung dient das Geld zweitens als ein generalisiertes Medium dazu, die Wiederholbarkeit der Zahlung oder die uneingeschränkten Tauschbeziehungen bei allen verschiedenen Zusammenhängen zu ermöglichen, weil der Geldwert zeitstabil und gleichzeitig an den Wert der Güter und Leistungen angebunden ist.

Wie gesagt geht es um die Geldverwendung oder die Zahlungsfähigkeit, damit wird ein bestimmtes Bild der wirtschaftlichen Konjunktur, in der das Verhältnis zwischen Zugriff und Knappheit in fluktuierenden Verhältnissen steht, gezeichnet, in dem Maße, wie flexibel die Geldverfügung eines Geldbesitzers ist, dennoch bildet sich auch eine konsolidierte Konstellation, die durch binäre Codierung zum Ausdruck gebracht wird: Geld benutzt den Code Zahlung/Nicht-Zahlung bzw.

⁴⁸³ Siehe dazu. Kap. 1.3.5.

Geld-haben/Nicht-Geldhaben, dessen Wert wie derjenige des Codes Machthaben/-Nicht-Machthaben in der politischen Gesellschaft aus positiver und negativer Version besteht. Anders als der politische Code kann jedoch der Positivwert, Zahlung bzw. Geldhaben, als Präferenzwert nicht unbedingt seine Präferenz rechtfertigen, was die wirtschaftliche Konditionierung im Vergleich zur Politik noch komplexer macht, das heißt: Zahlung oder Geldgebrauch hat die Minderung der Knappheit der Güter zur Folge, aber gleichzeitig zur Steigerung der Knappheit des Geldes: „Derjenige, der eine Zahlung leistet, wird entsprechend zahlungsunfähig.“ (WiG. S. 134) Die Zahlungsfähigkeit gestaltet sich gerade auf Zahlungsunfähigkeit um, indem „bei einer Zahlung dem Zahlenden das Gezahlte verlorengelht und der Empfänger es erhält“ (WiG. S. 247), wogegen die Wiederverwendung der Macht nichts mit der Knappheit zu tun hat. Dabei handelt es sich somit um den Doppelkreislauf, in dem die Geldverwendung in Richtung der Zahlungsunfähigkeit und die Geldbeschaffung in Richtung der Zahlungsfähigkeit gegeneinander zirkulieren. Ungeachtet der komplexitätssteigenden Duplikation der Knappheit eignet sich noch der geldbezogene Codewert für die Funktion, die Weiterleitung der Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit möglich zu machen und dementsprechend wird das Verhältnis zwischen Geld und Gütern, nämlich zwischen Zahlung und Nicht-Zahlung im Rahmen des „dynamisch stabilisierten System[s] der Wirtschaft“ (WiG. S. 148) kondensiert.

Im Laufe der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, die sich aufgrund von Zukunftssicherheit entwickelt, ist die entsprechende Differenzierung der Perspektive über den Code des Geldes beobachtbar. Mit Blick auf den Zugriff auf knappe Ressource wird der wirtschaftliche Codewert von Zahlungsmittel auf Eigentumsmittel übertragen, nämlich von Zahlung/Nicht-Zahlung auf Haben/Nicht-Haben bzw. Eigentum/Nicht-Eigentum. Diese neue Bewirkung beruht darauf, dass der kondensierte Tauschwert des Geldes von Fall zu Fall situationsunabhängig wiederholbar zur Verfügung steht. Wenn man Geld behält, dann kann man alles, was man will, nämlich alles als sein Eigentum behalten: „Alles erscheint als käuflich, selbst Seelenheil, selbst Staaten, selbst politische Ämter, selbst Adel, selbst öffentliche Einrichtungen, selbst Grundbesitz.“ (WiG. S. 195) Diese neue Geldcodierung besagt somit, dass das Geldhaben auf die Befriedigung der konstanten Bedürfnisse ver-

weist, in dem Sinne, dass die Position des Eigentums bereits in die transformierende Kraft von Geld einbezogen ist; wenn man Geld hat, so hat er Eigentum, wogegen kein Geld, dann kein Eigentum. Aus dieser Gleichstellung von Geld und Eigentum wird es nun verständlich, dass Eigentum „als einen Aggregatzustand von Geld, als eine festgelegte Geldsumme, als Investition [...] an[ge]sehen ist“ (WiG. S. 197) und daran anschließend, dass die Änderung oder Erweiterung der Eigentumssemantik unumgänglich ist. In diesem Punkt, wo der Begriffsumfang des Eigentums von Bodenabhängigkeit auf Geldabhängigkeit verlagert wird und wo es nicht mehr die Rede von Landwirtschaft ist, die bloß limitierte Bodenproduktion suggeriert, sondern von Geldwirtschaft, die das neuartige Eigentumsverhältnis auf den Punkt bringt, formuliert man die Reformidee der jungen Adligen in den »Meister-Romanen«, worüber im folgenden Teil diskutiert wird, aber davor bedarf die weitere Analyse einer Beschreibung, wie die Romanfiguren, insbesondere Wilhelm das neuartige wirtschaftliche Medium entdeckt, akzeptiert und behandelt haben, weil der Auftritt des neuen Mediums in Gesellschaft, nämlich die Mediendifferenzierung der Gesellschaftsdifferenzierung im Rahmen des Luhmannschen Theoriebaus, vorangeht.

3.2.3.1. Die Entdeckung des wirtschaftlichen Mediums und deren verschiedene Aspekte

Mit der Entdeckung des Geldes ist hierbei gemeint, dass das neue Medium nicht nur als Tauschmittel im Rahmen der Wirtschaftsgesellschaft eine Form der Kommunikation gestaltet, sondern auch als Eigentum über die Rolle des Befriedigungsmittels hinausgehend Selbstzweck bei sich hat. Eine typologische Szene für diese Kommunikation sieht man „an einem schattigen Orte“ (FA. 10, S. 293) in den »Wanderjahren«, wo Montan und Fitz, die Wilhelm und seinem Sohn Felix auf dem Wanderweg zufällig begegneten, in Verhandlungen treten; jener, der scheinbar genug zahlfähig ist, will bezahlen, was er in Besitz nehmen will, wobei dieser, der die Sache, die den anderen interessiert, in Besitz nimmt und in voller Erwartung des Geldes sie verkaufen will. Von der Bedürfniserfüllung aus gesehen setzen sich daher die beiden Individuen zueinander in so eine enge Beziehung,

dass das Erreichen des Verstehens und des darauffolgenden Kommunikationsan- schlusses erleichtert wird: „»Nimm dein Goldstück«, versetzte Montan, »du (Fitz v. Verf.) verdienst es für diese Entdeckung. Sie ist artig genug.“ (FA. 10, S. 293)

Auffälliger ist, dass der eine Dukaten, der von Montan angeboten wird, im Grunde genommen nicht dem Kreuzstein, sondern dem Wert von Entdeckung entspricht. Seine Geldverwendung richtet sich nicht auf eine materielle Sache, sondern auf Leistungen, weil diese Information dem Geldhaber höheren Profit als Eigentums- vermehrung verspricht: „»So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann.«“ (FA. 10, S. 293) Montan, „der von bergmännischen Unterneh- mungen und den dazu erforderlichen Kenntnissen und Tatfähigkeiten den Sinn voll hatte,“ (FA. 10, S. 296) ist demnach der Auffassung, dass eben der unmaterielle Informationswert in Geld kalkuliert und zahlbar wird, nämlich durch diese Monetarisierung alles, was er möchte, beschafft werden kann.

Was die Eigentumsvermehrung betrifft, antwortet der kleine Junge, ohne zu lügen, auf die oben genannte Frage, also, wo er den kostbaren Stein gefunden hat und da- für nimmt er ein Goldstück an, dessen Wert jedoch nur dem Verraten des Entdec- kungsorts entspricht. Um „ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals zu ver- schaffen,“ (FA. 10, S. 300) muss der intelligente Bergmann daher noch einen Du- katen bezahlen, weil das schelmische Kind alle Stücke irgendwohin weggeschafft hat, das heißt, die sämtlichen Steine von ihm zugegriffen worden sind. Da Fitz seinerseits wohl weiß, dass das kostbare Gestein in Geld umgerechnet werden kann, wird die weitere Geldzahlung als anschließende Operation vom wirtschaft- lichen Kommunikation betrachtet, in der das Knappheitsproblem durch das weite- re reziproke Handeln mittels Gebens und Nehmens gelöst werden kann. Seine Er- fahrung als Verkäufer bestätigt es: „,[M]an bezahlt mir ein kleines Stück gar teu- er.“ (FA. 10, S. 300) Wie in den wirtschaftlich typologischen Verhandlungen ge- zeigt, bei denen die Herkömmlichkeit sowie Alters- und Standesunterschied keine Rolle spielt, setzt daher die wirtschaftliche Kommunikationsannahme auf das Geldverständnis, das auf „ein[er] sachlich/zeitlich/soziale Generalisierung von Tauschmöglichkeiten“ (WiG. S. 15) und daraus ergebendem Geldwert basiert.

Fitz muss sich auch der Notwendigkeit vom Geldeigentum völlig bewusst, indem er erfährt, wie das Geldmangel sich auf die armen Bergleute, die aber von Montan

„für Schmuggler, für Wilddiebe“ (FA. 10, S. 300) gehalten wurden, ausgewirkt hat. Dieser Unterschätzung widersteht sogleich der kleine Geldsammler in Anlehnung an das Argument, dass ein solches verbotenes Tun zumindest im Blick der Ernährungsversorgung eingeräumt werden solle: „Es ist alles gute Leute, [...]; sie nähren sich kümmerlich, [...], so sind es arme Teufel, die sich selbst etwas erlauben müssen nur um zu leben.“ (FA. 10, S. 300) Vor dem Hintergrund der ökonomischen Ungünstigkeit sollte Fitz überlegen, wem er folgt, als Wilhelm und sein Freund sich trennen wollen, aber die Entscheidungsgrundlage ist offensichtlich; „Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; diesen nicht loszulassen, hielt er fürs beste.“ (FA. 10, S. 300). Es handelt sich somit um die Berechnung der Vorteile, die der Junge zu seinem Eigentum machen wollen.

Im Kontext davon wird Werner, der Freund und Schwager von Wilhelm als ein Mann, der sich mit dem Zusammenhang mit Geldwirtschaft und Eigentum vertraut macht, angesehen. Im Gespräch mit Wilhelm im ersten Buch in den »Lehrjahren« erinnert sich Werner an seine Kindheit, in der er „einen schönen Profit, wie ehemals die Venezianer“ (FA. 09, S. 388) erzeugt hat, indem er Wilhelm, der damals von theatralischem Enthusiasmus gefesselt blieb, zum Kauf der Puppenkleidung und neuer Bandstücke lockte. Er wusste schon, diese passionierte Liebhaberei seines Freundes „anzufeuern und zu nutzen“ (FA. 09, S. 388), um daraus höchsten Vorteil zu ziehen. In der Erinnerung wird daher sein Unternehmergeist dem Lebensbedürfnis Wilhelms, das durch ästhetische spielerische Schaffensprozesse gestaltet werden soll, entgegengestellt; während der Theatermann die immaterielle Wertvorstellung betont, klebt der Kaufmann von jeher am Utilitären, Materiellen und Zweckmäßigen, von denen sich jener zumindest zur selben Zeit abwandte.⁴⁸⁴ Jarno spricht allerdings über Schönheit, aber nicht in Wilhelms Sinne, sondern im Rahmen der Glücksauffassung; ein vernünftiger Mann sollte „[s]einen rechten Geschmack an [den] Geschäften finden,“ sodass er sich davon überzeugt, „daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.“ (FA. 09, S. 389) So könne der Vernünftige „den Vorteil jedes Augen-

⁴⁸⁴ Vgl. Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 19.

blicks dieser großen Zirkulation“ (FA. 09, S. 390) des Geldes und der Güter erwarten, in der man „durch alle Arten von Spedition und Spekulation“ (FA. 09, S. 390) alles, was man fordert, verlangt und will, „leicht und schnell [...] verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat [...] setzen“ (FA. 09, S. 390) kann, nämlich das im Besitz nehmen und schließlich mit Vergnügen „die Summe seines wachsenden Glückes“ (FA. 09, S. 389) genießen kann, das jedenfalls in Geld umgerechnet, kalkuliert und so gesammelt wird.

In der traurigen Post, auf der der Tod Wilhelms Vaters angekündigt wird, beschreibt sich Werner als ein geschickter Haushalter, der „eine Idee des Kaufmannsstandes und des Handels“⁴⁸⁵ verfeinert hat. Er bittet um Verzeihung, dass er bei allen schwierigen Situationen, sowie diesem Trauerfall, auch an seinen Vorteil dachte; er will das große väterliche Haus, das an die besondere Neigung vom toten Vater zum Prächtigen und an seine übertriebene Selbstgefälligkeit erinnert, verkaufen, damit „das daraus gelöste Geld [...] hundertfältige Zinsen tragen“ (FA. 09, S. 654) kann: „Nur nichts überflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Gerätschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld“ (FA. 09, S. 654). So müssen sich die Spuren der „unfruchtbaren Liebhabereien,“ (FA. 09, S. 654) die von dem jungen Kaufmann als „ein[] tote[s] Kapital“ (FA. 09, S. 655) verschmäht werden, in die produktiven Investitionsmittel verwandeln, da erst wenn das Geld als „Betriebsmotiv der Wirtschaft“ (WiG. S. 135) fließt, fließen auch Güter und Leistungen in Gegenrichtung. In dieser Hinsicht tritt somit das Ideal „vom Glück des bürgerlichen Leben.“ (FA. 09, S. 656) in den Vordergrund.

Hierbei geht es in erster Linie um die Einsicht in den Geldverkehr, in dem sich Geldbedarf und Geldverwendung mit eigener Regulation, wie gesagt, durch Preise, konditionieren. Werner weiß wohl, dass er mit seinem Geld alles, was er will, beschaffen, also „auch einfach mit Geld Geld machen“ (GG. S. 348) kann. Er ist nach wie vor zahlungsbereit, doch diese Operation muss in Richtung auf Verbesserung, Vergrößerung und Wertsteigerung allein, nämlich auf Bedürfniserfüllung berücksichtigt werden. Seine Zahlungsentscheidung hängt daher immer von möglichem Gewinn und Vorteil ab, sonst wird sie zurückgewiesen.

⁴⁸⁵ Wulf Köpke: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (1777-86), S. 80.

Aufgrund des kaufmännischen Glaubensbekenntnisses liegt seine Lebensphilosophie in der Glückseligkeit, die dadurch erreicht wird, dass man „auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte, lustige Art zu genießen hinaus[geht]“ (FA. 09, S. 657). Der vorzügliche Handelsmann verkündet damit offensichtlich, dass er sich auf die Erwerbstätigkeiten einlässt, die erst durch „die vollkommene Transformation von Besitz in Kapital, von Immobilien in Geld“⁴⁸⁶ zum Höhepunkt kommen, was vom Romanheld jedoch als widerspruchsvolle Lebenshaltung nicht beachtet wird, eher ihn „mit Heftigkeit auf die entgegen gesetzte Seite“ (FA. 09, S. 656) treibt. Werners Entdeckung des Geldes deutet, wie bisher gezeigt, nicht allein auf die Öffnung zur wirtschaftlich fungierenden Gesellschaft oder eine Veränderung einer Eigentumsstruktur hin. Seine Laufbahn macht vielmehr eine Bezugssphäre anschaulich, in der sich die Mediennutzung und die Entwicklung eines individuellen Selbstentwurfes aufeinander auswirken.

Die Entdeckung des Geldes wie im Fall von Werner, ist jedoch nicht jedem erlaubt; Natalie ist diejenige, bei deren Lebensgrundsatz das Geld wenig ins Gewicht gefallen hat, wenn auch ihr das neuartige Medium nicht völlig unbekannt ist. Man sieht „[ihre] edlere Gestalt, [ihr] ruhige[s] Gemüt und [ihre] immer gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Tätigkeit“ (FA. 09, S. 790) vereinigt mit ihren karitativen Neigungen, aus denen sich ihre unnachahmliche Art der Wohltätigkeit ergeben hat. Von Jugend auf empfindet sie das lebhafteste Pflichtbewusstsein, „die Bedürfnisse der Menschen [...] auszugleichen.“ (FA. 09, S. 906) Sie hat das Talent, einen in der Welt bleibenden Mangel zu entdecken, obwohl niemand die jüngere schöne Seele darauf aufmerksam gemacht hat. Diese ihr wohl bewusste Knappheit soll daher bei anderen beseitigt werden, nämlich, durch „einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe“ (FA. 09, S. 906) kompensiert werden.

Wie gesagt, in Hinsicht auf das selbstlose Handeln ist auffällig, dass sie kein Geld besorgt, um andere zu retten, sondern auffindet, was sie braucht, in Gütern, so gesteht Natalie: „[A]lle meine Wohltaten bestanden in Naturalien.“ (FA. 09, S. 907) Nicht das Geldmittel, sondern die Sachen, die um sie herum überflüssig oder unbraucht geworden sind, erfüllen ihr Verlangen, das humanitäre „Betragen gegen

⁴⁸⁶ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 46.

Notleidende und Hilfsbedürftige“ (FA. 09, S. 790) zu verkörpern, weil sie „das Geld nur mit Mühe, und spät, als ein Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, ansehen konnte.“ (FA. 09, S. 907) Geld ist somit ihr ein fremdes Material nicht nur im Sinne des Hilfsmittels, sondern auch des Kommunikationsmediums.

Das verspätete Herausfinden des Geldes lässt sich an dem feudalistischen Reichtum, dessen Teil die schöne Amazone und ihre Familie bisher noch behalten haben, erkennen. Im Laufe des Lebens erfährt sie kein Fehlendes, also kein Habgier, weil alles, was sie möchte, bereits besorgt ist. In ihrer Umgebung merkt sie dazu den Frauen „Reichtum und Bequemlichkeit, Langeweile“ (FA. 09, S. 907) an. Innerhalb ihrer Gesellschaft finden sie daher keine Bedürftigen, sondern nur außerhalb dieser Gesellschaft beobachtet sie „Kinder, die sich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten“ (FA. 09, S. 906). So gesehen beruht „die aristokratische Grazie [auf] materieller Sorglosigkeit,“⁴⁸⁷ mithilfe deren ihre hilfreiche Zuwendung zu den Armen möglich gemacht wird. Diese Unerfahrung der Knappheit, nämlich die Knappheit der Knappheit bringt also eine eigenwertige Sehweise herbei, sodass die adlige Dame „ohne die mindeste Reflexion [...] das wunderlichste Zeug von der Welt mach[t] [...], durch die sonderbarsten Anträge, die Menschen in Verlegenheit setz[t]“⁴⁸⁸ (FA. 09, S. 907). Und gerade die hohe Möglichkeit der Sachherrschaft oder die niedrige der Sachmangel hat schließlich das mangelnde Geldkonzept zur Folge, das an das Unverständnis der Geldkommunikation angebunden ist. Aus diesem Gesichtspunkt ist Natalie in dem Roman eine Adlige, die in Hinsicht auf die Kommunikationsunfähigkeit aus dem modernen, zumindest dem geldbenutzenden wirtschaftlichen System exkludiert ist. Der Fall ist ähnlich wie bei Wilhelm, aber doch auf eine andere Ebene: Wobei jene sich als die noch in den eigenen Gesinnungen versunkene philanthropische Person porträtiert, die sich nach wie vor von funktionaler Differenzierung der Gesellschaft fernhält, wird dieser als ein Mann dargestellt, dessen interessenloses, sogar verächtliches Verhalten gegenüber Geldwirtschaft allmählich in ein positives umgewandelt wird, in dem Maße, wie er der Gelderkenntnis näher kommt.

Wilhelm in der »Sendung« ist bekanntlich ein deutlich uneigneter Geschäftsmann,

⁴⁸⁷ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 12.

⁴⁸⁸ Vgl. Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 31.

wie der Erzähler beurteilt, „mangel[t] es ihm am wahren Geiste des Handelsmanns,“ (FA. 09, S. 34) was sein Vater aber auch „mit großen Schmerzen (FA. 09, S. 34) merkt. „Die Liebe zu Zahlen und besonders die Liebe zu Brüchen“ (FA. 09, S. 34) sind für ihn abwertend und damit wird die väterliche Gewerbstätigkeit „für eine drückende Seelenlast“ (FA. 09, S. 34) gehalten, demgegenüber ist die Faszination zum Theater offensichtlich, und um so größer, sodass er diese den Geist lähmenden Lebenseinschränkungen schnellst wie möglich verlassen soll. Gerade die Handelsreise, deren Auftrag, also geliehenes Geld einzubringen und „Schulden zu mahnen“ (FA. 09, S. 121) von dem jungen Meister unangenehm genommen wird, beweist, wie weit sein Bedürfnis von dem Hauptzweck der Reise, die von seinem Freund Werner gut organisiert wurde, entfernt ist.

Er rechnet nicht so gut und gern, aber doch gibt ohne Gedanken, eher mit großer Spontaneität sein Reisegeld aus: „Sie scheinen mir Ihre Kasse nicht sehr ordentlich zu führen.“ (FA. 09, S. 185) Mit dieser Bemerkung lässt Melina den widerspruchsvollen jungen Handelsmann wahrnehmen, wie verschwenderisch er sein Geld ausgezahlt hat und er daraus in große Verlegenheit geraten könnte. Wilhelm hat de facto nur schwache Erinnerung an die Summe, die er Madame de Retti, der finanziell bedrängten Prinzipalin der Truppe geborgt hat, nämlich wieviel Geld zurückgezahlt werden muss. Bevor Melina mit Ernst darauf hinweist, dass Wilhelm bisher auf sein Betragen sehr schlecht acht gegeben hat, und dass dieser dem Wirt vierfach höhere Rechnung bezahlen soll, als er selbst schätzt, weil seine Zahlungsmotivation nicht von planmäßiger Notwendigkeit, sondern von seiner „Gastfreiheit, und Freigebigkeit“ (FA. 09, S. 185) bestimmt worden ist, erkennt dieser doch nicht, dass „seine Kasse sehr zusammenschumpf[en]“ (FA. 09, S.192) am Ende werden soll: „Wäre Wilhelm nicht durch Herrn Melina vorbereitet gewesen, so würde ihn die Summe sehr erschrockt haben; denn er fand wirklich, daß er über zweihundert Taler schuldig sei.“ (FA. 09, S. 192) Ungeachtet der Ratschläge Melinas, dass Wilhelm „die Prinzipalin in Händen [haben solle] denn alles was sie hat und besitzt ist [ihm] als Pfand verschrieben, und [...] sogleich bemächtigen“ (FA. 09, S. 185) könne, bringt es die unsorgfältige Zahlungsgechichte schließlich ans Licht, dass „er von seinem vorgeschossenen Gelde wenigstens für diesmal nichts zurück erhalten würde.“ (FA. 09, S. 207)

Wilhelm ist grundlegend unfähig, sein geliehenes Geld, zumindest einen Teil davon zu retten, also fehlt ihm die Geschicklichkeit, mit der er diese Angelegenheit durchführen kann, stattdessen wird „ihm die ganze Sache höchstverdrüßlich“ (FA. 09, S. 203), sodass er sie Melina überlassen will: „[I]ch bin nicht im Stande mehr ein Wort drüber zu denken oder zu sagen, noch meinen Vorteil im geringsten dabei zu wahren.“ (FA. 09, S. 203) Die einzige Hoffnung, die er greifen kann, ist diejenige, dass sich diese finanziellen Hindernisse nicht mehr vermehren, um „nur mit dem wenigen was ihm übrig [bleibt] seine Reise fortzusetzen.“ (FA. 09, S. 207) Die misslungene Investition geht vom mangelhaften Geldkonzept im Rahmen des Wirtschaftssystems aus. Geldzahlung löst notwendigerweise Geldknappheit aus, die einerseits zur Minderung der Knappheit der Güter, nämlich dessen, was man möchte, beiträgt, andererseits „eine gewisse Bremswirkung“ (WiG. S. 252) auf Zugriffsversuch in Gang bringt. Aus diesem Grund muss die Zahlungsentscheidung ebenso unter Berufung auf die Bedürfniserfüllung wie unter Berücksichtigung der möglichen Knappheit des Geldes, das man besitzt, getroffen werden, sonst könnte ein gedankenloses Zugriffsbedürfnis folglich zum fortdauernden und ferner unheilbaren Zustand der Geldknappheit führen. Diese unkluge, doch scheinbar großzügige Missachtung sieht sich nun in der Zahlungsmotivation Wilhelms, dessen Geldgebrauch nicht von wirtschaftlicher Zweckrationalität, sondern von der großmütigen Entschlossenheit, die von den Theaterleuten, die Wilhelm merken lassen, dass er „sowohl Kenner als Liebhaber und Beschützer des Theaters“ (FA. 09, S. 148), sei, manipuliert wird.

Es macht sich daraus plausibel, dass „er dem Geld wenig Bedeutung beimißt,“⁴⁸⁹ ins solange als sein wirtschaftsfernes Handeln auf nur das undeutliche Ziel angewiesen ist, nämlich ist es unklar, was er eigentlich mit der Zahlung zum Eigentum machen will. Sogar sagt er sich vor, dass „es doch nur wie verloren Geld sei, daß er auf seiner Reise wieder sparen wolle.“ (FA. 09, S. 148) Er erhält in der Tat mit seinem Geschäftskapital weder Geld noch Güter und Leistungen, sondern nur verschriebenes Pfand, worunter man illusionäres Eigentum oder Pseudo-Eigentum versteht. Am Ende verweist das Zahlungsergebnis des ökonomisch unreifen Jun-

⁴⁸⁹ Wulf Köpke: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (1777-86), S. 85.

gen auf nichts anders als „sozusagen teures Lehrgeld.“⁴⁹⁰

Der gleiche Protagonist zeigt jedoch in den »Lehrjahren« ein kontrastierendes Lebensverhalten. Er erscheint hier nicht als Geldverschwender, sondern als Geldverdiener. Hierfür handelt es sich um das Urteil über „den Zauberstab“ (FA. 09, S. 565), der dem jungen Dramatiker von dem Graf über den Baron überreicht wurde, als Wilhelm nach der Aufführung der Theaterstücke Abschied nehmen und das gräfliche Schloß verlassen wollte. Die reizenden schimmernden Goldstücke seien nämlich „die Versicherung, wie sehr der Graf mit ihm, seinem Spiele, seinen poetischen Arbeiten und seinen theatralischen Bemühungen zufrieden gewesen sei,“ (FA. 09, S. 565) so der Baron. Aber Wilhelm weigert sich zuerst mit Verlegenheit, sie anzunehmen. Der Grund liegt in dem Zweifel an Geldwert, anders gesagt, am Wertumfang des Geldes. Wilhelm ist der Auffassung, „Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgetan werden soll,“ (FA. 09, S. 566) demnach deutet die Geldannahme unmittelbar darauf hin, dass die künstlerische Hingabe als das schöpferische Spiel der freien, an keine Lebensbedingung gebundenen Seele in eine Erwerbstätigkeit, von der Wilhelm wegen ihrer niedrigen Lebensqualität nach wie vor abgehen will, ausarten würde. Im Kontext davon ist der Gabe und der Passion der Kunstschaffenden die Umrechnung auf Geld nicht zuzulassen, sondern vielmehr soll der Kunstcharakter an und für sich bewertet werden, sich „[in] einer glücklichen Erinnerung“ (FA. 09, S. 566) lebhaft machen, denn diese Monetarisierung „vernichtet gleichsam das Wenige was [Wilhelm] getan ha[t],“ (FA. 09, S. 566) und reduziert die unkalkulierbaren Leistungen auf einfache Arbeit, die „in dem Andenken [des] Hauses so ganz abgetan“ (FA. 09, S. 566) und allmählich vergessen werden kann.

Demgegenüber behauptet der Baron, dass man überlegen müsse, wie sehr ein Künstler sich der Realisierung der Kunst widmet. Seine sanftmütige Widerlegung ist in der Unterscheidungslogik begründet; die verbrachte Zeit, wo sich Wilhelm hingeeben hat, und die gegebene Mühe, mit der er die Absichten vom adligen Mäzen so gut wie möglich veranschaulichen wollte, unterscheiden sich vom Talent, das sich nicht auf Geld als ein Belohnungsmittel reduzieren kann, weil es nur

⁴⁹⁰ Wulf Köpke: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (1777-86), S. 85.

durch zarte gemütliche Erinnerung, „einen guten Namen und die Neigung der Menschen“ (FA. 09, S. 565) verschafft werden könne. Das Argument richtet daher nicht direkt auf die Gabe, die keinesfalls in eine Tauschbeziehung durch Geldzahlung hineingeschoben werden könnte, sondern auf die praktische Auffassung, dass sogar der Künstler „durch Fleiß und Anstrengung [...] die Mittel erwerben“ könne, ins solange als „er doch einmal nicht ganz Geist [ist].“ (FA. 09, S. 565) So ist sein Argument, das annehmbar doch gleichmäßig fragwürdig scheint; es sollte auf eine Fragestellung stoßen, wie diese Unterscheidung möglich ist, wie man dann in Wilhelms Handel und Erleben das Talent für die Verwirklichung der Schauspielkunst, oder das Talent von der kunstbezogenen Hingabe und Mühe abnehmen kann. Anders ausgedrückt, wie man das, was künstlerisch, also unkalkulierbar ist, von dem, was kalkulierbar, also in Geld wert ist, unterscheiden kann. Eine treffende Erklärung über die Trennbarkeit der untrennbaren Tätigkeit wird mit Benutzung von Luhmanns Begriff, struktureller Kopplung in Betracht gezogen, worüber in dem letzten Abschnitt behandelt wird.

Abgesehen von der gleichsam Überzeugungstaktik Barons akzeptiert der junge Künstler das blinkende Geschenk mit plausibel klingender Ausrede: Er lehnt nicht mehr ab, wenn auch ihn die Geldannahme in Verlegenheit setzt, und gerade weil sie ihn „aus einer Verlegenheit reißt, [...] die [ihm] manchen stillen Kummer verursachte.“ (FA. 09, S. 566) Durch dieses Bekenntnis rückt die Geldfunktion in den Vordergrund, „[seine] Bedürfnisse zu befriedigen,“ (FA. 09, S. 565) wie der Baron sagt. Es ist hiermit dazu auffällig, dass was Wilhelm, der bisher „sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit [...] nicht zum Besten hausgehalten [hat],“ (FA. 09, S. 566) erfreut, anders als die Erwartung Barons, nicht die Kunst ist, sondern „d[er] Edelmut des Herrn Grafen“ (FA. 09, S. 566), der aus seinem Talent und Glück resultiert. Er blickt nunmehr seine theatralische Gabe „[mit] heimlicher Zufriedenheit“ (FA. 09, S. 567) auf, darüber hinaus schreibt er einen Brief an seine Familie, in dem „[d]er gute Zustand seiner Kasse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war,“ (FA. 09, S. 568) doch nicht in Einzelheiten, sondern nur andeutungsweise dargeboten wird. Der Kaufmannssohn schämt sich nicht mehr für die goldene Barschaft, eher ist stolz darauf. Daran ist es somit ablesbar, dass sein Bewusstsein sich erlaubt, die künstlerische Gabe in Leistungsfähigkeit, also eine kre-

ative Beschäftigung in geldbringende Arbeit zu verwandeln. Ungeachtet der Erkenntnis über „de[n] Wert und die Würde des Goldes“ (FA. 09, S. 567) verzichtet er nicht ganz völlig auf die Verteidigung der Theaterkunst, also nicht darauf, das Theater mittels des selbstreferenziellen Blicks und Codes, hierfür mittels dessen, was künstlerisch und theatralisch allein ist, einzuschätzen.

Es kommt auf die Entscheidung an, ob „Hamlet am Ende sterben muß“ (FA. 09, S. 682), als Wilhelm, der noch „[das] Zutrauen auf [s]ein angebornes Talent“ (FA. 09, S. 641) hat, bei Serlo auf die Bühne tritt und »Hamlet« aufführen soll. Ein kräftiger Streit zwischen Serlo und Wilhelm ist unvermeidlich; während jener den tragischen Prinz lebendig machen will, weil das Publikum einfach es wünscht, steht dieser hartnäckig gegenüber: „Wie kann ich ihn am Leben erhalten, [...], da ihn das ganze Stück zu Tode drückt?“ (FA. 09, S. 682) Der Grund des Theaterdirektors ist offensichtlich: „Wer das Geld bringt, kann die Ware nach seinem Sinne verlangen.“ (FA. 09, S. 682) Er muss zuerst vor allem an das Publikum denken, nämlich daran, was er eigentlich möchte, da immer mehrere Zuschauer als Geldzahlende sein wirtschaftliches Bedürfnis erfüllen könnten. Der Hauptdarsteller denkt auch, aber auf gegensätzliche Weise an das Publikum: „Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben *wollen*, und nicht die sie haben *sollen*.“ (FA. 09, S. 682) Wenn man von der Funktion der Kunst spricht, liege es darin, dass die Geldzahlende sich „nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will,“ (FA. 09, S. 683) behandelt fühlen, sondern wie Kunstkenner, die sich in die Kunstkommunikation inkludieren lassen, indem sie nach und nach das Geschmack für die Kunst eben durch eigentlich künstlerische Medien lernen, sodass ihr Verstand nicht verweigert, „[ihr] Geld mit doppeltem Vergnügen ein[zu]legen,“ (FA. 09, S. 683)

Aus dieser Debatte wird eine divergierende Kommunikationsebene ins Licht gesetzt; Serlo erweist sich nicht als Theatermann, sondern als Theaterunternehmer, der „[sein] Denken und Handeln genau jenem Zweckrationalismus unterworfen ha[t],“⁴⁹¹ nämlich könnte ihm jedes Zerstückeln bei der Hamlet-Aufführung er-

⁴⁹¹ Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte, S. 367.

laubt werden, „um des zu erwartenden Profits willen,“⁴⁹² dagegen kümmert sich Wilhelm als Beschützer der dramatischen Kunst darum, die Zuschauer „ein[e] anerkannt[e] Kunstnotwendigkeit“ (FA. 09, S. 682) erkennen zu lassen, nicht um die Geldeinnahme, weil der Vorzug des Geldes für ihn bloß die unerwünschte Entartung der Kunst, deren Wert in der selbstabhängigen Tätigkeit gesucht wird, bedeutet, und daher die Theaterkunst nicht auf einfache Arbeitsleistung, die sich zum Ziel setzt, die Befriedigung des Geldbedarfs zu verwirklichen, reduziert werden soll.

Aber nachdem Wilhelms Lebensbühne vom Theater in die adlige Gesellschaft, insbesondere in die Turmgesellschaft, die zur Zeit daran interessiert ist, die künftige Eigentumsverteidigung sicherzustellen, verlagert wird, wenn auch nicht so innovativ wie bei Lothario, verändert sich seine Gelderkenntnis; Geld oder im weiteren Sinne Eigentum gilt nunmehr als ein wesentliches Medium in den Lebensverhältnissen. Wie impliziert geht die spätere Geldentdeckung mit dem Eintritt in den adligen Freundeskreis, einher, aber zugleich steht sie in engem Zusammenhang mit der Entdeckung der Vaterschaft. Gerade in diesem Moment, wo er überlegen muss, was er für sich und für seinen Sohn Felix zu tun hat und wie er „die vielfache Pflicht des Vaters, den seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten“ (FA. 09, S. 881), erfüllt, findet er sich nicht zuletzt als Geldeigentümer, nämlich befindet er sich so im guten finanziellen Zustand, dass er einen Teil seines Vermögens verwenden kann, um „die Güter in Gemeinschaft [mit Lothario] zu kaufen“ (FA. 09, S. 878). Sein Schwager Werner, der zugunsten der Handlung das Schloss besucht und dort ihn ganz zufällig getroffen hat, bestätigt Wilhelms glückliche Lage: „[W]as unser Vermögen betrifft, daran sollst Du Deine Lust sehen.“ (FA. 09, S. 880) Was diese Geldbeschaffung anbelangt, darf der junge Meister somit nicht mehr von einem Glück bringenden Zufall abhängen, welcher sein früheres Leben beherrscht hatte, vielmehr muss er von nun an als Geschäftsmann antreten, der „mit einiger Vernunft, in die menschlichen Unternehmungen eingreif[t]“ (FA. 09, S. 880).

Abgesehen von dem erneuten Geldbewusstsein scheint jedoch sein Blick auf die

⁴⁹² Ulrich Stadler: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte, S. 367.

Welt, noch bis zum Ende der »Lehrjahre«, von wirtschaftlichen Leistungen abzuweichen, die aus den wirklichkeitsbezogenen Verflechtungen der Gesellschaft entspringen, wogegen der adlige Blick nach der größeren Welt geht, in der der abenteuerliche, also bisher unversuchte Reformplan in Wirklichkeit transformiert werden kann, in der Weise, dass man die neuartige Eigentumsform, das heißt, Kapital einerseits und Arbeit andererseits fördert.

3.2.3.2. Von Boden zu Kapital: neuartige Eigentumsform des Adels und Arbeitsverhältnis als ungleiche Differenzierungsform im Wirtschaftssystem

Im vorliegenden Abschnitt ist zuerst zu beachten, dass die Reform von der Eigentumsbildung des Adels ausgeht, in der dessen Geltentdeckung, die im vorigen Abschnitt nicht behandelt worden ist, auch enthalten ist. In der älteren Zeit ging es bei der privilegierten Schicht um Grundeigentum, dessen Nachweis „an den Nachweis ursprünglicher Sachherrschaft gebunden [ist]“ (GS4. S. 66), mit der gemeint ist, dass der Grundbesitz an und für sich dem Eigentümer Genuß anbietet. Die Begriffsbestimmung blieb von der stratifikatorischen Ständeordnung abhängig, sodass das Eigentum „nicht primär einen wirtschaftlichen, sondern einen politischen Sinn [hatte]“ (GS3. S. 12) und daraus in einem untrennbaren Verhältnis zu Machtausüben stand. Im Kontext davon waren ebenso die ungleiche Eigentumsverteilung wie die Binarisierung des Eigentums und Nicht-Eigentums in der Gesellschaft unentbehrlich, weil sie sich unmittelbar aus der Natur, also den natürlichen Rechten ergaben.

Im Laufe der Geschichte, Luhmann zufolge, seit dem 14. Jahrhundert wird der Sinn des Eigentums umdefiniert; dessen Begriff geht „von Sachherrschaft auf Disponibilität“ (GG. S. 708) über. Der Kernbegriff des Eigentums liegt nun in dessen Nutzung: „Wer etwas hat, kann diese Habe immer wieder benutzen“ (WiG. S. 188), damit er etwa sein Genuß und seine Zufriedenheit optimalisiert oder eine Aussicht auf bessere Zukunft hat. Der Eigentümer besitzt nämlich „die Dispositionsbefugnis, schließlich die arbiträre Disposition“ (GS3. S. 43), dadurch kann er über das, was er besitzt, disponieren, um das, was er besitzen will, zu besitzen. In diesem Punkt erhält der Nutzenbegriff die Freiheit, genauer gesagt, die freiwillige

Entscheidung des Eigentümers, was er für seine Bedürfniserfüllung macht.

Fasst man Eigentum so als „die Möglichkeit der Verfügung“ (EiG. S. 159) auf, dann ist das Grundeigentum nicht, und zwar immer größer, nicht genug, in dem Sinne, dass es bei allen Nutzungen nur noch einen zeitlich und räumlich beschränkten Zugriff, z. B. Bodenproduktion verspricht. Erst nach dem Einsatz der Geldwirtschaft, in der man Geld als wesentliches Eigentumsmedium anerkennt, wird die freie Entfaltung der vieldimensionalen Zugriffsversuche, die in Rücksicht auf die „Zukunftsperspektive“ (GS3. S. 41) eine Komplexitätssteigerung in der Gesellschaft veranlassen, zum Ausdruck gebracht. Ein Eigentümer kann nunmehr mit Geld über unablässige Nutzung verfügen. Die veränderte und verbreitete Semantik des Eigentums liegt, wie gesagt, daran, dass die umfangreiche Tauschfunktion des Geldes die Wiederverwendungen in nachfolgenden Tauschzusammenhängen ermöglicht, und zugleich, dass Geld als zeitstabiles Medium „eine Generalisierung [...] eine Kondensierung der Wertäquivalenz“ (WiG. S. 258) ausmacht.

Unter der Prämisse, in der das Geldwesen im Wirtschaftssystem in den Vordergrund tritt, beginnt die Oberschicht sich in den »Meister-Romanen« für die Erneuerung der Eigentumsform zu eignen. Es geht damit bei ihr um das Anpassungserfordernis, das darauf hindeutet, dass „Geld trotz aller Abartigkeit funktioniert,“ nämlich kann man durch die Geldzahlung „immer weitere Güter, schließlich sogar Grundbesitz, schließlich sogar Arbeit“ (WiG. S. 248) kaufen. Parallel dazu wird das Eigentum nicht mehr als Beibehalten, sondern Handeln gehalten, indem Geld als Katalysator zu weiteren Verwendung Sach- und Geldeigentum aufeinander wechselnd bezieht. Diese Entdeckung der Käuflichkeit und Verkäuflichkeit aller Güter erweckt derart die Adligen, dass sie sich von herkömmlicher Gesellschaft entfernen können und sollen. Beobachtet man den Zusammenhang zwischen der Geldwirtschaft und dem Eigentumsbegriff, so sieht man darin unter anderem den differenzierenden Prozess, in dem die Bewegung zu „der Unabhängigkeit des Eigentümers von seiner Familie, der sein Gut verschwenden kann“ (EiG. S. 155), stärker wird, in dem Maße, wie der adlige sich selbst als eine einzelne Person erkennt. Diese Erkenntnis des Individuums bestimmt nun die wirtschaftlich motivierte Tätigkeit; die Eigentumsbenutzung, die mithilfe des Gel-

des unzählbare Tauschmöglichkeiten ins Feld führt, suggiert am Ende den individuell sinnvollen Wunsch, der sich weniger auf das, was gemeinsam ist, als auf das, was privat ist, richtet. Vor dem Hintergrund der Trennungsphase gewinnt der Versuch, die von Adel entworfenen Reformpläne im Rahmen der privatisierten Eigentumsstruktur zu analysieren, an Plausibilität, wenn auch es allerdings unübersehbare Abweichung zwischen den neu akzentuierten Wirtschaftskonstellationen gibt. Hierfür wird man an erster Stelle auf das Territorium des Oheims in den »Wanderjahren« aufmerksam. Der Oheim, der von seiner Nichte Juliette als „würdiger Landherr“ (FA. 10, S. 327) und „treffliche[r] Mann“ (FA. 10, S. 327) genannt wird, ist ein „in jeder Hinsicht privilegiert[er] Großgrundbesitzer“⁴⁹³, der in vollem Umfang „seinen eigenen Interessen [folgt].“⁴⁹⁴ Dieser Hausherr gründet sein Eigentum zwar auf „die Familiengüter,“ (FA. 10, S. 344) die er nach seiner Rückkehr nach Europa aus Amerika übernahm, aber seine Gesinnungen und Charakter, die ständig an das, was praktisch ist, angebunden sind, begnügen sich bestimmt nicht mit dem Zustand, in dem die Besitzung nur so bleibt, wie sie ist. Daraufhin „sucht er zu leisten wozu ihm sein Besitztum Gelegenheit gibt“ (FA. 10, S. 327). Unter diesem Gesichtspunkt soll „[d]ie Natur [...] nicht einfach vorhanden [sein]; sie bekommt vielmehr ihren agrarischen Platz zugewiesen“⁴⁹⁵ und demgemäß soll das Grundeigentum disponibel werden, insbesondere in erwerbswirtschaftlicher Hinsicht „gepflanzt, gebaut, eingerichtet und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen;“ (FA. 10, S. 327) so überrascht sich Wilhelm über „ei-ne Reihe von Anlage,“ in der er „unzählig[e] Fruchtbäume“ beobachtet, die un-zweifelhaft es ermöglichen, dass „das Obst alles verzehrt werden könne.“ (FA. 10, S. 326)

Dieser Ackerbau orientiert sich sämtlich an seinem Interesse, das von „Nutzen und Genuß“ (FA. 10, S. 326) ebenso für ihn selbst wie für andere ausgeht. In seinem landwirtschaftlichen Betrieb wird jedenfalls auf eigenen Profit hingewiesen, den „de[r] weit über den Eigenbedarf der hier ansässigen Menschen hinausge-

⁴⁹³ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 89.

⁴⁹⁴ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 223.

⁴⁹⁵ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 160.

henden Ertrag der Region“⁴⁹⁶ macht. Aber man wirft dem Oheim vor, dass „ihm seine Güter nicht eintrügen was sie sollten.“ (FA. 10, S. 329) Der Landherr denkt damit nicht zuerst an deren Expansion, also nicht an die unlimitierte Eigentumsvermehrung, weil es seiner Lebensphilosophie nicht entspricht, sondern eher an „[d]as Mindere der Einnahme [...] als Ausgabe, die [ihm] Vergnügen macht, indem [er] andern dadurch das Leben erleichter[t]“ (FA. 10, S. 329). Es handelt sich somit bei ihm Eigentumsberechtigung, genauer gesagt, darum, wie jede Überschussproduktion, die auf einen steigenden Erwerbsgewinn verweisen mag, mit dem Bedürfnis anderer korreliert werden kann. Der Eigentumsbegriff des Oheims ist durch die von ihm ausgedachte lakonische Inschrift gekennzeichnet: „»Besitz und Gemeingut«“ (FA. 10, S. 328). Der Sinn von dem Spruch, der Hersilie scheint, „sich in sich selbst zu vernichten“ (FA. 10, S. 328), wird von Juliette umgeschrieben und hervorgeleuchtet wie folgendes: „»Jeder suche den Besitz der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt ward, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei wie er andere daran will teilnehmen lassen: denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen.«“ (FA. 10, S. 329) Demzufolge ist es die Rede auf der einen Seite von Erwerbstreben, das auf „eine [weitere] Steigerung des eigenen Profits“⁴⁹⁷ abzielt, auf der anderen Seite von Teilhaftigkeit an dem Wirtschaftssystem, wodurch jede, insbesondere die Armen die Überflüsse der Bodenproduktionen mitbenutzen können: „[J]ede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann“ (FA. 10, S. 329), so ähnlicherweise fasst der Erzähler zusammen.

Gemäß dieser Auslegung legt der alte Großeigentümer Wert auf eine wirtschaftliche Ordnung, in der Akkumulation und Distribution miteinander ausbalanciert werden und daher „d[ie] Übereinstimmung von individuellem und gesellschaftlichem Interesse“⁴⁹⁸ erzielt wird. Er will „selbst die Bedürftigen gewinnbringend

⁴⁹⁶ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 160.

⁴⁹⁷ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 79.

⁴⁹⁸ Anneliese Klingenberg, Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagen“, S. 85.

in sein Unternehmen integrier[en],⁴⁹⁹ nämlich seine Erwerbsfähigkeit im Einklang mit der Bedürfniserfüllung anderer führen, in der Weise, dass er alle Bewohner an der wirtschaftlichen Kommunikation teilnehmen lässt. Das Territorium des Oheims wird somit als eine Gesellschaft aufgefasst, wo die wirtschaftliche Inklusion so übergreifend zugelassen wird, dass jeder über die Produktions- und Konsumtionskommunikation verfügt, selbst wenn man die Tatsache nicht negieren darf, dass in der Region eine ungleiche Teilnahmemöglichkeit noch herrscht. Bei näherer Betrachtung ist ohne Schwierigkeit zu behaupten, dass Oheims Wille, sein Land, „durch [die] Kultivierung des Ackerbodens sichtbar und nutzbar zu machen,⁵⁰⁰ auf „der politische[n] Alleinherrschaft“⁵⁰¹ beruht. Seine nutzbringende Bewirtschaftung und die von ihm entworfene „kultivierte[] Welt“ (FA. 10, S. 344) sind daher undenkbar, ohne dass das stratifikatorische Vorrecht vorausgesetzt wird, wenn auch es im eigentlichen Sinne nicht dasselbe ist.⁵⁰² Was das politische Code, Machthaben und Nicht-Machthaben, anbelangt, steht der geschickte landwirtschaftliche Unternehmer, der zur innovativen Änderung des adligen Landlebens führte, sicherlich an der obersten Spitze: „Er [ist] der geistige Mittelpunkt des Ganzen und seine Anordnungen bestimm[en] nicht nur Art und Weise der Bebauung, sondern auch die Lebensweise der Bewohner.“⁵⁰³ Der Großgrundbesitzer ist der einzige Entscheidungsinstanz, wo das wirtschaftliche Prinzip von Angebot und Nachfrage nicht abhängig von einer unsichtbaren Hand, sondern von seiner eigenen Hand abhängig ist,⁵⁰⁴ weil er allein nicht nur verantwortlich für die materielle Versorgung der Region ist, sondern auch die Erwerbs- und die Gebrauchsart der Bodenproduktionen feststellt. Er überlässt, beispielsweise nach sei-

⁴⁹⁹ Franziska Schöbler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 220.

⁵⁰⁰ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 161.

⁵⁰¹ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 89.

⁵⁰² Mit Bezug auf die Herrschaftsform ist eine Debatte über die Frage geführt worden, ob der Oheim noch feudalistischer Landherr war, z. B: „sein (Oheims v. Verf.) Eigentumsbegriff ist aber noch feudal“, so behauptet Herwig. In: Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 190. Hingegen spricht Lottmann, der die Argumentierung von Heinz skeptisch gegenübersteht, davon, dass [d]er Oheim [...] nicht mehr der spätfeudalistische Grundherr eines bestimmten, ihm übertragenen Regierungsraums [ist]. In: André Lottmann : Arbeitsverhältnisse. S. 165, insb. Anm. 772.

⁵⁰³ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 119.

⁵⁰⁴ Vgl. Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 82.

nem wohlthätigen Charakter und Willen jedem, der sie möchte, die jungen Bäume „aus seinen unendlichen Baumschulen“ entweder „umsonst, [...] [oder] um einen gewissen Preis, [...] [oder] um einen billigen“ (FA. 10, S. 307). Zumindest in seinem Territorium gibt es dadurch keinen Markt, der im modernen Sinne als „die Gesamtheit der Verteilungsorganisationen [...] zwischen Produktion und Konsum vermittel[t].“ (WiG. S. 73)

Unter diesen Prämissen, in denen es ein Machtmonopol herrscht, mit dem das Wirtschaftsmonopol in einem engen Zusammenhang steht, leitet der Landherr allerdings seine Monopolstellung bei allen kontrollierenden Einflüssen auf Lebensverhältnissen, dadurch „[mussten] alle im gleichen Rhythmus leben,⁵⁰⁵ nicht mehr von der alten Ständeordnung ab, weil es ihm bewusst ist, dass die stratifizierte Machtberechtigung ihre Gültigkeit verloren hat. Er weiß vielmehr, das Anordnungsrecht auszunutzen, in Anlehnung „an ethische Leitlinien,⁵⁰⁶ in denen er für altruistisch motivierte Erwerbstätigkeit, nämlich für die „Aufforderung, [das Eigentum] zum allgemeinen Besten zu verwenden⁵⁰⁷, plädiert. So gesehen geht es bei der Eigentumsverteidigung in Oheims Region nicht mehr um den standesbedingten Unterschied, sondern um die auf individueller Trefflichkeit basierenden Besonderheiten sowie ethisches Verhalten, Schutzgefühl, Pflichtbewusstsein, humanitäre philanthropische Lebenshaltung oder ökonomische Kompetenz für die Wunscherfüllung.

Es ist offensichtlich, dass diese reformatische Tendenz, die eigenständige Eigenschaftsbildung zu legitimieren, von der nächsten Generation übernommen wurde. Ähnlich wie der Oheim in den »Wanderjahren«, für den „[w]ichtig [...] weniger das Erbe als solches als das, was der Erbe daraus machte [war]“⁵⁰⁸, wenden sich die jüngeren Reformer wie Lothario, Lenardo und Odoard der alten Struktur ab, die „von den durch die Stratifikation erfaßten Vermögensquellen“ (GG. S. 725) abhängig ist. Aber anders als der alte Grundbesitzer, dessen Wirtschaftskonzept

⁵⁰⁵ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 119.

⁵⁰⁶ Franziska Schöbler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 220.

⁵⁰⁷ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 126.

⁵⁰⁸ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 126.

auf „die bestmögliche Nutzung der nachwachsenden Naturprodukte“⁵⁰⁹ verweist, suchen sie nach einer alternativen Bewirtschaftung des Bodens, um stabile und höhere Eigentumswerte zu schaffen. Demzufolge rückt eine Diversifizierung der Eigentumsform, vor allem für Lothario und die Turmgesellschaft die Kapitalisierung des Grundeigentums in den Vordergrund, in dem Maße, wie der „Grundbesitz allmählich in den Bereich der bezahlbaren wirtschaftlichen Werte ein[geführt]“ (EiG. S. 155) geworden ist. Diese Richtung auf die Geldversorgung liegt somit daran, dass die durch das Geldmedium ermöglichte Mobilisierung der Eigentumsstruktur zur Verteidigung und Vermehrung des Besitztums in angemessenerer Weise als das Ackerland beitragen kann. Auf der anderen Seite findet die junge Adelsgruppe in den »Wanderjahren« einen anderen Lösungsansatz: Kolonisierung. Sie plädiert in der Tat für die erwerbswirtschaftliche wertschöpfende Nutzung des Landes, die über agrarwirtschaftliche Kultivierung hinausreicht.

Mit Bezug auf die Reformhaltung der Turmgesellschaft in den »Lehrjahren« taucht eine problematische Situation auf: Geldnöte. Lotharios Schulden sind ein störender Faktor für das Praktizieren der Reform, wie Jarno rät, eher solle er sie auf schieben, um die finanzielle Einengung zu vermeiden. Diese bedrängte Lage lässt daher ihn, wie oben erläutert, von Staat abhängen, doch nicht von seinem Haus, weil er wohl versteht, dass der Staat als die machtorientiert ausdifferenzierte Organisation die Rolle der „Adressaten für Ansprüche an Krisenmanagement und Krisenvermeidung“ (WiG. S. 164) spielt. „[D]urch die gleichmäßige Erhebung von Steuern“⁵¹⁰ nun schreibt die staatliche Machtausübung es ihm zu, sein Vermögen frei zu nutzen und zu wirtschaften, nämlich durch die Übertragung von Steuerfreiheit auf Steuerpflicht vermag der Edelmann, der sich nicht mit einem Mitglied der ehrenhaften privilegierten Oberschicht, sondern mit einem Staatsbürger identifiziert, an der sich ausbreitenden Geldwirtschaft teilzunehmen.

⁵⁰⁹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 161. In der Romanforschung gibt es produktive Debatte darüber, ob das Oheim-Territorium als ein physiokratisches Wirtschaftssystem charakterisiert wird. Vgl. Lottmann: Arbeitsverhältnisse, S. 161ff. insb. Anm. 746. Aber in der vorliegenden Diskussion geht es nicht darum, ob entweder physiokratische oder kameralistische Ausprägung Oheims wirtschaftliche Reformen betreffen, sondern darum, dass innerhalb seinen Territoriums „die Ökonomie sich zu einer als selbständig sichtbaren gesellschaftlichen Struktur ausdifferenziert[.]“ (EiG. S. 173)

⁵¹⁰ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 34.

Abgesehen von der Staatsabhängigkeit lehnt Lothario die Verbindung mit dem Bürgertum nicht ab. Der Geschäftspartner Werner inszeniert sich als ein Kaufmann, der die „heftig[e] Begierde zum Erwerb“ (FA. 09, S. 886) zeigt, indem er bei der Verhandlung zum gemeinsamen Güterkauf den Grund „als Spekulationsobjekt betrachtet, d[er] eine rasche Vermehrung des Kapitals verspricht.“⁵¹¹ Darüber hinaus erwartet er gegenüber Lothario „mit dem feudalen Grundbesitz auch das feudale Privileg der Steuerfreiheit.“⁵¹² Sein Spekulationsgegenstand ist so beinahe grenzenlos, wie Wilhelm witzig aussagt, dass Werner beim Treffen nach langer Zeit seinen Freund „als eine Ware, als einen Gegenstand [s]einer Spekulation an[sieht], mit dem sich etwas gewinnen läßt.“ (FA. 09, S. 878) Sein Denken und Tun gründet bereits auf dem Verständnis, dass mittels des Geldmediums alles, was wertvoll ist, als der Gegenstand gilt, der „zu immer neuen Investitionen auffordert und die Zirkulation des Geldes in Gang hält“⁵¹³ und dass dadurch die Eigentumsanhäufung entsteht. Vor dem Hintergrund der Bedürfniserfüllung zeigt das Zusammentreffen zwischen unterschiedlichen Schichten daher eine symbolische Verknüpfung „zu einem größeren ökonomischen Spielraum, zur Akkumulation von Kapital zwecks dessen weiterer Vermehrung“⁵¹⁴ an. Auf der gleichen Ebene mag es plausibel sein, dass Wilhelms Aufnahme in die Turmgesellschaft, nämlich die gleichberechtigte Inklusion in die „polit-ökonomisch[e] Instanz“⁵¹⁵ sich nicht allein aus seinem Bildungsniveau, „sondern auch [aus] seinem ansehnlichen Erbe, seinen Kapitalien“⁵¹⁶ ergibt.

Wenn es so die Rede von Interessengemeinsamkeit ist, soll die gemeinschaftliche Investition von einer gleichen Ordnung, hierfür „von marktwirtschaftlichen Prinzipien bestimmt“⁵¹⁷ werden. Es ist demnach von Bedeutung, dass Lothario keinen ständischen Vorrang behaupten darf, in dem Sinne, dass dies nicht mit der wirtschaftlich selbstreferenziellen Handlung konvergiert würde. Kommt es schließlich

⁵¹¹ Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre, S. 333.

⁵¹² Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre, S. 333.

⁵¹³ Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 46f.

⁵¹⁴ Fritz Martini: Ebenbild, Gegenbild. „*Wilhelm Meisters theatralische Sendung*“ und Goethe in Weimar 1775 bis 1876, S. 75.

⁵¹⁵ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 139.

⁵¹⁶ Gonthier-Louis Fink: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren, S. 89f.

⁵¹⁷ Eberhard Mannack: Der Roman zur Zeit der Klassik, S. 215.

auf die Optimalisierung der Eigentumsverhältnisse an, fällt dann die jenseits des Standesunterschieds gewonnene Kooperation, die auf der eigenständigen ökonomischen Grundlinie beruht, ins Gewicht.

Während Lothario sich in Abhängigkeit von dem Staat auf die bessere Nutzung seines Eigentums „auf [s]einen Gütern“ (FA. 09, S. 806) einlassen will, spricht Jarno von „Welthändeln,“ (FA. 09, S. 944) deren Motivation von der Zeitdiagnose ausgeht, „daß [ihnen] große Veränderungen bevorstehn, und daß die Besitztümer beinah nirgends mehr recht sicher sind.“ (FA. 09, S. 944) Unter anderen dürfte „eine Staatsrevolution, [die] den einen oder den andern von seinen Besitztümern völlig ver[e]iben“ (FA. 09, S. 945) könnte, nicht ausgeschlossen werden. Sieht man sich mit der möglichen Krise konfrontiert, ist es demnach nicht erwünschenswert, „nur an Einem Ort zu besitzen, nur Einem Platze sein Geld anzuvertrauen“ (FA. 09, S. 944). So daher bringt die Turmgesellschaft „eine Sozietät, [...] die sich in alle Teile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Teile der Welt eintreten kann,“ (FA. 09, S. 945) auf den Punkt: Es handelt sich somit um die Selbstverteidigung ihrer Existenz untereinander.

Diese Strategie für die Minimalisierung der Risiko oder für die Begünstigung der wirtschaftlichen Betätigung setzt sozusagen das von Kapital abhängige Wirtschaftssystem voraus, in dem Sinne, dass die Mobilisierung des Eigentums sich mittels Geldwesens dafür eignet, durch dessen umfangreichen Tauschwert „die Warenzirkulation auszuweiten,“⁵¹⁸ also dafür, „an vielen Orten“ (FA. 09, S. 944) „eine Öffnung zu Welthandel und Weltverkehr“⁵¹⁹ zu ermöglichen. Die staatsübergreifende Initiative gibt daraus zu verstehen, dass „[d]ie Grenzen der Staaten [...] keine Grenzen des Wirtschaftssystems [sind]“⁵²⁰ (GS4. S. 141), und dass die staatliche Souveränität „[n]icht mehr [...] hier der Garant für Besitz, Geld und Aufsicht“⁵²¹ ist. Die Geldabhängigkeit und die Staatsabhängigkeit haben immer weniger miteinander zu tun. Unter den Prämissen wird die Turmgesellschaft als

⁵¹⁸ Stefan Blessin: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, S. 210,

⁵¹⁹ Fritz Martini: Ebenbild, Gegenbild. „*Wilhelm Meisters theatralische Sendung*“ und Goethe in Weimar 1775 bis 1876, S. 75.

⁵²⁰ In Hinsicht auf diese Inkompatibilität sagt Luhmann, dass „[d]ie Geldwirtschaft [...] sich schon im Mittelalter der territorialpolitischen Kontrolle [entzieht] und [...] eine internationale Arbeitsteilung organisiert“ (GG. S. 710).

⁵²¹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 143.

eine nicht-staatliche, sondern eher weltweit konzipierte Organisation, anders gesagt, „eine internationale Versicherungsgemeinschaft“⁵²² angesehen, die sich an uneingeschränkter Marktgesellschaft orientiert, dabei geht es freilich um die Eigentumssicherung.⁵²³

Wenn der von Jarno präsentierte Reformplan der Turmgesellschaft, der vornehmlich auf die monetarisierten Wirtschaftsleistungen abzielt, durch „einen dezentral, international und multilateral organisierten“⁵²⁴ Wirtschaftsverkehr gekennzeichnet ist, fällt der Wanderergruppe die Utilitarisierung von Land durch Siedlungsprojekte auf, für deren Erfolg die handwerkliche technische und ferner wissenschaftlich entwickelte Arbeitsleistung von Menschen eingesetzt werden soll.

In der Auswanderungsrede spricht Lenardo, also der „Hauptverantwortlich[e] für die Durchführung der Auswanderung nach Amerika“⁵²⁵ zuerst „von dem hohen Wert des Grundbesitzes“ und scheint überzeugt davon zu sein, „ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne“ (FA. 10, S. 665), in dem Sinne, dass die Natur und der Mensch, der „auf der Scholle geboren“ (FA. 10, S. 665) ist, sobald nach seiner Geburt zusammengehören, nämlich „[...] miteinander [verwachsen] und sogleich [...] sich die schönsten Bande [knüpfen].“ (FA. 10, S. 665) Trotz der Hochschätzung sieht Lenardo jedoch mit Blick auf das Besitztum den Boden „als einen kleineren Teil der [Menschen] verliehenen Güter“ (FA. 10, S. 666) an, demgegenüber setzt er das, was beweglich ist, an erste Stelle. Weniger dem Bleibenden, also dem Grundbesitz als dem Beweglichen, das alles, was der Mensch tut und leistet, aufgreift, werde ein höherer Wert zugeschrieben: „Die meisten und höchsten derselben (der Menschen verliehenen Güter v. Verf.) bestehen aber eigentlich im Beweglichen, und in demjenigen was durch's bewegte Leben gewonnen wird.“ (FA. 10, S. 666) Die Auswanderung, zu der der adlige Leitende die handwerklichen Migrationsinteressierten aufrufen will, soll daher in diesem Zusammenhang, nämlich im Sinne der Erweiterung von Eigentumsbereich

⁵²² Franziska Schöbler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 148.

⁵²³ In der erste Fassung der »Wanderjahre« wird demgegenüber „ein mächtiger Grundbesitz“ (FA. 10, S. 215) betont als „[e]ine allegemeine Assekuranz“ für die Turmgesellschaft, „deren einzelne Glieder, unter der Bedingnis der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind“ (FA 10, S. 215).

⁵²⁴ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 143.

⁵²⁵ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 174.

durchführt werden.

Vergleichend mit der ersten Fassung findet man eine Modifikation des Auswanderungsmotivs in der zweiten Fassung; zum ersten Mal wird das Auswandern „dezidiert verurteilt,⁵²⁶ weil es „in betrügerlicher Hoffnung eines bessern Zustandes“ (FA. 10, S. 199) besteht, selbst wenn „einzelne Fälle durch glücklichen Erfolg begünstigt werden“ (FA. 10, S. 199) könnten. Zuzufolge der vom Erzähler referierten Einschätzung wird dieser abenteuerliche Traum von der neuförmigen Lebensentfaltung nur als eine unfruchtbare Leidenschaft erwiesen, die Auswanderer auf einen Irrweg führt, also „in eine[n] beengten kümmerlichen Zustand“ (FA. 10, S. 199); der Wandererbund „hab[e] [sich] daher verbündet auf alles Auswandern Verzicht zu tun und [sich] dem Wandern zu ergeben.“ (FA. 10, S. 199)

Diese pessimistische Bestimmung wird aber in der zweiten Fassung gerade von den gleichen Gruppenvorsitzenden revidiert, nämlich durch „ein[] Erwartungen und Möglichkeiten abwägend[es] Kalkül“⁵²⁷ abgelöst. Der veränderte Entschluss, also das Lob der Auswanderung beruft sich vornehmlich auf die Gewissheit des Siedlungsplans, die „durch die Bemühungen wissenschaftlicher, weislich beschreibender, künstlerisch nachbildender Weltumreiser“ (FA. 10, S. 671) gebildet wird. Ebenso die Erkenntnis- und Wissensvermehrung wie das daraus resultierte Bekanntwerden mit der bisher unbekanntem Welt gelten nunmehr als stimulierende Wirkungsfaktoren für „die Dynamik des Pioniergeistes,⁵²⁸“ der die Landbewohner nicht mehr „in einer bedingten Welt“ (FA. 10, S. 199) isolieren lässt. Der Wanderungsredner hält damit die Auswanderung, die jedenfalls „den Wandel der Lebensverhältnisse aktiv herbei[führen]“⁵²⁹ mag, für unentbehrlich, nicht einfach in dem Maße, dass man wegen „eigene[r] Übervölkerung [...] de[m] Urteil der Verbannung gegen einander“ (FA. 10, S. 666) ausgesetzt sieht, sondern, dass man zweckrationale Nutzung und Anwendung der menschlichen Tätigkeit in Anspruch nimmt, um „reicher, verständiger, geschickter, besser, und was aus einem solchen

⁵²⁶ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 172.

⁵²⁷ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 212.

⁵²⁸ Gonthier-Louis Fink: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger», S. 25.

⁵²⁹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 170.

Lebenswandel Vorteilhaftes hervor[zu]gehen.“⁵³⁰ (FA. 10, S. 199)

Vor dem Hintergrund kommt das Kolonisationsprojekt, das in der später erschienenen Fassung zur Verbesserung des menschlichen Wohlbefindens beitragen kann, ins Spiel, doch nicht mithilfe der Agrarwirtschaft, sondern der unternehmerischen Innovation, deren Erfolg auf der handwerklich und technisch qualifizierten menschlichen Arbeit und Leistung gründet. In diesem Verständnishorizont wird die Arbeit nicht mehr von den alten Wertvorstellungen sowie „Mühsal, notwendige[m] Übel, gottgegebene[r] Pflicht oder gar Sündenstrafe“⁵³¹ gefesselt, sondern vielmehr „als Quelle des Reichtums“⁵³² erneut definiert, im Rahmen der Eigentumsverhältnisse, in denen die Beförderung der wissensbezogenen technischen Betätigung in Hinsicht auf die Vervielfältigung der Erwerbsart empfohlen wird. Der von Lenardo propagierte „Auswanderungsoptimismus“⁵³³ ist mithin mit dieser Neukontinentalisierung der Arbeit verknüpft, die sich nunmehr mit der tätigkeits- und leistungsorientierten Lebenshaltung des Menschen koppelt. Infolgedessen spiegelt die hoffnungsvolle Mobilität die aus der Herkunftsordnung gelöste, „auf den besonderen Fähigkeiten des Einzelnen basierende moderne Leistungsgesellschaft“⁵³⁴ wider.

In gleichem Maße ist es die Rede in Odoards Reformvorhaben von umfassender menschlicher Arbeit für die Binnenkolonisation, die dazu auffordert, insbesondere fachmännisch organisierte Bauarbeit einzusetzen. In dem Vortrag an die versammelten Handwerker fasst der Führer der Binnenwanderergruppe zwar ähnlich wie Lenardo die Eigentumserfassung in den Blick, taucht aber ein differierendes Verständnis auf. Wobei dieser der herkömmlichen Eigentumsquelle im Heimatland eine niedrigere Position als Tun verleiht, wird der in der alten Welt schon ergriffene einzelne Besitz, Odoard zufolge, von der gesamten Gesellschaft „für heilig geachtet,“ (FA. 10, S. 691) Er lässt im Grunde genommen keinesfalls das gegebene Eigentum außer Acht, sondern eher erkennt er es als das unantastbare Recht an,

⁵³⁰ Der hier zitierte Wille der Wanderungsgemeinschaft zu wohlhabendem Leben wird nach ihrer Behauptung in der ersten Fassung ursprünglich nur im Heimatland verwirklicht.

⁵³¹ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 201.

⁵³² Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 201.

⁵³³ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 186.

⁵³⁴ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 201.

was jedoch zu einer ambivalenten Konstellation führt; einerseits wäre das Siedlungsprojekt undenkbar, wenn er seine noch unbeschädigte, immerhin nicht erweiterte stratifikatorische Bindung, die durch die oben genannten Staats- und Erbschaftsverhältnisse ausgezeichnet ist, vernachlässigt hätte. Andererseits wird die Hochachtung vor überkommenem Eigentum als Hindernisse angesehen, die man überwinden soll, in dem Sinne, dass die Unberührtheit dieses „hegemonialen Umfelds“⁵³⁵ diejenige ist, die „den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig mach[t]“ (FA. 10, S. 691).

Wenn es demgemäß darum geht, „[e]inen Vorteil im Großen als im Kleinen zu übersehen“ (FA. 10, S. 692), so wird die über die Gewohnheit hinausgehende innovative Bodennutzung, die von leistungsorientierter Arbeitsgesellschaft durchgeführt wird, gefordert, und daran anschließend fällt die Frage ins Gewicht, wie man einen solchen Gesellschaftsaufbau anschaulich macht. Odoard scheint zuerst nicht zu zweifeln an der Fachkompetenz der Arbeiter, die ihrerseits Angst vor „Beschäftigungslosigkeit und Existenzverlust“⁵³⁶ haben und daneben noch skeptisch sind, ob die Auswanderung nach Amerika ihr Sicherheitsbedürfnis erfüllt. Aus diesem Grunde besteht seine Rede im Wesentlichen darin, die Angst der Handwerker, sei es durch die Übervölkerung oder sei es durch aufkommendes Maschinenwesen, aufzuheben und von dem Projekt zu überzeugen. Auf dieser Ebene ist die Garantie der ökonomischen Sicherung am wichtigsten; die Binnenkolonisation hat die entscheidende Schlüsselfunktion, die die unruhigen Leute aus den ungesicherten Lebensverhältnissen zu retten, und gilt damit als eine Verheißung, nämlich „dem Alten Ruh und Würde, Jünglichen Geschäft und Frau“ (FA. 10, S. 696) zu geben, sogar einem Fremden ein reiches Ackerfeld zuzuteilen. (Vgl. FA. 10, S. 697)

Diese Umsetzung der künftigen Ungewissheit in existentiellen Optimismus setzt doch die Verbindung mit dem Führer voraus, da ohne sein großes Eigentum und seine Absicht, „die bereitliegenden Geldsummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden,“ (FA. 10, S. 693) die Notwendigkeit „zu aller Art von Baulichkeiten“ (FA. 10, S. 693), also infrastrukturelle Angelegenheiten für die neuen

⁵³⁵ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 231.

⁵³⁶ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 186.

Siedlungen nicht vorhanden sein können.⁵³⁷ Die Überzeugungsstrategie wird in diesem Punkt mit den oben erwähnten politischen Anlagen vom Führer gekoppelt und verstärkt.⁵³⁸ Er steht nunmehr vor den Zuhörern „als Mischung zwischen absolutistischem Herrscher und kapitalistischem Unternehmer“,⁵³⁹ in dem Maße, dass er über alle finanziellen Mittel disponiert. Dahingegen finden sich die Handwerker mit der Entscheidung konfrontiert, ob sie das von ihm offerierte „[w]echselseitig[e] Vertrauen“ (FA. 10, S. 696), wodurch „das ökonomische win-win gewährleistet“⁵⁴⁰ werden könnte, annehmen sollen.

Der Aufbau der Arbeitsgesellschaft ist, wie Lenardos und Odoards Reformpläne sich abzeichnen, ein irreversibler Prozess, in dem die Arbeit „nicht länger [als] Sündenfallfolge,“ (GG. S. 727) sondern als innerwirtschaftlich eigenständige Funktion umdefiniert wird, die in das wirtschaftliche Medium Geld umgerechnet werden kann. Aus diesem Grund soll die zukunftsbezogene Konzipierung der beiden Adligen mit der Bedingung kompatibel sein, unter der der einzelne Mensch von den ständischen Fixierungen unabhängig an dem Wirtschaftssystem teilnehmen kann, ins solange als er, im Sinne von Luhmann, die mittels Geldmediums erfolgende Kommunikation versteht, nämlich versteht, wie seine Fähigkeiten und Leistungen, geschweige denn Geld selbst, wenn er sie hat, sich auf sein Eigentums- und ferner Lebensverhältnis beziehen. Im Prozess dieser neuen Strukturterminierung ist allerdings nicht zu übersehen, dass Lenardo und Odoard selbst sich der Eigenlogik der Wirtschaft unterordnen, nämlich nicht als ein Führer, der über „alle Regierungsmacht,“⁵⁴¹ verfügt, sondern als ein „brauchbar[er] Funktionsträger,“⁵⁴² der in jener Gesellschaft etwa als Arbeiter, Geldhaber oder Investierender einen wirtschaftlich spezifischen Platz einnehmen muss, selbst wenn sie

⁵³⁷ Vgl. Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 343.

⁵³⁸ Siehe. Kap. 3.2.2.2. In der Rede handelt es sich, wie vorher ausgedrückt, um die multiperspektivische Bedingtheit der erfolgreichen Zuwanderung, dementsprechend wird Odoards Überredungstechnik multiperspektivisch eingeführt; das heißt, abgesehen von seinem Reichtum die Vielfältigkeit der diplomatischen politischen Erfahrungen wahrscheinlich erleichtert es ihm, die versammelten Interessierten auf den Großplan aufmerksam zu machen.

⁵³⁹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 346.

⁵⁴⁰ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 240.

⁵⁴¹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 239.

⁵⁴² Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 202.

sich „d[er] traditionell[en] Symbiose von politisch-ökonomischer Ressourcenkontrolle“ (GG. S. 724) nicht vollständig entzogen haben. Die zeitfordernde Anpassung an die Selbsteinschränkung auf die geldbezogene Gesellschaft weist nicht zuletzt auf „[d]ie Umstellung von Familien- auf Individualbesitz“⁵⁴³ hin.⁵⁴⁴ Die Eigentumsverteidigung stützt sich nunmehr nicht auf das Haus, sondern auf das Individuum, nämlich individuelle Kompetenz, und sie gehört damit nicht zu öffentlicher Sphäre, sondern zu Privatsphäre, in der die Erfüllung des individuellen Bedürfnisses Vorrang hat. Dadurch wird es somit einsichtig gemacht, dass die Leiter der Wanderergruppe weniger an einer Repräsentationspflicht, als an der Selbstentfaltung und -befriedigung in Richtung auf die Verstärkung der ökonomischen Sicherheit orientieren.

Was das wirtschaftlich ausdifferenzierte Beobachtungsfeld anbetrifft, gibt es noch einen anderen Unternehmer, dessen Entwurf ebenfalls ernst genommen werden sollte: Der Amtmann. Im ersten Kapitel im 3. Buch wird er Wilhelm als der dritte Vorsitzende der Auswanderungsgruppe bekannt gegeben und zugleich als Gastgeber dargestellt, der es gut findet, dass die arbeitsfähige Gesellschaft auf dem gräflichen Schloss verweilt. Er ist so ein kluger, wirtschaftlich geschickter Mann, dass er weiß, „die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen,“ (FA. 10, S. 596) indem er ihnen die notwendige Akkommodation anbietet: „[I]ndem er für billige Preise seine Fruchtböden auftat und was sonst noch zu Nahrung und Notdurft erforderlich wäre zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben“ (FA. 10, S. 596).

Aber die Nutzung der vielfachen handwerklichen Dienstleistungen ist für den Amtmann „nur das Geringste“ (FA. 10, S. 738). Im sechzehnten Kapitel des gleichen Buches taucht er eher auf als ein „gewandt[er] Geschäftsmann“ (FA. 10, S.

⁵⁴³ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 141.

⁵⁴⁴ Diese Selbsteinschränkung weist einfach nicht darauf hin, die vielseitigen Anlagen von Menschen auf einen einseitigen Charakter zu reduzieren, sondern darauf, zugunsten ungebrochenen Kommunikationsanschlusses innerhalb einer bestimmten Funktionsgesellschaft das betroffene Medium zu dominieren. Wie mehrmals gesagt besteht Gesellschaft nicht aus Menschen, sondern aus Kommunikation, die je spezifischer Informationswert mit je spezifischem Medium behandelt, weil der Mensch in Luhmanns Theorie als die außer Gesellschaft existierende Multikomplexität aufgefasst wird.

740), der mittlerweile das Interesse an der Amerika-Kolonisation zu verlieren scheint,⁵⁴⁵ stattdessen „auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen,“ (FA. 10, S. 739) noch größeres Nutzen ziehen will. Hierfür ist es die Rede von „ein[em] dritte[n] heimliche[n] Verhältnis,“ (FA. 10, S. 738) aufgrund dessen er den Entschluss fasst, in seinem Gebiet eine Möbelfabrik aufzubauen. Er ist nämlich der Auffassung, dass sein neuartiger Unternehmensplan durch den Zusammenschluss von „nur Geschicklichkeit und hinreichende[m] Material“ (FA. 10, S. 739) erfüllt werden kann. Das letzte wird von ihm selbst besorgt und was die Geschicklichkeit, die „von tätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen“ (FA. 10, S. 738) zur Darstellung gebracht wird, angeht, verdankt er den „bürgerlichen Unfall,“ (FA. 10, S. 739) anhand dessen er erwartet, dass die für das Unternehmen „brauchbarsten Handwerker,“ (FA. 10, S. 739) die sich während des Bleibens mit den hübschen Mädchen des Dorfes verliebt haben, „in kurzer Zeit“ (FA. 10, S. 739) aus Amerika zurückkehren und wieder versammeln sollen.

So gesehen ist der Amtmann ein kluger Opportunist nicht nur, weil er seine genauen Kenntnisse „d[er] sämtliche[n] Persönlichkeit und d[er] häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft“ (FA. 10, S. 739) auszunutzen weiß, sondern auch, weil er schließlich zu der Erkenntnis kommt, dass diese aktuelle Situation, die mit den zufälligen Liebesereignissen angeknüpft ist, ihm Anlass dazu geben kann, durch den zweckmäßigen Zukunftsplan die Möglichkeit der höheren Vorteile zu verwirklichen. Im Rahmen des wirtschaftlichen Systems wird der Amtmann daher als ein erfahrener Kenner angesehen, in dem Maße, wie er die spezifische Funktion der Wirtschaft wahrnimmt. Er kann nämlich die Zugriffs- und Knappheitsverhältnisse, die darauf gezielt werden, „die größten Vorteile zu Haus und Hof“ (FA. 10, S. 739) zu bringen, konditionieren und begünstigen. Das rechtfertigt somit die Intention, die eigene Arbeitsorganisation, die von außerwirtschaftlichen Ordnungen nicht interveniert wird, zu errichten und dadurch „ein längst vernachlässigtes, in Verfall geratenes Besitztum verblühender Familien“ (FA. 10, S. 596) wieder lebendig herzustellen.

⁵⁴⁵ Nach Lottmann steht der Amtmann von Beginn an dem Großprojekt skeptisch gegenüber. „Seine Beteiligung war von vornherein anderen Zielen untergeordnet[.]“ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 243.

Ungeachtet der optimistischen Zukunftsaussicht, die die drei unterschiedlichen unternehmerischen Entwerfer zum Ausdruck bringen, zweifelt man jedoch daran, ob der Einstieg der geldhabenden Reformplaner in das Wirtschaftssystem sich mit demjenigen der Arbeiter, die nach wie vor gegen die Lebensbedrohung kämpfen müssen, gleichstellen lassen kann, anders gesagt, ob ihnen die Inklusion der Handwerker in dasselbe System die Eigentumsvermehrung, die für die adlige Oberschicht kaum umstritten ist, verspricht.

Im Rahmen der oben genannten Großprojekte, die auf der Basis vom modernen Wirtschaftssystem in Gang kommen müssen, wird Arbeit als Erwerbstätigkeit, die Einfluß auf Eigentumsverhältnis ausüben kann, betrachtet. Aber um dies wahrscheinlich zu machen, ist eine wirtschaftliche Gerechtigkeit nötig; „jeder [kann und soll] den vollen Wert seiner eigenen Arbeit vergütet erh[alten]“ (WiG. S. 160), dadurch muss der Arbeiter nicht länger von der Gunst der Herrschaft sowie des Oheims in den »Wanderjahren« abhängen, und weiterhin könnte allen die Möglichkeit der Wohlstandsvermehrung zugeschrieben werden. Erst in einer solchen Konstellation, in der Arbeits-, oder Erwerbsfähigkeit mit der Eigentumsfähigkeit identifiziert wird, nämlich, in der die Arbeitsleistung auf eine Eigentumsgarantie hinweist, wird ein Lösungsmittel dann gesucht, mit dem man das Problem der ökonomischen Ungleichheit, die traditionellerweise mit dem unaufgehobenen Gegensatz zwischen Reichtum und Armut reformuliert werden kann, behandelt.

In Hinsicht auf diese Arbeitsfunktion ist es aber noch fragwürdig, ob der Einsatz der Arbeitskraft in die Siedlungspläne sowie das Möbelunternehmen sich eigentlich auf die Erhöhung der Zugriffschance auf die Materialien orientiert, nach denen Bedürftige stets verlangen, damit die gesellschaftliche Spaltung, die vor allem an der ungleichen Verfügbarkeit über diese Medien liegt, nicht weiter verschärft wird. Der skeptische Blick auf „einen Ausgleichmechanismus“ (WiG. S. 158) der Arbeit lässt sich daran ablesen, dass es den Vorsitzenden an einer Vision für die individuellen Wünsche anderer fehlt; in ihren Projekten, insbesondere in den Wanderungsunternehmen rückt nicht das jeweilige Einzelinteresse der Individuen in den Vordergrund, sondern der gemeinschaftliche Zweck, der „keine Spaltung, kein[en] Widerstreit unter [ihnen]“ (FA. 10, S. 672) erlaubt, und darin bleibt auch etwa ein Verteilungsprinzip des Erworbenen, das auf das „Überlebensinteresse des

Einzelnen“ (GG. S. 827) eingehen soll, außer Acht, eher dagegen scheint „[m]ehr noch [...] das ›Ganze‹ immer schon im Eigeninteresse mitbedacht zu sein.“⁵⁴⁶

Das ungesicherte Arbeitsverhältnis zeigt sich zudem in dem Gebirge, in dem die Bewohner von der Produktion der Baumwolle leben. Sie befinden sich in einer unruhigen Situation, „denn es [ist] nicht zu leugnen, das Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Untätigkeit.“ (FA. 10, S. 619) Nach Wilhelms Darstellung scheint in der entlegenen Region eine harmonisierende konfliktfreie Stimmung zu herrschen: „Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis der Pflichten zu den Fähigkeiten und Kräften.“ (FA. 10, S. 630) In diesem Gegend ist die Arbeit nämlich durch „die familieninterne Arbeitsteilung“⁵⁴⁷ gekennzeichnet, zufolge deren alle Familienmitglieder, sogar Kinder⁵⁴⁸ in die Baumwollproduktion hineinbezogen sind. Dementsprechend „werden die handwerklichen Fähigkeiten unter Anleitung der Verwandten erlernt, liegt die Verantwortung für die Arbeit in den Händen des Hausvaters als des traditionellen Haushaltsvormunds,⁵⁴⁹ daraufhin trennen sich die Wohnstätte und der Arbeitsplatz nicht voneinander. An diesen gemeinsamen Herstellungsprozessen, in denen „[f]amiliäre Situation und Arbeitszusammenhang [...] im Heim untrennbar miteinander verschränkt [sind]“⁵⁵⁰, lässt sich erkennen, dass die Heimgewerbe bloß zum vormodernen Phänomen gehört, in dem sich die Arbeit als wirtschaftlich distinguierte Operation in Richtung der Funktion, mit Zugreifen auf Geldmedien die Knappheit zu beseitigen, noch nicht kanalisiert, demzufolge ist zu vorzustellen, wie schwierig man die handwerkliche Erwerbstätigkeit im Familienverbund in Geld kalkuliert, um den Lohn, wenn sie als Lohnarbeit gilt, zu verteilen.⁵⁵¹

⁵⁴⁶ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 215.

⁵⁴⁷ Arne Eppers: Miteinander im Nebeneinander, S. 126.

⁵⁴⁸ Siehe zum Beispiel, „Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Werberstuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Weberbaum [...]“ (FA. 10, S. 627)

⁵⁴⁹ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 186.

⁵⁵⁰ André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 186.

⁵⁵¹ Nebenbei ist zu bemerken, dass die Ware nicht unbedingt zur Geldverfügung führt, sondern sich unmittelbar auf Rohmaterial, also das Brauchbare für die Warenproduktion als „Zahlungsstatt“ reduzieren darf, obwohl die Gebirgsarbeiter ihre Waren „so gut als möglich abzusetzen“ (FA. 10, S. 702) suchen, hiermit ist noch die Undifferenzung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert

Unter der Prämisse, in der „sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten, anfänglichsten Sinne [bewegt]“ (FA. 10, S. 630) und der gemeinschaftliche Zusammenhang und Wohlstand dem individuellen Profitverhältnis vorgezogen wird, sehen sie sich mit dem Aufkommen der Maschinenteknik konfrontiert, was nicht nur „ihr[e] Existenz gefährdet, sondern auch [sie] in ihrer Berufsidentität entwertet fühlen“⁵⁵² lässt. Es ist doch kein außergewöhnlicher Fall, dass ein wirtschaftlich erfahrener Mann sowie der Geschirrfasser, der sich mit einer geldhabenden Familie angefreundet hat, die „einfacheren Werkzeuge vernachlässig[t]“ (FA. 10, S. 715), weil er die „steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten“ annehmen will, wenn es um ökonomisch „nützlichen Gebrauch“ (FA. 10, S. 715) geht. Der Umbau der Heimindustrie scheint durch die Maschinenanlage, die auf Massenproduktion setzen soll, nicht umkehrbar zu sein, dementsprechend stellt es keinen Vorteil mehr dar, dass „jeder Arbeiter [...] seine eigenen Produktionsmittel besitzt“⁵⁵³. Diese komplizierte Übergangslage führt damit zur zunehmenden Diversifizierung der wirtschaftlichen Semantik; „was das Geschäft betrifft“ z. B. sprechen die spinnenden und webenden Arbeiter nicht mehr „von gleichem Interesse“ (FA. 10, S. 703), parallel dazu bekennt sich die einflussreiche Fabrikantin Susanne⁵⁵⁴ : Nach deren Zeitauffassung „wälzt es (Maschinenwesen v. Verf.) sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen“ (FA. 10, S. 713). Auf der anderen Ebene will ein Geldhaber in ihrer Nachbarschaft, um so eifriger „mit dem Gedanken umgeh[en] selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen.“ (FA. 10, S. 714) Dementsprechend pocht der junge Gehülfe selbst, der „[d]urch anhaltenden Fleiß, Tätigkeit und Treue [...] sich bald zum Mitgenossen des Gewerbes [macht],“ (FA. 10, S. 715) auf die Einführung der Maschine in das Gebirge, doch er äußert auch die ähnliche Meinung wie Susanne, dass sie „alle Nahrung an sich ziehen“ (FA. 10, S. 719) solle.

im Wirtschaftsverkehr beobachtbar.

⁵⁵² Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 344.

⁵⁵³ Monika Wagner: Der Bermann in *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. In: Wolfgang Frühwald, u.a. (Hrsg.): Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 8, Tübingen 1983, S. 145-168, hier S. S. 162.

⁵⁵⁴ Siehe zu eingehender Beschreibung über die Rolle der „unternehmerisch erfolgreiche[n] Geschäftsführerin“ in dem Gebirge. André Lottmann : Arbeitsverhältnisse, S. 189f.

Diese lebensbedrohliche Inszenierung, in der die Gebirgsbewohner sich einem Selektionszwang aussetzen, nämlich „ihrer Heimat den Rücken zu kehren,“⁵⁵⁵ stellt sich bestimmt dem Lob des Handwerks von Lenardo gegenüber, der sogar davon überzeugt ist, dass „es [...] niemand sich ins Leben wagen [könne], als wenn er es im Notfall durch Handwerkstätigkeit zu fristen verstehe“ (FA. 10, S. 615), was eher hier nur als Hilflosigkeit und Arbeitslosigkeit bewiesen wird. So bleibt nur ein Ausweg, „ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen,“ (FA. 10, S. 713) das heißt: Das Auswandern „erscheint unter diesem Aspekt als die einzige unbedenkliche Alternative“⁵⁵⁶, sodass die Baumwollarbeiter sich gegen die „Nahrungslosigkeit“⁵⁵⁷ wehren.

Bei genauerem Hinsehen liest man jedoch an der fatalistischen Situation einen unterschiedenen Lebensweg ab, der an die unterschiedene Selektionsmotivation angeschlossen ist; während „diese guten Menschen [...] zuletzt arm und hilflos wandern“ (FA. 10, S. 714) sollen, sieht Susanne oder die Schöne-Gute,⁵⁵⁸ die selbst schon die Einwandererin aus Oheims Gebiet in das Gebirgsdorf gewesen ist, sich vor mehrere Chance stellt. Gemäß dem „im Allgemeinen vorgelegte[n], auch von Lenardo schon gebilligte[n] Plan“ (FA. 10, S. 731), in dem die Zukunft der Schönen-Guten und ihrer Bekannten dargestellt wird, ist die Konsequenz der Lebenskrise bereits vorbestimmt, wodurch sie an die Stelle von Angela bei Makarien bleibt, nicht in Begleitung der Auswanderer nach Amerika und zudem: „[D]ie Schöne-Gute übergibt dem Gehülften ihr ganzes Besitztum. Er heiratet die zweite Tochter jener arbeitsamen Familie und wird Schwager des Schirrfassers.“ (FA. 10, S. 731) Anhand dieser familiären Verbindung, die gerade „die Verschwägerung von technologischem know how und kaufmännischem Können“⁵⁵⁹ zur Folge hat, und der rechtzeitigen Geldverwendung „fördert Susanne das befürchtete Maschinewesen in ihrem Tal,“⁵⁶⁰ nämlich mit der Vermögensverfügung vermag sie ihren

⁵⁵⁵ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 203.

⁵⁵⁶ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 171.

⁵⁵⁷ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 172.

⁵⁵⁸ Siehe über die Namenwechslung und Zeichenfunktion. In: Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 157-160, Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 274-284.

⁵⁵⁹ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 179.

⁵⁶⁰ Franziska Schöbeler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 290.

Eigentumszustand zu verbessern, zumindest ungestört zu bewahren, demgegenüber befindet sich die Existenzmöglichkeit der namenlosen Handwerker noch in Unklarheit. Es gibt damit keine Gründe, dass Susanne zur See geht, gleich wie der Geschirrfasser, der „keine Not [kennt], weil er die Mittel hat, Maschinen anzuschaffen.“⁵⁶¹

Aus der ungleichen unterschiedlichen Lebenskonstellation fällt ein Sinninhalt ins Auge, dass die Gegenüberstellung zwischen Maschine und Arbeit auf diejenige zwischen Eigentum und Arbeit verlagert wird, was in der wirtschaftlich funktionalen Gesellschaft nicht ignorierbar sein darf. Wie gesagt basieren alle erwähnten Reformpläne darauf, was man eigentlich besitzt. Das ist geradezu die Vorbedingung, ein Grundbesitzer „über dem Meere“ zu werden, damit Lothario und sein Bund „als einflußreiches Staatsglied ihren Vorteil ersehen und sich in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten“ (FA. 10, S. 723) können. Makarie ist jedenfalls bereit dazu, für „d[as] neu[e] Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling“ (FA. 10, S. 730) die bedeutenden Summen auszugeben. Es ist doch nicht zufällig, dass abgesehen von Werner, dessen Interesse sich nach wie vor an Kapitalsammlung hält, sogar Philine sich nicht mehr mit ihrer geschickten Schneiderei befriedigt, sondern eher davon träumt, „sich das Monopol vorzubehalten, diese neuen Kolonien mit Kleidungsstücken zu versorgen.“ (FA. 10, S. 726) Dagegen exponieren sich die Arbeiter als Zahlungsunfähige unter dem Selektionsdruck, anhand dessen sie entweder bloß unkritisch dem propagandischen Aufruf folgen, „wie die Flötentöne des Rattenfängers von Hameln“⁵⁶², oder sich im Heimat bleibend „arbeitslustig[,]“ also „auf eine andere, lebhaftere Weise beschäftig[en]“ (FA. 10, S. 731) müssen, ohne der Maschinengefahr aus dem Weg zu gehen.⁵⁶³

Blickt man im Rahmen des Wirtschaftssystems in die ungünstige Lage hinein,

⁵⁶¹ Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 149.

⁵⁶² Henriette Herwig: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, S. 348.

⁵⁶³ Hierfür spricht Radbruch über die Wahrscheinlichkeit, dass das Maschinenwesen sich bis nach Amerika ausbreiten könnte, dann würde die heitere Aussicht auf die Zukunft in der neuen Siedlung als nur die verfälschte bewiesen. Vgl. Gustav Radbruch: Wilhelm Meisters sozialistische Sendung, S. 110,

merkt man, dass die Inklusion der arbeitenden Personen in die Wirtschaft zwar definitiv zum Vorschein kommt, aber sie nur am Rande stehen bleiben. Dabei liegt die Begründung darin, inwieweit sie über die wirtschaftlichen Medien verfügen. In dieser Gesellschaft nimmt in der Tat die Arbeit mit Bezug auf Zugriffsmöglichkeit und Knappheitsverminderung wenigeren Teil als das Medium selbst ein. Nämlich produziert nicht die Arbeit, sondern das Medium, genauer gesagt, das kapitalisierte Geldmedium das, was für die Erfüllung der wirtschaftlichen Funktion notwendig ist, dadurch rückt die Produktion des Mediums durch das Medium, also die autopoietische Reproduktion des Mediums in den Vordergrund. Die von Leonardo protokollierte Gegenwart des Arbeitslebens in dem vorindustriellen Gebirge somit bezeugt, dass der neuartige Unterschied zwischen Arbeit und Kapital nichts anderes als eine evoluierte Form des konventionellen Gegensatzes zwischen Reichtum und Armut in der vormodernen Zeit ist.

Im dritten Kapitel im 3. Buch erscheint ein furchtbarer Bericht, der die außergewöhnliche Aktualität, die aus dem unerfüllten Bedürfnis nach Eigentum resultiert hat, nachvollzieht. Der Extremfall in der wirtschaftlich ausdifferenzierten Gesellschaft ist es: Man verkauft und kauft Menschenkörper. Als Wilhelm, der sich dazu entschließt, „zum nützlichen Mitglied der Gemeinschaft,“⁵⁶⁴ also zum Wundarzt zu werden und damit auf die Anatomie einzugehen, die als die Voraussetzung für die medizinischen Kenntnisse gilt, hört er „von Auferstehungsmännern“ (FA. 10, S. 610) die die Leichen in Gräber stehlen, weil dies ihnen eine Menge Profit bringt. Das liegt vor allem daran, dass die Anatomie „unter einem Mangel an Leichen leidet“⁵⁶⁵; je stärker der Bedarf an den sezibaren Körpern wird, um so größer wird „die einträgliche Raubsucht“ (FA. 10, S. 601) der Menschen. Anders formuliert: „[J]e lebhafter, heftiger, leidenschaftlicher [...] das Studium der Zergliederung getrieben [wird]“ (FA. 10, S. 610), um so „teurer werden“ (FA. 10, S. 610) die toten Körper. Daneben ist die Unterstützung des Rechtssystems durch die „harte[n] Gesetze,“ (FA. 10, S. 601) die wissenschaftlich benutzbaren Gegenstände „in möglichster Zahl zu verschaffen,“ (FA. 10, S. 601) nicht kompatibel mit „der immer wiederholte[n] Klage [...] über die nicht hinreichende Anzahl der ver-

⁵⁶⁴ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 73.

⁵⁶⁵ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 135.

blichenen Körper“ (FA. 10, S. 601). Die brutale Kriminalität, in der geschweige denn die Grabschändung, sogar Mord eingeschlossen ist, bestimmt nicht abnehmen soll, ins solange, als es noch „de[n] dringenden, gut bezahlenden Anato[m]“ (FA. 10, S. 611) gibt.

Das Übel steht offensichtlich in Zusammenhang mit dem menschlichen Bedürfnis, in hier verstandenem Sinne, einerseits mit der Geldgier der Leichenräuber, andererseits mit „unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger“ (FA. 10, S. 602) der Wissenschaftler im Feld des medizinischen Grundstudiums. Aus dieser Perspektive betrachtet, wird der menschliche Leichnam „zu noch begehrterer Ware“⁵⁶⁶; jenen kommt er als „ein[] Rohstoff“⁵⁶⁷ vor, mit dem man das knappe Geldmittel verschaffen kann, ebenfalls diesen als ein natürliches Produktionsmittel, mit dem sie die chirurgisch professionelle Ausbildung möglich machen. Aber wie gesagt handelt es sich um die „Rohstoffknappheit“⁵⁶⁸, deren Folge den mehrdimensionalen sozialen Konflikt ausmacht. Es ist unvermeidbar, dass „die gesetzliche Strenge, die dem Leichenmangel abhelfen will“⁵⁶⁹, mit „de[m] Widerwille des Volkes, das in sittlicher und religiöser Ansicht seine Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann“ (FA. 10, S. 601), kollidiert. Die Wissensbegierde des Meisters, der im Rahmen der plastischen Anatomie Wilhelm als seinen Schüler akzeptieren und lehren wollte, drängt ihn zum Schweigen, obwohl er die mörderische Untat entdeckt hat. Das zufällige Mitwissen koppelt sich dabei nicht mit dem moralischen rechtlichen Bewusstsein, sondern mit der wissenschaftlichen Passion und der ärztlichen Tätigkeit, wodurch die Grenze zwischen Wissenschaft und Morden unklar wird.⁵⁷⁰

Diese nicht ausreichende Menge der natürlichen anatomischen Präparate erklärt geradezu, „was [diesen Meister] zwischen Wachs und Gyps gebannt hat“ (FA. 10, S. 611): Die Produktion „der künstlichen anatomischen Modelle.“⁵⁷¹ Nunmehr porträtiert er sich weder als ein Anatom noch als ein Bildhauer, sondern als „ei[n]

⁵⁶⁶ Franziska Schöbler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 321.

⁵⁶⁷ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 137.

⁵⁶⁸ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 136.

⁵⁶⁹ Kristina Skorniakova: Moderne Transzendenz, S. 390.

⁵⁷⁰ Vgl. Kristina Skorniakova: Moderne Transzendenz, S. 390.

⁵⁷¹ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 83.

Goldmacher“ (FA. 10, S. 603) in dem Sinne, dass er anhand der Produktion der artifiziellen, doch „schätzenswerte[n] Surrogate“ (FA. 10, S. 604) an dem Wirtschaftssystem teilnimmt und eine Menge Profit erwartet. Als er Wilhelm auf seine Tenne, „wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden,“ (FA. 10, S. 603) und ins geräumige Zimmer, in dem unterschiedliche Gebilde, Figuren, Büsten und Glieder gesammelt sind, führt, sagt er: „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ (FA. 10, S. 603) dadurch stellt er sich vor seinen Schüler als ein Eigentümer der Manufaktur. Es ist somit nicht zufällig, dass [d]ieser wackere Künstler [...] sich schon mit Lothario und jenen Befreundeten in Verhältnis gesetzt [hatte].“ (FA. 10, S. 606)

Die neuartige plastische Technik, die künftig gepriesen werden solle, verdankt ihrer Gerechtigkeit die Ausdifferenzierung der Wissenschaft, deren Funktion auf der Produktion neuen Wissens (Vgl. WG. S. 298) beruht, „nicht auf einer Abbildung des Vorhandenen, auf einer bloßen Verdoppelung der Gegenstände in der Erkenntnis“ (WG. S. 328). Die Wahrheit des Wissenschaftssystems spielt dabei eine führende Rolle, um altes und neues Wissen zu unterscheiden. Mit dem eigenspezifischen Code Wahrheit/Unwahrheit konstituiert und entwickelt die Wissenschaft unterschiedliche Programme, die auf Theorie oder Methode umgeformt werden, dadurch kann beispielsweise ein Wissenschaftler, der den von dem Wissenschaftsmedium mitgeteilten Informationswert annimmt oder ablehnt, entweder „von vorgefundenem Wissen abweichen oder es kritisieren“ (GG. S. 339), oder bisher unerhörtes Wissen durchsetzen. In Hinsicht auf die wissenschaftlich eigenwertige Funktion sucht der Teilnehmer an dem medizinisch ausdifferenzierten Wissenschaftssystem die Gelegenheit, „die genaueste Kenntnis der äußern und innern Glieder des Menschen“ (FA. 10, S. 609) zu gewinnen, wie Wilhelm sich zurückblickend auf seine Ausbildung im Gespräch mit Friedrich und Lenardo äußert.⁵⁷²

⁵⁷² Hierfür ist zu erwähnen: Als Wilhelm sich vorher der Anatomie als dem Grundstudium für Wundarzt in einer großen Stadt widmete, verlor er mit großem Widerwillen die Chance, den schönen Arm eines Mädchens zu sezieren, das durch unerfüllte Liebe den Selbstmord begangen hatte. Er war damals bloß nicht in der Lage, „dieses herrliche Naturerzeugnis noch weiter zu entstellen.“ (FA. 10, S. 602) Das liegt daran, dass er das schöne Körperteil im Rahmen eine[r] „Assoziation von Schönheit, Liebe und Tod“ beobachtet, nämlich in dem Bewusstsein nur das ästhetische erotische Mitleid, das auch seine traumatische Erinnerung an den toten Fischknabe aufrief, herrschte. Erst nach der Verbindung mit dem Band lernt er von der je differenzierenden Perspektive,

Er behauptet im Weiteren, dass der ärztliche Wissenschaftler „einen oberflächlichen Begriff“ vermeiden und sich der Aufgabe hingeben müsse, den wahrheitsnahen Gedanken über „Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannigfaltigsten Teile des unerforschlichen Organismus“ (FA. 10, S. 609) zu erneuern. Auf der Basis von diesem Wahrheitskriterium rechtfertigt der Meister der plastischen Anatomie mit Recht die Änderung der Beobachtungsweise, in der er den menschlichen Leib als ein „bloße[s] Untersuchungsobjekt“⁵⁷³ auffasst, doch nicht „als Inbegriff des Naturschönen.“⁵⁷⁴ Das von der Wissenschaft behaltene Körperkonzept hat nämlich weniger mit der reinsten Gestalt, die „die unmittelbare Absicht Gottes in der Natur,“ (FA. 10, S. 607) widerspiegelt, zu tun, als mit dem Wissen selbst, das „allein an der Mechanik des Körperbaus interessiert ist,“⁵⁷⁵ deshalb wird die Zergliederung vom Menschenkörper erlaubt, was aber auch mit der Wirtschaft strukturell gekoppelt werden kann.

Was bisher in diesem Abschnitt diskutiert wurde, ist die Rede von der wirtschaftlich funktionalen Differenzierung, die „infolge des Selbsterhaltungsbegehrens der Menschen“ (GS3. S. 52) abläuft. Sie ist eine überwiegende irreversible Tendenz, die die Operation hervorbringt, in der man überprüfen kann, ob ein Gegenstand, sowie das konventionelle Grundeigentum, die menschliche Arbeit, die künstlerische Schöpfungskraft, sogar der von Natur produzierte Menschenkörper, in die Geldmedien kalkuliert und damit bezahlbar wird, dabei geht es darum, dass der im Gegenstand enthaltene Sinninhalt unter den Bedingungen des Marktes erneut wieder beobachtet und umwertet wird, weiterhin darum, ob der Gegenstand „profitabel verwendbare Ergebnisse herauskommen“ (WG. S. 638) lässt.

Es ist ebenfalls ein wesentlicher Grundzug, dass alle Personen in der modernen Gesellschaft, abgesehen von ihrer Standeszugehörigkeit, im Wirtschaftssystem insoweit inkludiert werden können, als sie über die Geldmedien verfügen. Diese Vorbedingung greift dennoch immer den Gedanken über die soziale Ungleichheit

mit dem Unterscheidungsmerkmal zwischen Natur, Kunst und Wissenschaft in seinem Auge entdeckt wird und dadurch die Trennung von Schönheit und Wahrheit erfolgt. Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 82. Vgl. Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 306 und S. 320.

⁵⁷³ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 82.

⁵⁷⁴ Franziska Schößler: Goethes Lehr- und Wanderjahre, S. 306.

⁵⁷⁵ Günter Saße: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«, S. 83.

auf. Wenn die hohe Schicht, der die unabdingbare Trennung der wirtschaftlichen Funktion von der alten Ordnung deutlich bewusst ist, sich gleichwohl auf der hegemonialen Grundlage an die soziale Umwälzung anpasst, so muss die niedrige Schicht zu stärkerer Selbstbeschränkung bereit sein, weil die Knappheitsverminderung durch die Arbeit als ihre Gelegenheit, auf Geld zuzugreifen, nur bedingt zu erwarten ist, in dem Sinne, dass ihre Arbeitschance, wie in den Großprojekten dargestellt, an die adlige wirtschaftliche Reformhaltung angebunden ist. Von dem adligen Blickpunkt aus gesehen rückt unter anderem die Konsolidierung der Eigentumsverhältnisse in den Vordergrund. Dafür spielt das gegebene Eigentum, das abhängig von den stratifikatorischen Sukzessionen bleibt, eine leitende Rolle als ein Reproduktionsmittel des weiteren Eigentums. Anders gesagt: Das Eigentum kann geradezu durch das Eigentum selbst erworben werden, wodurch die Instrumentalisierung des Eigentums zur Schau kommt. Demgegenüber befinden sich die meisten anonymen Arbeiter noch in der unstabilen Situation, in der die gerade entstehende, aber noch schwache Bindung zwischen Arbeit und Eigentum beobachtbar ist.

In der bisherigen entfalteten Argumentation, die Goethes »Wilhelm Meister-Romane« als Beobachtungsgegenstände ansieht, wird die Unentbehrlichkeit der Gesellschaftsdifferenzierung proklamiert. Im Blick der Adligen ist jedoch die vollständige Trennung von der älteren Form des sozialen Systems kaum denkbar, in dem Sinne, dass ihre Reformen sowie die Abschaffung der Steuerfreiheit oder die Wanderungsprojekte die Überlegenheit der Eigentums- und Machtverhältnisse voraussetzen, und diese privilegierte Lebensbedingung nicht zuletzt in der vormodernen Stratifikation wurzelt. In der primär funktional differenzierten Gesellschaft plädiert der wirtschaftliche Vorzug wiederum für die politische Sicherheit und wird „als Machtinstrument behandelt“ (GG. S. 564). Dagegen deutet die strukturelle Kopplung zwischen dem Geldmedium und der Macht im Blick der niedrigen Schicht auf eine ständige Asymmetrie hin, das heißt: die funktionale Differenzierung orientiert sich nicht auf die Überwindung der alten Ordnung, also nicht auf die Realisierung der Vorstellung von Gleichheit und Ausgewogenheit. Dadurch kommt eher die soziale Phänomen ins Spiel, „die natürliche Ungleichheit in zivili-

sierte Ungleichheit zu überführen.“ (GS3. S. 19)

Diese Analyse über die politische und wirtschaftliche Differenzierung der Gesellschaft besagt allerdings nicht, dass das Ungleichheitsproblem oder die noch mangelhafte Reziprozität zur Wesentlichkeit der Übergangsphase der Ausdifferenzierung gehört, sondern es dabei um die Gestaltung der neuen Semantik geht, die sich auf die Möglichkeit beruft, dass man sein Bewusstsein immer weiter stimuliert, in dem Maße, wie man auf die immer erweiterte Kommunikationschance zugreift und damit die jeweils anders auftauchenden Erfahrungen und Erleben in die Sinninhalte der Gedankenwelt hineinbezieht. Unter den Konstellationen werden die Zusammenhänge, in denen die Differenzierung der Medien und gesellschaftlicher Struktur und die daraus erfolgende Anreicherung der kulturellen Semantik, die sich durch die Verinnerlichung des menschlichen Bewusstseins als Reaktion auf jene Differenzierung herausbildet, anschaulich gemacht.

Schlussbemerkung

Diese Arbeit hat darauf gezielt, von der Frage ausgehend, wie man eine mögliche Schnittmenge zwischen Systemtheorie von Niklas Luhmann und den als klassisch kanonisierten »Wilhelm Meister-Romanen« von Goethe entdeckt,⁵⁷⁶ den in den Romanen zu beobachtenden gesellschaftlichen Umwandlungen nachzuspüren im Rahmen der Systemtheorie, die besagt, dass soziale Differenzierung vornehmlich von Kommunikationsdifferenzierung abhängt. Dabei geht es m. E. um die Übergangssituation, in der die Umstellung der von Ständen bestimmten auf die modernisierende Gesellschaft auffällig ist, die auf Funktion beruht, die je Situation mit Benutzung von je eigenem symbolisch generalisiertem Kommunikationsmedium eigenspezifisch operiert.

Es gibt demnach kein System in der Welt mehr, das in sich alle Funktionen umfasst, nämlich keine soziale Form mehr, die die funktionsübergreifende Operation übernimmt. Aus diesem Grunde tritt das gesellschaftliche Differenzierungsprinzip in den Vordergrund.

Die Transformation von dem schichtenmäßigen, insbesondere seit dem 18. Jahrhundert, in das funktional differenzierte System betrifft nicht sowohl die jeweilige Funktion, die je einer Teilgesellschaft zugeschrieben wird, als auch die Struktur der Gesamtgesellschaft, in dem Sinne, dass sie keine Zentralposition in sich findet, konzipiert und konzidiert, sondern sich nur auf innergesellschaftliche Umwelt hin bestimmt, wodurch die funktionsbedingte „Gesellschaft von keinem Punkt aus als

⁵⁷⁶ Beispielsweise spricht Saße bei der Romananalyse „die sich zunehmend funktional ausdifferenzierende Gesellschaft“ an, doch steht die von ihm aufgezeigte Konnotation über die Funktion der menschlichen Individualität gegenüber, denn die Funktion in der modernisierenden Gesellschaft, die „mit ihren unterschiedlichen Aufgabefeldern“ verknüpft werde, impliziert nicht zuletzt die „unterschiedlichen Rollenzuweisungen“ der Individualität, und dadurch „wächst das Bedürfnis nach einem Ich-Bewußtsein“. In: Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 241. Im Weiteren scheint ihm dabei naheliegend, dass „die sich durch Unvergleichlichkeit auszeichnende Individualität, die gerade nicht in ihrer Funktionalität aufgeht,“ und diese neue Forderung der Gesellschaft auseinanderhalten. In: Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 246. Demgegenüber spricht die Luhmannsche Theorie m. E. wenig von dem Konflikt zwischen dem individuellen Menschen und der funktionalen Gesellschaft, als von dem strukturell miteinander koppelnden System-/Umwelt-Verhältnis, in dessen Kondensierung die Gestaltung der Individualität, die über jeweils andere Funktion verfügen kann und muss, in Gang kommt.

Ganze repräsentiert⁵⁷⁷ und sogar als „eine leere Bühne, die die Teilsysteme miteinander teilen und auf der sie sich irgendwie miteinander arrangieren müssen“⁵⁷⁸, begriffen wird.

Dieser gesellschaftliche Umbau, der einen in vielen Hinsichten signifikanten Wandel einleiten muss, zeichnet sich durch „zunehmende Komplexität, zunehmende Größenverhältnisse“ (GS2. S. 21) aus, weil je mehr die funktionsbezogenen Kommunikationsmedien, gerade die symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien sich ausdifferenzieren, um so mehr muntern sie als Katalysator die Ausdifferenzierung der Gesellschaft auf. Diese Umwälzung in Richtung auf funktional differenzierende Gesellschaft wird daher in „eine höhere Rollendifferenzierung“ (GS1. S. 166) und in die Identitätsdifferenzierung einer Person eingebunden, die als Teilnehmer an je Funktionssystem erst dadurch eigene Individualität gestaltet, und ferner gibt sie Anlass zu der Diversifizierung der Semantik als der von menschlichem Erleben und Handeln angesammelten Kulturvorräte. Die Person findet sich nun „im komplexer werdenden Sozialgefüge“⁵⁷⁹, in dem die Individualität nicht von der Ständeordnung bestimmt wird, ferner „in ein kaum lösbares Spannungsverhältnis [gerät]“⁵⁸⁰, weil die individuelle Individualität nicht mehr aufgrund der totalitären Identität, sondern der polykontexturalen Aufteilung der Funktion konstruiert wird.

Goethe ist ohne Zweifel der Romanverfasser, der als feinführender Zeitdiagnostiker diese unübersehbare Epochenschwelle nicht aus dem Auge verlor, sondern vielmehr so durchlebte, dass er diese komplizierte Sachlage mit seinem künstlerischen Spieltrieb in die prosaische Kunstform umgewandelt. Es ist somit kaum fragwürdig, dass er, ungeachtet der gelegentlichen, aber teilweise langfristigen Unterbrechung von der Verfassung, gerade sein Zeit- und Weltverständnis, das gewissermaßen von den von der gesellschaftlichen Modifikation veranlassten soziokulturellen Umbrüchen beeinflusst wurde, vergegenwärtigt hat. Unter diesem Gesichtspunkt werden »Wilhelm Meister-Romane«, die „Goethes Zeitzeugenschaft

⁵⁷⁷ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 44.

⁵⁷⁸ Uwe Schimank: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, S. 272.

⁵⁷⁹ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 241.

⁵⁸⁰ Sina Farzin: Inklusion Exklusion, S. 35.

dokumentieren“⁵⁸¹, als geeignete Untersuchungsgegenstände betrachtet, wenn man die Luhmannsche Gesellschaftstheorie auf den geschichtlichen Weltbezug anwenden, in dem Maße, dass in den Romanen „die ambivalenten Grundzüge der moderen Differenzierung“ (SA2. S. 160) und auch die sich daraus ergebenden semantischen Mischungen offenkundig enthalten sind.

Der soziale Wandel in den Romanen befindet sich explizit in einer Übergangsphase, in der alte und neue Lebensordnungen ineinander übergehen. Das Auftauchen der funktionsabhängigen Gesellschaft und das Abtauchen der stratifikationsabhängigen sind durchaus nicht vermeidlich, in dem Maße, wie neuartige Kommunikationsmedien, wie Macht, Geld, Wahrheit, Recht oder Kunst in Erscheinung treten. Im Verlauf der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft können alle Personen, sei es Adel oder sei es Volks, prinzipiell an allen Teilsystem teilnehmen, aber die höhere Schicht sieht sich in einer noch günstigeren Position, der die adlige Gruppe den privilegierten Haushalt und die Erbschaft verdanken soll. Demnach gewöhnen sich die adligen Menschen wie Lothario, Lenardo und Odoard relativ rasch an die über die konventionelle Normativität hinausreichende Umwälzung und nunmehr bringt dies nicht die soziale Repräsentation mit sich, die zuvor seit der Geburt mit ihrem Wesen identifiziert wurde, eher eine Privatisierungsablauf, die der Gestaltung der persönlichen Individualität dient. Dagegen wird der niedrigen Schicht nach wie vor nur wenige Zugriffschance auf die erneut ausdifferenzierten Medien zugesprochen.

Der Protagonist Wilhelm, der die bildungsbürgerliche Herkunft hat, ist par excellence der Mann, der sich an die widerspruchsvolle aussichtslose Situation anpassen soll, weil er am Anfang nicht weiß, wie und an welcher Gesellschaft er sich beteiligen kann und muss. Wilhelm in der »Sendung« kennt nichts anderes als das Kunstsystem, nämlich das Theater, das als ein alleiniges wesentlichstes System die vollständige Harmonisierung von dem Menschen und der Welt verwirklichen kann. Im ersten Teil der »Lehrjahren« beharrt Wilhelm ebenfalls noch auf der theatralischen Karriere, die mit der kaufmännischen Lebenshaltung überhaupt nicht äquivalent ist. Konsequenterweise wird das Theatersystem jedoch nach dem

⁵⁸¹ Günter Saße: Auswandern in die Moderne, S. 241.

Abschluss der Lehrjahre als eine illusionäre Verkennung oder höchstens als ein Erkenntnismittel des Irrtums, das als ein Schlüsselwort das junge Leben von dem Protagonisten übergreifend beschreibt, bewiesen wird.⁵⁸² Auf der anderen Seite gibt ihm der Eintritt in die Adelwelt Anlass zur Erweiterung der Kommunikationsebene, auf der er beobachtet, dass seine adligen Bekannten sich um die Notwendigkeit vom gesellschaftlichen Umbau kümmern. In den »Wanderjahren« bleibt zwar die theatralische Funktion in der Gesellschaft übrig, aber das betrifft nur im begrenzten Umfang ein erzieherisches Hilfsmittel, oder sogar hört Wilhelm von der Nutzlosigkeit der Theater im Rahmen der Wirtschaft sprechen.⁵⁸³ Wilhelm in dem Altersroman steht nicht mehr als ein Romanheld, der die gesamte Handlung leitet, sondern nur als ein Beobachter, der etwas, was er gesehen, gehört oder vernommen hat, berichtet.

Das Wesentliche in der beobachteten Welterfahrung besteht in der Realität, in der die Gesellschaft in der Weise evoluiert, dass sie sich ausdifferenziert, um das innergesellschaftliche Komplexitätsproblem zu erledigen. Dabei werden neue Inklusionsprinzipien eingesetzt, wonach nicht die Stratifikation, sondern die über ein Medium verfügbare Funktion als der erste Faktor für die Kommunikation gilt, obwohl diese erneute Teilnahmemöglichkeit noch „nie vollständig und nie schichtungsneutral realisiert worden sind.“ (SA2. S. 160)

Im Rahmen des bisherigen Beobachtungshorizontes wird somit die Interpretation in Richtung auf „eine harmonisch funktionierende Gesellschaftsordnung“⁵⁸⁴ oder auf die Vereinbarung einer solchen Gesellschaft mit „d[er] Idee des autonom handelnden Individuums“⁵⁸⁵ aufgehoben, denn in der funktional differenzierenden Gesellschaft existiert „das Problem der inneren Pluralität des Selbst“ (GS3. S. 223) und wird die Gestaltung der Individualität erst durch die Inklusion „in mehrere Selbsts, mehrere Identitäten, mehrere Persönlichkeiten“ (GS3. S. 233) ermöglicht. Im

⁵⁸² Hierbei erinnert die Bemerkung an das Gespräch mit dem Landgeistlichen im 7. Buch in den »Lehrjahren«: „Darin irren Sie sich; alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei“ (FA. 09, S. 798)

⁵⁸³ Der Aufseher in der Pädagogischen Provinz z. B. besagt: „Die sämtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirtschaft geneigt wären, eins aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle, [...]“ (FA. 10, S. 529)

⁵⁸⁴ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 12.

⁵⁸⁵ Stefan Blessin: Die Romane Goethes, S. 12.

Kontext von dem Weltverständnis kommt nun nicht mehr die Dichonomie der Welt und dem Ich, sondern die soziale Wahrscheinlichkeit, dass „mit zunehmender Gleichheit auch die Ungleichheit gestiegen [ist], ebenso wie mit zunehmender Unabhängigkeit der Teilsysteme auch ihre wechselseitige Abhängigkeit“ (SA2. S. 160), auf den Punkt.

Wenn es schließlich um die Funktion der Literatur geht, die Gesellschaft, nämlich die gesellschaftsbezogene Aktualität widerzuspiegeln, oder anders gesagt, wiederzugeben, was in der Gesellschaft zu beobachten ist, wird Goethe als ein guter Beobachter genannt. Er beobachtet, was sich in der Außenwelt ereignet, und fomt die beobachtete reale Welt mithilfe seiner imaginären Innenwelt zum Kunstwerk, dabei wird die fiktive Gesellschaft nicht vollständig von der realen Gesellschaft losgelöst, sondern eher koppeln sich die reale Realität und fiktive Realität miteinander, wodurch sich die Literatur als ein Medium zu der Selbstdarstellung der Gesellschaft bestimmt.

Wird die Goethesche Betrachtungskapazität anerkannt, bedarf man einer positiven Bemerkung über die Fragestellung, ob Goethe eigentlich ein zeitmäßiger Dichter ist. Jaspers, der den Goethepreis in 1947 erhielt und bei dieser Verleihung einen Vortrag über Goethe hielt, antwortet nur skeptisch darauf: „Goethes Welt ist vergangen. [...] Goethes Welt ist der Abschluß von Jahrtausenden des Abenslandes, [...] Es ist die Welt, aus der zwar die unsrige hervorgegangen ist, von der sich aber die unsrige schon so weit entfernt hat, daß Goethe Homer näher zu stehen scheint als uns.“⁵⁸⁶ Wenn Niklas Luhmann den gleichen Preis erhalten hätte, hätte sich der Soziologe m. E. an der Stelle ganz anders äußern sollen, in dem Sinne, dass die von dem Dichter porträtierte Umbauarbeit der Gesellschaft, die vor allem funktionale Ausdifferenzierung als Modernisierungsgang kennzeichnet, noch ins Spiel kommt.

⁵⁸⁶ Karl Jaspers, Karl: Unsere Zukunft und Goethe. In: Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland, Teil IV 1918-1982, München 1984, S. 288-304, hier, S. 291.

Literaturverzeichnis

Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Gerhard Neumann/Hans-Georg Dewitz (Hrsg.): Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 10, Frankfurt/M 1992.

Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden (1821), Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden (1829), Gerhard Neumann/Hans-Georg Dewitz (Hrsg.): Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 10, Frankfurt/M 1989.

Ders.: Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden (1821), Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden (1829), Gonthier-Louis Fink / Gerhart Baumann / Johannes John (Hrsg.): Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens Münchner Ausgabe, Bd. 17, München 1991.

Adorno, Theodor: Ästhetische Theorie, Frankfurt/M 1970.

Ammerlahn, Hellmuth: Wilhelm Meisters Mignon – ein offenklares Rätsel. Name, Gestalt, Symbol, Wesen und Werden. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, Jg. 42, Heft 1, Stuttgart 1975, S. 89-116.

Baraldi, Claudio / Corsi, Giancarlo / Esposito, Elena: GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt/M 1997.

Bahr, Ehrhard: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden. In: Bernd Witte/Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 186-231.

Becker, Frank / Reinhardt-Becker, Elke: Systemtheorie. Eine Einführung für die Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M 2001.

Berger, Johannes: Neuerliche Anfragen an die Theorie der funktionalen Differenzierung. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 207-230.

Behler, Ernst: Goethes Wilhelm Meister und die Romantheorie der Frühromantik. In: ders.: Studien zur Romantik und zur idealistischen Philosophie, Paderborn 1993. S. 157-172.

Berghaus, Margot: Luhmann leicht gemacht, 2. Aufl., Köln 2003.

Blessin, Stefan: Die radikal-liberale Konzeption von Wilhelm Meisters Lehrjahren, In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, Jg. 49, Stuttgart 1975, S. 190-225.

Ders.: Goethes Romane, Königstein/Ts. 1979.

Böckmann, Paul: Voraussetzung der zyklischen Erzählform in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. In: Albert R. Schmitt (Hrsg.): Festschrift für Detlev W. Schumann, München 1970.

Brackert, Helmut/Stückrath, Jörn (Hrsg.): Literaturwissenschaft, 8. Aufl., Hamburg 2004.

Degering, Thomas: Das Elend der Entsagung: Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, Bonn 1982.

Demel, Walter: Der Prozeß der Modernisierung der Gesellschaft: Französische Revolution, Industrialisierung und sozialer Wandel. In: Silvio Vietta / Dirk Kemper (Hrsg.): Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik, München 1998, S. 71-96.

Dieckmann, Johann: Schlüsselbegriffe der Systemtheorie, München 2006.

Dziewas, Ralf: Der Mensch – ein Konglomerat autopoietischer Systeme? In: Werner Krawietz/Michael Welker (Hrsg.): Kritik der Theorie sozialer Systeme. Auseinandersetzung mit Luhmanns Hauptwerk. 2Aufl., Frankfurt/M 1992. S. 113-132.

Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft, Frankfurt/M 2002.

Eppers, Arne: Miteinander im Nebeneinander, Gemeinschaft und Gesellschaft in Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen, Tübingen 2003.

Farzin, Sina: Inklusion/Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung, Bielefeld 2006.

Fink, Gonthier-Louis: Wilhelm Meisters Wanderjahre, Anhang. In: Gonthier-Louis Fink / Gerhart Baumann / Johannes John (Hrsg.): Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens Müncher Ausgabe, Bd. 17, München 1991, S. 957-1015.

Ders.: Die Auseinandersetzung mit der Tradition in Wilhelm Meisters Wanderjahren. In: Adrien Finck / Gonthier-Louis Fink (Hrsg.): Recherches Germaniques, Nr. 5, Strasbourg 1975, S. 89-142.

Ders.: Die Bildung des Bürgers zum «Bürger». Individuum und Gesellschaft in Wilhelm Meisters Lehrjahren. In: Adrien Finck / Gonthier-Louis Fink (Hrsg.): Recherches Germaniques, Nr. 2, Strasbourg 1972, S. 3-37.

Fuchs, Peter: Weder Herd noch Heimstatt – Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 2, Leverkusen 1997, S. 413-437.

Fügen, Hans Norbert: Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Me-

thoden, 6. Aufl., Bonn 1974.

Gerth, Klaus: „Das Wechselspiel des Lebens“ Ein Versuch, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (wieder) einmal anders zu lesen, Goethe Jahrbuch, Bd. 113, Weimar 1996, S. 108-120.

Gethmann-Siefert, Annemarie: Einführung in Hegels Ästhetik, München 2005.

Gidion, Heidi: Zur Darstellungsweise von „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, Göttingen 1969.

Giegel, Hans-Joachim / Schimank, Uwe (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001.

Göbel, Markus/Schmidt, Johannes F. K.: Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 4, Heft 1, Leverkusen 1998, S. 87-117.

Grandjonec, Jacques: Literarisches Echo demokratischer Bestrebungen im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert am Beispiel von Goethes Wilhelm Meister. In: Otto Büsch / Walter Grab (Hrsg.): Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa. Im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert. Ein Tagungsbericht, Berlin 1980, S. 196-219.

Greiner, Bernhard: Puppenspiel und Hamlet-Nachfolge: Wilhelm Meisters 'Aufgabe der theatralischen Sendung, Euphorion 83, Heidelberg 1989, S. 281-296.

Günzler, Claus: Bildung und Erziehung im Denken Goethes, Philosophische Grundlagen und aktuelle Perspektiven einer Pädagogik der Selbstbeschränkung, Köln 1981.

Hahn, Karl-Heinz: Adel und Bürgertum im Spiegel Goethescher Dichtungen zwi-

schen 1790 und 1810 unter besonderer Berücksichtigung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“. In: Goethe Jahrbuch, 95 Weimar 1978, S. 150-162.

Herwig, Henriette: Das ewig Männliche zieht uns hinab: »Wilhelm Meisters Wanderjahre«, Tübingen 1997.

Janz, Rolf-Peter: Zum sozialen Gehalt der »Lehrjahre«. In: Helmut Arntzen u.a. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie, Berlin/ New York 1975, S. 320-340.

Jaspers, Karl: Unsere Zukunft und Goethe. In: Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland, Teil ~~IV~~ ~~9821~~ München 1984, S. 288-304.

Karnick, Manfred : „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ oder Die Kunst des Mittelbaren, München 1968.

Kimmich, Dorothee / Renner, Rolf Günter / Stiegler, Bernd (Hrsg.): Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart, Stuttgart 2003.

Klawitter, Arne / Ostheimer, Michael: Literaturtheorie – Ansätze und Anwendungen, Göttingen 2008.

Klingenberg, Anneliese: Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“, Berlin/Weimar 1972.

Kneer, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 301-332.

Kneer, Georg / Nassehi Armin: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, 4.

Aufl., München 2000.

Köpke, Wulf: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (1777-86), In: Paul Michael / Lützeler u. a. (Hrsg.): Goethes Erzählwerk, Stuttgart 1985.

Koselleck, Reinhart: Begriffsgeschichten, Frankfurt/M 2006.

Krings, Marcel: Die entgötterte Welt. Religion und Ökonomie in Goethes "Lehrjahren", In: Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 127, Heft 2, Berlin 2008, S. 164.

Kuhm, Klaus: Exklusion und räumliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 29, Heft 1, Stuttgart 2000, S. 60-77.

Lottmann, André: Arbeitsverhältnisse. Der arbeitende Mensch in Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen und in der Geschichte der Politischen Ökonomie, Würzburg 2011.

Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

Ders.: Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie. In: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

Ders.: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen 1975.

Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M 1980.

Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M 1981.

Ders.: Liebe als Passion, Frankfurt/M 1982.

Ders.: Soziale Systeme, Grundriß der allgemeinen Theorie, Frankfurt/M 1984.

Ders.: Zum Begriff der sozialen Klasse. In: ders. (Hrsg.): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee, Opladen 1985, S. 119-162.

Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M 1988.

Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M 1989.

Ders.: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M 1990.

Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/M 1995.

Ders.: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/M 1995.

Ders.: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M, 1997.

Ders.: Die Politik der Gesellschaft, Frankfurt/M, 2000.

Ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2 Aufl., Opladen 2005.

Ders.: Was ist Kommunikation? In: ders. (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2 Aufl., Opladen 2005, S. 109-120.

Ders.: Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. In: ders. (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005, S. 121-135.

Ders.: Die Form „Person“. In: ders. (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005, S. 137-148.

Ders.: Inklusion und Exklusion. In: ders. (Hrsg.): Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005. S. 226-251.

Ders.: Einführung in die Systemtheorie, 3. Aufl., Heidelberg 2006.

Ders.: das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008. S. 102-122.

Ders.: Das Medium der Kunst. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008. S. 123-138.

Ders.: Literatur als Kommunikation. In: Niels Werber (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008. S. 373-388.

Ders.: Einführung in die Theorie der Gesellschaft, 2. Aufl., Heidelberg 2009,

Ders.: Politische Soziologie, Frankfurt/M 2010,

Lukács, Georg: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: ders.: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten, Neuwied und Berlin 1964.

Mannack, Eberhard: Der Roman zur Zeit der Klassik: Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: Karl Otto Conrady (Hrsg.): Deutsche Literatur zur Zeit der Klassik, Stuttgart 1977, S. 211-225.

Martini, Fritz: Ebenbild, Gegenbild. „*Wilhelm Meisters theatralische Sendung*“ und Goethe in Weimar 1775 bis 1876. In: Goethe Jahrbuch, Bd. 93, Weimar 1976, S. 60-83.

Müller, Klaus-Detlef, Lenardos Tagebuch. Zum Romanbegriff in Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, 53, Stuttgart 1979, S. 275-299.

Nassehi, Armin: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz. Über die kommunikationstheoretischen Grundlagen von Luhmanns Gesellschaftstheorie. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 21-41.

Ders.: Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, 2. Aufl., Wiesbaden 2008.

Nassehi, Armin / Nollmann, Gerd: Inklusionen. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 2, Leverkusen 1997, S. 393-411.

Neuhaus, Volker: Die Archivfiktion in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. In: Euphorion 62, Rainer Gruenter / Arthur Henkel (Hrsg.), Heidelberg 1968, S. 13-27.

Neumann, Gerhard / Dewitz, Hans-Georg: Kommentar. In: ders.(Hrsg.), Johann Wolfgang von Goethe. Wilhelm Meisters Wanderjahre, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 10, Frankfurt 1989, S. 775-1306.

Petersen, Jügen H., Wagner-Egelhaaf, Martina: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft, Berlin 2006.

Radbruch, Gustav: Wilhelm Meisters sozialistische Sendung. In: Klaus Lüders-

sen (Hrsg.), Die wahre Liberalität ist Anerkennung. Goethe und die Jurisprudenz, Baden-Baden 1999, S. 101-122.

Reed, Terence James: Revolution und Rücknahme: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ im Kontext der Französischen Revolution. In: Goethe Jahrbuch, Bd., 107, Weimar 1990, S. 27-43.

Reiss, Hans: Wilhelm Meister Wanderjahre. Der Weg von der ersten zur zweiten Fassung. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geisteswissenschaft, 39, Stuttgart 1965, S. 34-57.

Ders.: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung - Ernst oder Ironie? In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, Jg. 11. Stuttgart 1967, S. 268-296.

Saße, Günter: "Sinn ist mehr als Glück" Die symbolische Ordnung der Pädagogischen Provinz in Goethes *Wanderjahren*. In: Ortrud Gutjahr (Hrsg.): Westöstlicher und Nordsüdlicher Divan. Goethe in interkultureller Perspektive, Paderborn 2000, S. 179-186.

Ders.: Der Sohn als Vater. Wilhelm Meisters Weg vom »unbefiederten Kaufmannssohn« zur »zweifelhaften Vaterschaft«. In: Klaus-Michael Bogdal / Ortrud Gutjahr / Joachim Pfeiffer (Hrsg.): Jugend. Psychologie-Literatur- Geschichte, Würzburg 2001, S. 133-146.

Ders.: »Die Zeit des Schönen ist vorüber«. Wilhelm Meisters Weg zum Beruf des Wundarztes in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsa-genden*. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 26, 2. Heft, Tübingen 2001, S. 72-97.

Ders.: Auswandern in die Moderne. Tradition und Innovation in Goethes Roman ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹, Berlin/New York 2010,

Schmied, Michael: Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 117-153.

Schimank, Uwe: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten. In: Hans-Joachim Giegel / Uwe Schimank (Hrsg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns »Die Gesellschaft der Gesellschaft«, Frankfurt/M 2001, S. 261-300.

Schings, Hans-Jürgen: Goethes Romane - Wege in die Moderne. In: Thomas Jung, u.a. (Hrsg.): Über die Grenzen Weimars hinaus-Goethes Werk in europäischen Licht. Frankfurt 2000, S. 123-134.

Schlaffer, Hannelore: Wilhelm Meister. Das Ende der Kunst und die Wiederkehr des Mythos, Stuttgart 1989.

Schöblier, Franziska: Goethes Lehr- und Wanderjahre. Eine Kulturgeschichte der Moderne, Tübingen 2002.

Schroer, Markus: Das Individuum der Gesellschaft, Frankfurt 2000.

Schulz, Gerhard: Gesellschaftsbild und Romanform. Zum Deutschen in Goethes Wanderjahren. In: ders. (Hrsg.): Exotik der Gefühle. Goethe und seine Deutschen, München 1998, S. 129-154.

Schützeichel, Rainer: Sinn als Grundbegriffe bei Niklas Luhmann, Frankfurt/M 2003.

Schwanitz, Dietrich: Selbstreferentielle Systeme. In: Helmut Kreuzer (Hrsg.): Philologische Grundbegriffe. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi), Heft 77, Göttingen 1990, S. 100-125.

Schwinn, Thomas: Inklusion und soziale Ungleichheit. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 10, Heft 4, Opladen 2000, S. 471-483.

Selbmann, Rolf: Der deutsche Bildungsroman, 2. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart/Weimar 1994.

Skorniakova, Kristina: Moderne Transzendenz. *Wie Goethes Wilhelm-Meister-Romane Sinn machen*, Leipzig 2010,

Sorg, Klaus-Dieter: Gebrochene Teleologie, Heidelberg 1983.

Stadler, Ulrich: Wilhelm Meisters unterlassene Revolte. Individuelle Geschichte und Gesellschaftsgeschichte in Goethes Lehrjahren. In: Euphorion 74, Heidelberg 1980, S. 360-374.

Stäheli, Urs: Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie, Göttingen 2000.

Steiner, Uwe: Wilhelm Meisters Lehrjahre, In: Bernd Witte / Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 141.

Stichweh, Rudolf: Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und Weltgesellschaft. In: Dirk Baecker, u.a. (Hrsg.): Soziale Systeme, Jg. 3, Heft 1, Leverkusen 1997, S. 123-136.

Ders.: Zur Theorie der politischen Inklusion. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 8, Heft 4, Opladen 1998, S. 539-547.

Vosskamp, Wilhelm: Utopie und Utopiekritik in Goethes Romanen. Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wilhelm Meisters Wanderjahre. In: ders. (Hrsg.): Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie, Stuttgart 1982, S. 227-249.

Ders.: Wilhelm Meisters Theatralische Sendung. In: Bernd Witte / Peter Schmidt (Hrsg.): Goethe Handbuch, Bd. 3, Stuttgart 1997, S. 101-113.

Wagner, Monika: Der Bermann in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. In: Wolfgang Frühwald, u.a. (Hrsg.): Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 8, Tübingen 1983, S. 145-168.

Werber, Niels (Hrsg.): Niklas Luhmann. Schriften zu Kunst und Literatur. Frankfurt/M 2008.

Wolf, Norbert Christian: „Die Wesenheit des Objektes bedingt den Stil“. Zur Modernität des Erzählkonzepts in „Wilhelm Meisters Wanderjahren.“ In: Goethe Jahrbuch, 119, Weimar 2002, S. 52-65.